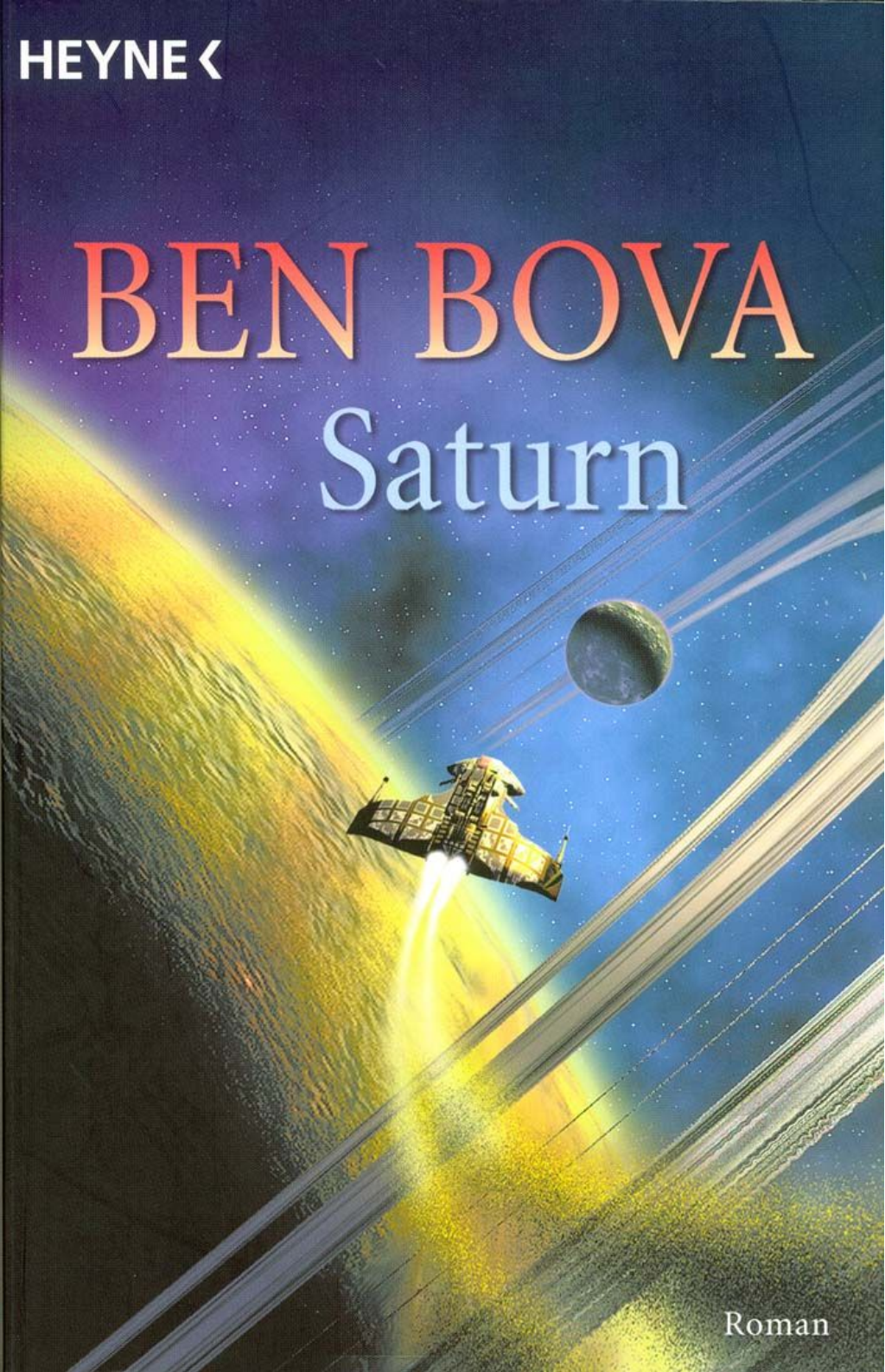
HEYNE

BEN BOVA

Saturn



Roman

BEN BOVA

Saturn

Roman

Aus dem Amerikanischen von
MARTIN GILBERT

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Das Buch

Die nicht allzu ferne Zukunft: Christliche und islamische Fundamentalisten haben einen so großen politischen Einfluss auf der Erde erlangt, dass Wissenschaftler und andere »Säkularisierte« gezwungen sind, den Planeten zu verlassen. Im Mondorbit ist für sie ein riesiges Habitat, die *Goddard*, entstanden, das mehr als zehntausend Menschen aufnehmen kann und zum Saturn gesteuert werden soll, um dort als Außenposten der menschlichen Zivilisation und als Basis für die Erforschung des Ringplaneten und seiner Monde zu dienen. Doch niemand ahnt, dass eine Gruppe von religiösen Fanatikern mit an Bord ist, die nur ein Ziel kennt: Die Macht im Habitat zu übernehmen, die Wissenschaftler kaltzustellen und die Ungläubigen zu bekehren – und sei es mit Gewalt. Als die *Goddard* den Jupiter passiert, sehen sie die Zeit gekommen, um loszuschlagen…

Der Autor

Ben Bova, 1932 in Philadelphia geboren, ist einer der bekanntesten Science-Fiction-Autoren unserer Zeit. Insbesondere mit seinen Romanen aus der sogenannten Sonnensystem-Reihe »Mars«, »Venus«, »Jupiter« und nun »Saturn« ist er außerordentlich erfolgreich. Bova lebt mit seiner Familie in Florida.

Wieder einmal für Barbara – und für Dr. Jerry Pournelle, einen Kollegen und Freund, der den Begriff ›Hirten-Monde‹ geprägt hat; die verdiente Würdigung ist ihm leider versagt geblieben.

Danksagung

Mein Dank gilt all den Freunden und Kollegen, die Informationen und Ideen zu diesem Roman beigesteuert haben: vor allem aber Jeff Mitchell und Ernest Hogan sowie Gilbert LaRoque und John S. Engen von der Biosphäre 2 der Columbia University.

Es gibt ein paar Fragen in der Astronomie, die uns… [eher] wegen ihrer Eigenart beschäftigen… als wegen des unmittelbaren Vorteils, den ihre Beantwortung für die Menschheit hätte… Ich bin mir keines praktischen Nutzens bewusst, den die Saturn-Ringe je gehabt hätten… Wenn wir die Ringe jedoch vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachten, verwandeln sie sich in die erstaunlichsten aller Himmelskörper… Wenn wir jedoch mit eigenen Augen sehen, wie dieser große Bogen scheinbar völlig losgelöst vom Planeten um dessen Äquator sich dreht, lässt dieser Anblick uns so schnell nicht wieder los.

JAMES CLERK MAXWELL

Am Beginn des neuen Jahrhunderts… kommen wir vielleicht zur Besinnung, bevor wir den Planeten ruinieren. Es wird Zeit, eine Bestandsaufnahme der Erde zu machen und zu ermitteln, wessen es bedarf, um allen Menschen bis in die entfernte Zukunft ein würdiges und nachhaltiges Leben zu ermöglichen… Um jedem Menschen auf der Welt den heutigen Lebensstandard der USA zu ermöglichen, wären indes [die Ressourcen von] vier weitere[n] Planeten Erde erforderlich.

EDWARD O.WILSON

Erstes Buch

Aus dem gleichen Grunde habe ich auch beschlossen, nichts über den Saturn zu vermelden außerdem, was ich bereits beobachtet und dargelegt habe – als da wären zwei kleine Sterne, die ihn berühren, einer im Osten und einer im Westen, bei denen bisher keine Veränderung festgestellt wurde und auch für die Zukunft keine erwartet wird, außer irgendeines höchst fremdartigen Ereignisses fernab jeder Bewegung, die uns bekannt oder auch nur vorstellbar für uns ist. Was jedoch die Beobachtung betrifft… dass der Saturn zuweilen länglich sei und manchmal von zwei Sternen an den Flanken begleitet werde, so mögen Eure Exzellenz versichert sein, dass dies entweder der Unzulänglichkeit des Fernrohrs oder dem Auge des Betrachters geschuldet ist… Ich, der ich ihn tausendmal zu verschiedenen Zeiten mit einem vortrefflichen Instrument beobachtet habe, vermag Euch zu versichern, dass keine wie auch immer geartete Veränderung festzustellen ist. Und auf der Grundlage der Kenntnisse aller anderen Sternenbewegungen vermögen wir zu sagen, dass nach menschlichem Ermessen auch niemals eine solche Veränderung auftreten wird. Wenn die Bewegung dieser Sterne nämlich derjenigen anderer Sterne gleichen würde, hätten sie sich längst vom Körper des Saturns gelöst oder mit ihm sich vereinigt – selbst wenn diese Bewegung tausendmal langsamer wäre als die aller anderen Sterne, die übers Firmament wandern.

Galileo Galilei
Briefe über Sonnenflecken • 4. Mai 1612

Selene: Hauptquartier der Astro Corporation

Pancho Lane runzelte die Stirn und warf ihrer Schwester einen Blick zu. »Er heißt nicht einmal mehr Malcolm Eberly. Er hat seinen Namen geändert.«

Susan lächelte wissend. »Na und. Was macht das denn für einen Unterschied?«

»Er wurde in Omaha, Nebraska, als Max Erlenmeyer geboren«, sagte Pancho streng. »'84 ist er in Linz wegen Betrugs festgenommen worden, versuchte dann aus Österreich zu fliehen und…«

»Das ist mir schnurz! Das ist doch Schnee von gestern! Er hat sich geändert. Er ist nicht mehr derselbe, der er damals war.«

»Du wirst trotzdem nicht gehen.«

»Werde ich doch«, beharrte Susan und runzelte nun ihrerseits die Stirn. »Ich werde fliegen, und du kannst mich nicht daran hindern!«

»Ich bin dein gesetzlicher Vormund, Susie.«

»Ach was! Das interessiert mich nicht die Bohne. Ich bin doch schon fast fünfzig Jahre alt.«

Dabei sah Susan Lane nicht viel älter aus als zwanzig. Sie war gestorben, als sie noch ein Teenager war – getötet durch eine tödliche Injektion, die Pancho selbst ihr in den bis auf Haut und Knochen abgemagerten Arm gespritzt hatte. Dann war die klinisch tote Susan in flüssigem Stickstoff eingefroren worden, um auf den Tag zu warten, da die medizinische Wissenschaft den Krebs zu heilen vermochte, der den jungen Körper verwüstete. Pancho hatte ihren Tiefkühl-Sarg zum Mond gebracht, als sie die Stelle als Astronautin für die Astro Manufacturing Corporation antrat. Irgendwann war Pancho in

den Vorstand von Astro aufgestiegen und schließlich zur Vorstandsvorsitzenden avanciert. Und derweil wartete Susan in ihrem Bad aus flüssigem Stickstoff – wartete darauf, bis Pancho sicher war, dass man sie wieder zum Leben zu erwecken vermochte.

Es dauerte über zwanzig Jahre. Und nachdem Susan wieder belebt und vom Krebs geheilt worden war, der ihren jungen Körper zerfressen hatte, glich ihr Bewusstsein einem unbeschriebenen Blatt. Pancho hatte damit gerechnet; aus dem Kälteschlaf erweckte Menschen hatten normalerweise fast alle neuronalen Verbindungen im zerebralen Kortex verloren. Sogar Saito Yamagata, der mächtige Gründer der Yamagata Corporation, war fast mit dem Bewusstsein eines Neugeborenen aus dem Kälteschlaf erwacht.

Also hatte Pancho ihre Schwester – ein Kleinkind im Körper eines Teenagers – gefüttert, gebadet und ihr wieder beigebracht, die Toilette zu benutzen. Und sie hatte die besten Neurophysiologen nach Selene geholt, damit sie dem Gehirn ihrer Schwester mit Injektionen, Gedächtnisenzymen und RNA wieder auf die Sprünge halfen. Sie zog sogar eine Nanotherapie in Erwägung, verwarf diese Idee dann aber wieder; Nanotechnik war in Selene zwar zugelassen, aber nur unter strengen Auflagen. Zumal die Experten es selbst für unwahrscheinlich hielten, dass Susan mit Hilfe von Nanomaschinen die verlorene Erinnerung zurückerhalten würde. Das waren schwierige Jahre, doch allmählich entwickelte sich eine junge Erwachsene, eine Frau, die wie die Susie aussah, an die Pancho sich erinnerte – nur dass ihre Persönlichkeit, ihre Einstellung und ihr Bewusstsein sich grundlegend verändert hatten. Susan erinnerte sich nicht mehr

an ihr früheres Leben, doch dank der ihr verabreichten Neuro-Booster hatte sie nun ein annähernd fotografisches Gedächtnis: Wenn sie einmal etwas sah oder hörte, vergaß sie es nicht mehr. Sie vermochte sich mit einer solchen Präzision an Einzelheiten zu erinnern, dass Pancho schier schwindlig wurde.

Nun saßen die Schwestern sich gegenüber und funkelten sich an. Pancho auf der dick gepolsterten, burgunderroten Kunstledercouch in der Ecke ihres großzügigen Büros, und Susan saß angespannt auf der Kante des niedrigen Stuhls auf der anderen Seite des geschwungenen Kaffeetischs aus Mondglas. Die Ellbogen hatte sie auf die Knie gestützt.

Sie sahen sich so ähnlich, dass man sie sofort als Schwestern identifizierte. Beide waren groß und schlank, hatten lange Beine und Arme und schlanke, athletische Körper. Panchos Haut war etwas dunkler, als habe sie sich in einem Sonnenstudio gebräunt, Susans eine Nuance heller. Pancho hatte ihr Kraushaar raspelkurz geschnitten und mit modischen grauen Klecksen gefärbt. Susans braunes Haar war durch eine Spezialbehandlung lang und füllig geworden; sie trug es nach der neuesten Mode schulterlang. Bei der Kleidung ging sie auch mit der Mode: Sie trug ein bodenlanges Seidenkleid mit kleinen Gewichten in den Säumen, damit der Rock in der geringen Mondschwerkraft auch richtig durchhing. Pancho hingegen war mit einem nüchternen anthrazitfarbenen Geschäftsanzug bekleidet, bestehend aus einer maßgeschneiderten Strickjacke und Schlaghosen über bequemen Mond-Softboots. Dazu trug sie dezenten Schmuck im Ohr und ums Handgelenk. Susan hingegen trug überhaupt keinen Schmuck außer einer Tätowierung auf der Stirn, bei der

es sich um eine Stilisierung von Saturn, des Ringplaneten handelte.

»Pancho, du kannst mich nicht aufhalten«, brach Susan das zähe Schweigen. »Ich werde fliegen.«

»Aber… Die ganze Strecke bis zum Saturn? Mit einer Gruppe politischer Flüchtlinge?«

»Sie sind keine Exilanten!«

»Komm schon, Susan, die Hälfte der Regierung auf der Erde lösen die Internierungslager schon wieder auf.«

Susan versteifte sich. »Diese fundamentalistischen Regime, über die du dich ständig beklagst, wollen die Ungläubigen und Dissidenten dazu bewegen, sich freiwillig für die Saturn-Expedition zu melden. Sie ermutigen sie, anstatt sie zu deportieren.«

»Sie wollen sich nur die Störenfriede vom Hals schaffen«, sagte Pancho.

»Das sind keine Störenfriede! Sie sind Freidenker und Idealisten. Männer und Frauen, die mit den Zuständen auf der Erde nicht einverstanden sind, und die bereit sind, ein neues Leben zu beginnen.«

»Nonkonformisten und Unzufriedene«, murmelte Pancho.

»Das Habitat wird von den besten und intelligentesten Menschen der Erde bevölkert werden«, sagte Susan patzig.

»Ja, das hättest du wohl gern.«

»Ich *weiß* es. Und ich werde einer von ihnen sein.«

»Mein Gott, Susan, der Saturn ist zehnmal so weit von der Sonne entfernt wie wir.«

»Was soll's?«, sagte Susan und setzte wieder dieses provokante Grinsen auf. »Du bist doch auch als Erster zum Asteroiden-Gürtel geflogen, richtig?«

»Ja, aber…«

»Und du bist sogar zur Jupiterstation geflogen, nicht wahr?«

Pancho nickte stumm.

»Und ich werde eben zum Saturn fliegen. Außerdem bin ich nicht allein. Wir werden zehntausend sein! Das heißt, falls Malcolm in der Lage ist, die wahren Störenfriede auszusondern und gute Arbeiter zu rekrutieren. Ich werde ihm bei den Vorstellungsgesprächen helfen.«

»Dabei solltest du es auch bewenden lassen«, grummelte Pancho.

Susans Lächeln nahm einen leicht verschmitzten Ausdruck an. »Er ist ein perfekter Gentleman, verdammt.«

»Da soll ich mir doch auf 'ner gottverdammten Harley 'nen Wolf reiten«, grollte Pancho. Da hab ich mich nun fast dreißig verdammte Jahre in die Chefetage der Firma hochgearbeitet, aber zehn Minuten mit Susie genügen für einen Rückfall in den alten Texasslang, sagte sie sich.

»Das ist eine großartige Sache, Pancho«, sagte Susan ernst. »Im Grunde handelt es sich nämlich um eine Mission. Wir werden uns auf eine Fünfjahres-Mission begeben, um das Saturn-System zu erforschen. Wissenschaftler, Ingenieure, Farmer, eine autarke Gemeinschaft!«

Pancho sah, dass ihre Schwester richtig aufgeregt war. Wie ein Kind auf dem Weg zum Vergnügungspark. Verdammt!, sagte sie sich. Susie hat den Körper einer Erwachsenen, aber den Verstand eines Teenagers. Sie wird dort draußen in einen Schlamassel geraten, wenn ich nicht da bin, um sie zu beschützen.

»Gib dir einen Ruck, Panch«, sagte Susan leise durch gesenkte Wimpern. »Sag mir bitte, dass du mir nicht böse

bist.«

»Ich bin dir nicht *böse*«, sagte Pancho wahrheitsgemäß. »Ich mache mir nur Sorgen um dich. Du bist dort draußen doch ganz allein.«

»Mit zehntausend anderen!«

»Aber ohne eine große Schwester.«

Susan sagte erst nichts. Dann beugte sie sich über den Kaffeetisch und nahm Panchos Hand. »Aber Pancho, begreifst du es denn nicht? Deshalb tue ich es gerade! Das ist genau der Grund, weshalb ich es tun muss! Ich muss es allein schaffen. Ich kann nicht mehr so weiterleben – wie ein kleines Mädchen, dem von dir alles abgenommen wird! Ich muss endlich auf eigenen Füßen stehen!«

Pancho ließ sich aufs Sofa zurücksinken und murmelte: »Ja, ich glaube, dass du Recht hast. Ich glaube, ich wusste es schon die ganze Zeit. Es ist nur so… Ich mache mir eben Sorgen um dich, Susie.«

»Ich werde es schon schaffen, Pancho. Du wirst sehen!«

»Ich will's hoffen.«

Erfreut sprang Susan auf und ging zur Tür.

»Du wirst schon sehen«, wiederholte sie. »Das wird eine tolle Sache werden! Kosmisch!«

Pancho seufzte und stand auch auf.

»Ach, übrigens«, rief Susan über die Schulter, als sie die Bürotür öffnete. »Ich werde meinen Namen ändern. Ich mag nicht mehr Susan heißen. Von nun an ist mein Name Holly.«

Und dann schlüpfte sie durch die Tür, bevor Pancho noch etwas zu sagen vermochte.

»Holly«, murmelte Pancho in Richtung der geschlossenen Tür. Wie, um alles in der Welt, ist sie bloß *darauf* gekommen,

fragte sie sich. Wieso will sie unbedingt ihren Namen ändern?

Pancho schüttelte den Kopf und befahl dem Telefon, sie mit ihrem Sicherheitschef zu verbinden. Als sein markantes, kantiges Gesicht in der Luft überm Schreibtisch erschienen, sagte sie:

»Wendell, ich brauche jemanden, der dieses gottverdammte Habitat zum Saturn fliegt und ein Auge auf meine Schwester hat – aber so, dass sie es nicht merkt.«

»Wird sofort erledigt«, erwiderte der Sicherheitschef. Dann wandte er den Blick kurz ab und sagte: »Ähem… heute Abend werde ich…«

»Nix mit heute Abend«, sagte Pancho schroff. »Sie werden jemanden in diesem Habitat platzieren. Aber jemanden, der gut ist! Kümmern Sie sich sofort darum.«

»Jawohl!«, sagte Panchos Sicherheitschef.

Mondorbit: Habitat *Goddard*

Malcolm Eberly versuchte die Panik zu unterdrücken, die noch immer in ihm tobte wie ein sturmgepeitschtes Meer. Zusammen mit den fünfzehn anderen Abteilungsleitern stand er stocksteif am Haupteingang des Habitats.

Der Flug von der Erde hierher war eine Qual für ihn gewesen. Seit dem Augenblick, als der Raumclipper in den Erdorbit gegangen und das Gefühl der Schwerkraft auf null geschrumpft war, hatte Eberly geradezu einen Todeskampf gegen den Schrecken der Schwerelosigkeit geführt. Auf dem gepolsterten Sitz angegurtet hatte er mit der ganzen Kraft des Willens gegen den überwältigenden Drang ankämpfen

müssen, sich zu übergeben. Ich werde nicht schlappmachen, sagte er sich mit zusammengebissenen Zähnen. Kreidebleich und in kalten Schweiß gebadet schwor er sich, dass er sich vor den anderen keine Blöße geben würde.

Sich vom Sitz zu erheben, nachdem der Raumclipper die Transfer-Rakete erreicht hatte, war ein schierer Kraftakt. Eberly schaute starr geradeaus, hatte die Fäuste geballt und die Augen zu Schlitzen verengt. Unter den fröhlichen Anweisungen der Flugbegleiter folgte er dem auf und nieder hopsenden Overall der Frau vor sich und hangelte sich an den Sitzen den Gang entlang, bis er durch die Luke ins Transfer-Schiff glitt. Dies alles spielte sich in Schwerelosigkeit ab, und er würgte, als ob die Eingeweide ihm zum Hals herausquellen wollten.

Niemand sonst wirkte so angeschlagen wie er. Die anderen – fünfzehn Männer und Frauen, alle Abteilungsleiter wie er –, plapperten und lachten fröhlich und führten sogar Selbstversuche durch, indem sie vom Klett-Bodenbelag der Passagierkabine emporschwebten. Schon beim bloßen Anblick drehte Eberly sich schier der Magen um.

Aber er hielt noch immer die Galle zurück, die im Schlund brannte. Ich werde nicht schlappmachen, sagte er sich immer wieder. Ich werde die Stellung halten. Ein Mann vermag alles zu erreichen, was er sich vorgenommen hat, wenn er die Kraft und den Willen dazu hat.

Dann schnallte er sich auf einem Sitz in der Transfer-Rakete an und starrte stur nach vorn, als das Schiff die Triebwerke zündete und den Flug zum Mondorbit begann. Der Schub war zwar nur schwach, vermittelte aber zumindest ein gewisses Gefühl der Schwere. Wenn auch bloß für ein paar Sekunden.

Die Triebwerke verstummten, und er hatte wieder das Gefühl, zu fallen – endlos zu fallen. Die anderen unterhielten sich angeregt. Ein paar von ihnen prahlten sogar damit, wie oft sie schon im Weltraum gewesen wären.

Natürlich!, sagte Eberly sich. Sie haben das alle schon einmal erlebt. Sie kennen dieses beschissene Gefühl schon, und nun macht es ihnen nichts mehr aus. Sie stammen alle aus gut situierten Familien, sind reiche und verwöhnte Kinder, die sich noch nie im Leben um irgendetwas Sorgen zu machen brauchten. Ich bin hier der Einzige, der noch nie die Erde verlassen hat, der Einzige, der für seinen Lebensunterhalt kämpfen musste, der Einzige, der Hunger, Krankheit und Angst kennt.

Ich muss das hier aushalten. Ich muss! Sonst werden sie mich wieder zurückschicken, und ich werde in einer verdammten Gefängniszelle krepieren.

Mit einer schieren Willensanstrengung überstand Eberly die Stunden in der Schwerelosigkeit. Als die Frau auf dem Sitz neben ihm das Gespräch mit ihm suchte, reagierte er kurz angebunden auf ihre blödsinnigen Bemerkungen und bemühte sich verzweifelt, sich nicht anmerken zu lassen, wie lausig es ihm ging.

Er rang sich ein Lächeln ab und hoffte, dass sie nicht den kalten Schweiß sah, der auf seiner Oberlippe perlte. Er spürte, dass das billige, dünne Hemd, das er trug, durchgeschwitzt war. Nach einer Weile verstummte sie und richtete die Aufmerksamkeit auf den Bildschirm, der in die Rückenlehne des Vordersitzes integriert war.

Eberly konzentrierte sich ebenfalls auf die Bilder. Der Bildschirm zeigte das Habitat, einen plumpen Zylinder, der

wie ein von einem abgezogenen Bautrupp zurückgelassenes Rohr in der Leere des Raums hing. Doch je näher sie kamen, desto mehr nahm das Habitat Gestalt an. Eberly sah, dass es langsam rotierte; er wusste, dass der Spin ein Gefühl von Schwerkraft im Innern des Zylinders verursachte. Zahlen gingen ihm durch den Kopf: Das Habitat hatte eine Länge von zwanzig Kilometern und einen Durchmesser von vier Kilometern. Es drehte sich alle fünfundvierzig Sekunden einmal um die eigene Achse, wodurch eine Zentrifugalkraft entstand, die der normalen Erdenschwere entsprach.

Er war plötzlich so aufgeregt, dass er fast das Gefühl der Übelkeit vergaß. Nun sah er auch die großen Fenster, die über die ganze Länge des riesigen Zylinders verliefen. Und dann kam auch der Mond ins Bild und leuchte die Szene hell aus. Aus der Nähe betrachtet war der Mond hässlich, vernarbt und mit unzähligen Kratern übersät. Eberly wusste indes, dass einer der größten Krater den Stadtstaat Selene beherbergte.

Schnell wurde das Habitat so groß, dass es alles andere ausblendete. Im ersten Moment befürchtete Eberly schon, dass sie mit ihm kollidierten, obwohl der Verstand ihm sagte, dass die Piloten des Schiffs alles unter Kontrolle hatten. Er sah die Sonnenspiegel, die sich an die Rundungen des Zylinders schmiegten. Und es wuchsen Stiele und Knubbel aus der Hülle des Habitats wie Warzen an einer Gurke. Er wusste, dass sie zum Teil Beobachtungskuppeln waren. Bei anderen Auswüchsen handelte es sich um Andock-Ports, Schubdüsen und Luftschleusen.

»Hier spricht der Kapitän«, ertönte die Stimme einer Frau aus den Lautsprechern, die über jedem Monitor eingelassen waren. »Wir sind in einen Orbit um das Habitat gegangen. In

drei Minuten werden wir andocken. Sie werden einen oder zwei Rucke spüren – kein Grund zur Sorge.«

Und doch erschraken die Passagiere, als der Ruck sie durchfuhr. Eberly umklammerte in Erwartung eines weiteren Stoßes die Sitzlehnen. Aber es passierte nichts mehr. Außer…

Der Magen hatte sich beruhigt! Das Gefühl der Übelkeit war verschwunden. Die Gravitation war zurückgekehrt, und er fühlte sich wieder ganz normal. Nein, sogar besser als normal. Er drehte sich zu der Frau um, die neben ihm saß, und musterte kurz ihr Gesicht. Es war ein rundes, fast pausbäckiges Gesicht mit großen dunklen Mandelaugen und lockigem schwarzem Haar. Sie hatte einen glatten, dunklen Teint. Eberly vermutete, dass sie aus dem Mittelmeerraum stammte – vielleicht Griechin, Spanierin oder Italienerin. Er lächelte sie kurz an.

»Da sitzen wir nun schon seit über sechs Stunden nebeneinander, und ich habe mich Ihnen noch nicht einmal vorgestellt. Ich heiße Malcolm Eberly.«

Sie erwiderte das Lächeln. »Ja, das sehe ich.« Sie tippte aufs Namensschild, das an ihre Bluse angesteckt war und sagte: »Ich bin Andrea Maronella. Ich gehöre zum Agrotech-Team.«

Eine Bäuerin, sagte Eberly sich. Eine Landpomeranze. »Ich bin der Leiter der Abteilung Human Resources«, erwiderte er mit einem noch breiteren Lächeln.

»Wie schön.«

Bevor er noch etwas zu sagen vermochte, forderte die Flugbegleiterin sie auf, sich loszuschnallen und zur Schleuse zu gehen. Eberly löste den Sicherheitsgurt und erhob sich. Er war froh, sein altes Gewicht zurückerlangt zu haben, und vermochte es kaum zu erwarten, einen Blick ins Habitat zu

werfen. Die Panik, gegen die er angekämpft hatte, verflog. Ich habe es geschafft!, frohlockte er innerlich. Ich habe die Angst ausgehalten und sie besiegt.

Er ließ Maronella den Vortritt beim Betreten des Gangs und folgte ihr dann zur Schleuse. Die sechzehn Männer und Frauen passierten der Reihe nach die Schleuse und betraten eine Kammer aus kahlen Metallwänden. Ein älterer Mann stand neben der Innenschleuse; er war groß und korpulent, hatte dichtes grau metallisches Haar und einen buschigen Bart von derselben Farbe. Er hatte ein wettergegerbtes Gesicht und vom jahrelangen Schielen in die Sonne Falten in den Augenwinkeln. Er trug eine abgeschabte Weste aus Wildleder und zerknitterte beige Jeans. Zwei jüngere, mit Overalls bekleidete Männer standen dicht hinter ihm – offensichtlich irgendwelche Untergebene.

»Willkommen im Habitat *Goddard*«, sagte er mit einem warmen Lächeln. »Ich bin Professor James Wilmot. Die meisten von Ihnen kennen mich bereits, und was die anderen betrifft, so freue ich mich darauf, Sie kennen zu lernen und mit Ihnen unsere Zukunft zu erörtern. Doch zunächst lassen Sie uns einen Blick auf die Welt werfen, die wir mindestens für die nächsten fünf Jahre bewohnen werden.«

Anschließend betätigte einer der jungen Männer hinter ihm die Tastatur in der Wand neben der Schleuse, und die schwere Stahltür schwang langsam nach innen. Eberly spürte einen warmen Lufthauch im Gesicht, wie die zärtliche Berührung seiner Mutter, an die er sich schwach erinnerte.

Die Gruppe der sechzehn Abteilungsleiter ging durch die Schleuse. Hier bin ich nun, sagte Eberly sich und fühlte eine erneute Aufwallung von Panik. Es gibt kein Zurück mehr.

Dies ist die Neue Welt, in der ich leben soll. Dieser riesige Zylinder, diese Maschine. Man hat mich ins Exil geschickt. Sie schicken mich bis zum Saturn. So weit weg wie nur möglich. Ich werde die Erde nie mehr wiedersehen.

Er war einer der Letzten in der Reihe. Als er die offene Luke erreichte und hindurchging, hörte er die erstaunten Ausrufe der anderen. Und dann sah er auch den Grund dafür.

In alle Richtungen um ihn herum erstreckte sich eine grüne Landschaft, die in warmes Sonnenlicht getaucht war. Sanfte, mit Gras bewachsene Hügel, Baumgruppen und kleine mäandernde Flüsse verschwanden in der diesigen Ferne. Die Gruppe stand auf dem sanften Abhang eines Hügels, von wo aus sie einen freien Blick aufs weitläufige Innere des Habitats hatte. Dichte Büsche aus leuchtend roten Hibiskusblüten und lavendel-farbenem Oleander säumten einen gewundenen Pfad, der zu einer Gruppe niedriger weißer Gebäude führte. Sie leuchteten im Sonnenlicht, das durch die langen Fenster hereinströmte.

Ein mediterranes Dorf, sagte Eberly sich, das terrassenförmig an der Flanke eines mit Gras bewachsenen Hügels angelegt worden war und einen schimmernden blauen See überschaute. Eine idyllische Mittelmeerlandschaft wie aus einem Reiseprospekt. In der Ferne machte er etwas aus, das wie Ackerland aussah: rechteckige kleine Felder, die erst kürzlich gepflügt worden zu sein schienen, und weitere Ansammlungen weiß getünchter Gebäude. Einen Horizont gab es nicht. Stattdessen wölbte das Land sich einfach auf, Hügel und Gräser und Bäume und noch mehr kleine Dörfer mit ihren gepflasterten Straßen und funkelnden Flüssen – es wölbte sich auf beiden Seiten auf, bis er den Kopf in den

Nacken legte und über sich noch mehr von der sorgfältig und liebevoll gestalteten Landschaft sah.

»Atemberaubend«, flüsterte Maronella.

»Faszinierend«, sagte ein anderer.

Eine jungfräuliche Welt, sagte Eberly sich, unberührt von Krieg, Hungersnot und Hass. Unberührt von allen menschlichen Regungen. Sie wartet nur darauf, geformt und beherrscht zu werden. Vielleicht würde es hier doch nicht so schlimm sein.

»Das muss doch Unsummen verschlungen haben«, sagte ein junger Mann mit kräftiger, geschäftsmäßiger Stimme. »Wie hat das Konsortium das Geld überhaupt aufzubringen vermocht?«

Professor Wilmot lächelte und fasste sich an den Bart. »Das Habitat stammt aus einer Konkursmasse. Die früheren Besitzer sind beim Versuch, es in ein Altersheim umzuwandeln, Bankrott gegangen.«

»Wer zieht denn heute überhaupt noch in ein Altersheim?«

»Genau deshalb sind sie ja Bankrott gegangen«, erwiderte Wilmot.

»Trotzdem… Die Kosten…«

»Das Internationale Universitäts-Konsortium ist auch nicht ganz mittellos«, sagte Wilmot. »Und wir haben auch viele Ehemalige, die sehr großzügig sind, wenn man sie nur richtig anspricht.«

»Sie meinen, wenn man nur lang genug versucht, ihnen den Arm auszureißen«, witzelte eine Frau. Die anderen lachten, und sogar Wilmot gestattete sich ein Lächeln.

»So sieht es also aus«, sagte der Professor. »Dies wird für die nächsten fünf Jahre Ihr Zuhause sein, und für viele von Ihnen sogar noch länger.«

»Und wann kommen die anderen?«

»Zunächst muss der Personalausschuss geeignete Bewerber auswählen. Nachdem sie die abschließenden körperlichen und psychologischen Eignungstests durchlaufen haben, werden sie an Bord kommen. Ungefähr zwei Drittel der verfügbaren Stellen haben wir bereits besetzt, und wir können uns vor Bewerbern kaum retten.«

Die anderen stellten weitere Fragen, die Wilmot geduldig beantwortete. Eberly filterte die Stimmen aus der bewussten Wahrnehmung aus. Er ließ den Blick durch das riesige Habitat schweifen und genoss diesen Moment der Entdeckung, die Ankunft in einer neuen Welt. Zehntausend, mehr dürfen sich uns nicht anschließen. Doch in diesem Habitat hätten leicht hunderttausend Menschen Platz. Sogar eine Million!

Er dachte an die ärmlichen Verhältnisse, in denen er aufgewachsen war: acht, zehn, sogar zwölf Leute in einem Raum. Und dann die gnadenlose Disziplin der Klosterschulen. Und das Gefängnis.

Zehntausend Menschen, sinnierte er. Sie werden hier ein Leben im Luxus führen. Sie werden wie Könige leben!

Er lächelte. Nein, sagte er sich. Es wird hier nur einen König geben. Einen Herrn. Dies wird *mein* Königreich sein, und jeder darin wird sich meinem Willen beugen müssen.

Wien: Gefängnis Schönbrunn

Über ein Jahr, bevor er vom Habitat *Goddard* überhaupt Kenntnis erlangt hatte, war Malcolm Eberly plötzlich aus dem Gefängnis entlassen worden, nachdem er noch nicht einmal

die Hälfte seiner Strafe wegen Betrugs und Untreue verbüßt hatte.

Der weitläufige alte Palast von Schönbrunn war nach den Flüchtlings-Aufständen, durch die ein großer Teil von Wien und dessen Umgebung verwüstet worden waren, in ein Gefängnis umgewandelt worden. Als Eberly erfahren hatte, dass er die Haftzeit in Schönbrunn absitzen würde, hatte er noch Hoffnung gehegt: Wenigstens handelte es sich nicht um ein schmutziges Staatsgefängnis, wo Gewohnheitsverbrecher einsaßen. Doch wurde er schnell eines Besseren belehrt: Ein Gefängnis ist und bleibt nun einmal ein Gefängnis, in dem Verbrecher und Perverse einsitzen. Schmerz und Demütigung waren ständige Gefahren, Furcht sein ständiger Begleiter.

Der Morgen hatte begonnen wie immer: Eberly wurde vom durchdringenden Signal einer Trillerpfeife aus dem Schlaf gerissen. Er schwang sich von der oberen Koje herunter und wartete stumm, während seine drei Zellengenossen das Waschbecken und die Toilette benutzen. Er hatte sich an den Gestank der Zelle gewöhnt und schon zu Beginn der Haft gelernt, dass Beschwerden nur mit Schlägen quittiert wurden – entweder von den Wärtern oder den Zellengenossen.

Es existierte eine Hierarchie unter den Gefangenen. Diejenigen, die mit dem organisierten Verbrechen in Verbindung standen, führten die Hackordnung an. Mördern, sogar jenen armen Teufeln, die aus Leidenschaft töteten, wurde mehr Respekt entgegengebracht als Dieben oder Kidnappern. Kleine Gauner, zu denen Eberly gehörte, waren am unteren Ende der Hierarchie angesiedelt und mussten Handlangerdienste für ihre ›Vorgesetzten‹ verrichten, ob sie wollten oder nicht.

Zum Glück war Eberly in eine Zelle verlegt worden, deren Capo ein früherer Kfz-Mechaniker aus Kalabrien war, den man wegen Bandenkriminalität, Terrorismus, Banküberfällen und Mord schuldig gesprochen hatte. Obwohl kaum des Lesens und Schreibens kundig, war der Kalabrier der geborene Organisator: Er führte seinen Gefängnistrakt wie ein mittelalterliches Lehen, schlichtete Streit und setzte eine brachiale Art von Gerechtigkeit durch – und das so effizient, dass die Wachen ihm gestatteten, den Frieden unter den Häftlingen auf seine Art und Weise zu bewahren. Irgendwann erkannte der Capo, dass er jemanden brauchte, der einen Computer bedienen konnte, um den Kontakt zu seiner Familie in ihrem Bergdorf und zu den versprengten Mitgliedern seiner Bande aufrechtzuerhalten, die sich noch immer in den Hügeln versteckten. Also wurde Eberly sein Sekretär, und ab diesem Zeitpunkt durfte ihn niemand mehr behelligen.

Es war die geisttötende Routine jedes langen, öden Tags, die Eberly seelisch krank machte. Seit er unter dem Schutz des Kalabriers stand, hatte er in körperlicher Hinsicht keine Probleme mehr, doch die triste Monotonie der Zelle, des Essens, der Gestank, die stupiden Unterhaltungen der anderen Gefangenen – Tag für Tag, Woche für Woche – drohten ihn um den Verstand zu bringen. Er versuchte sich durch tägliche Besuche in der Gefängnisbücherei geistig zu beschäftigen. Dort durfte er den streng überwachten Computer benutzen, um wenigstens eine virtuelle Verbindung zur Außenwelt herzustellen. Die meisten Unterhaltungs-Websites wurden entweder zensiert oder waren gar nicht erst zugänglich, doch die Gefängnisleitung gestattete – ermutigte sogar – den Besuch von Bildungs-Websites. In seiner Verzweiflung meldete Eberly

sich für einen Kurs nach dem andern an, schloss ihn in der Regel viel schneller ab als vorgesehen und eilte dann zum nächsten.

Anfangs belegte er alle Kurse, die gerade angeboten wurden: Renaissance-Malerei, Transaktions-Psychologie, Kläranlagen-Technik, Goethes Dichtkunst. Er spielte dabei überhaupt keine Rolle, um welches Thema es sich handelte; Hauptsache, er war beschäftigt und vermochte für ein paar Stunden am Tag dem Gefängnis zu entfliehen, auch wenn es nur über den Computer geschah.

Allmählich entwickelte er jedoch eine Vorliebe fürs Studium der Geschichte und Politik. Schließlich bewarb er sich um einen Studienplatz an der Fern-Universität von Edinburgh.

Zu seiner großen Überraschung holte an einem Morgen wie jedem anderen der Gefängnisdirektor ihn aus der Reihe, als er und seine Zellengenossen zum Speisesaal schlurften, um ihr lauwarmes Frühstück einzunehmen.

Der bartstoppelige und humorlose Rittmeister tippte Eberly mit dem Knüppel auf die Schulter und sagte: »Mir folgen.«

»Wieso ich? Was ist denn los?«, platzte Eberly ebenso erstaunt wie erschrocken heraus.

Der Rittmeister hielt Eberly den Gummiknüppel unter die Nase und befingerte den Spannungsregler. »In der Reihe wird nicht gesprochen! Und nun folgen Sie mir.«

Die anderen Sträflinge marschierten schweigend weiter. Die Köpfe hatten sie nach vorn gerichtet, doch ihre Blicke wanderten heimlich zu Eberly und zum Rittmeister. Dann schauten sie wieder nach vorn. Eberly wusste, wie der Knüppel sich mit einer vollen Ladung anfühlte. Also senkte er den Kopf und folgte dem Rittmeister fügsam aus dem

Speisesaal.

Der Rittmeister führte ihn in einen kleinen, mit Möbeln voll gestellten Raum im Verwaltungstrakt, wo der Gefängnisdirektor und andere Vollzugsbeamte ihre Büros hatten. Der Raum hatte nur ein Fenster, das noch dazu fest geschlossen und so schmutzig war, dass das Licht der Morgensonne es kaum zu durchdringen vermochte. Ein rechteckiger Tisch füllte fast den ganzen Raum aus; die Tischplatte war verschrammt und matt. Zwei Männer in teuer wirkenden Geschäftsanzügen saßen am Tisch, wobei die Stühle fast an den kahlen grauen Wänden schrammten.

»Hinsetzen«, sagte der Rittmeister und wies mit dem Knüppel auf den Stuhl am Fuß des Tisches. Eberly setzte sich vorsichtig hin, wobei er sich fragte, was das alles wohl zu bedeuten habe und ob er sein Frühstück verpassen würde. Der Rittmeister trat hinaus auf den Flur und schloss leise die Tür.

»Sie sind Malone Eberly?«, fragte der Mann am Kopfende des Tisches. Er war rundlich und hatte ein teigiges Gesicht mit rosigen Wangen. Die Augen lagen tief in den Höhlen. Eberly mutete er wie ein Schwein an.

»Ja, der bin ich«, erwiderte Eberly. »Sir«, fügte er rasch hinzu.

»Geboren als Max Erlenmeyer, wenn unsere Informationen richtig sind«, sagte der Mann zur Rechten. Er machte einen gediegenen Eindruck in seinem eleganten dunkelblauen Anzug und mit dem glatten silbergrauen Haar. Eberly vermochte ihn sich gut in einem zweireihigen Blazer und mit einer Schiffermütze auf der Brücke einer Jacht vorzustellen.

»Ich hatte meinen Namen offiziell bei der Meldebehörde ändern lassen, als…«

»Das ist eine Lüge«, sagte der im dunkelblauen Anzug so beiläufig, als ob er um ein Glas Wasser ersucht hätte. Dem Akzent nach zu urteilen war ein Engländer, befand Eberly. Dieser Umstand mochte ihm vielleicht noch von Nutzen sein.

»Aber…«

»Das spielt aber auch keine Rolle«, sagte der andere. »Wenn Sie Eberly genannt werden wollen, dann werden wir Sie eben so nennen. In Ordnung?«

Eberly nickte konsterniert.

»Wie würde es ihnen wohl gefallen, aus dem Gefängnis entlassen zu werden?«, fragte das Schweinsgesicht.

Eberly merkte, dass er große Augen machte. Doch er brachte sich schnell wieder unter Kontrolle und fragte: »Was hätte ich denn zu tun, um freigelassen zu werden?«

»Nicht viel«, sagte der Elegante. »Sie müssten nur zum Planeten Saturn fliegen.«

Allmählich ließen sie die Katze aus dem Sack. Der Dicke kam vom Hauptquartier der Neuen Moralität in Atlanta, der multinationalen fundamentalistischen Organisation, bei der Eberly seinerzeit in Amerika aufgewachsen war.

»Wir waren sehr enttäuscht, als Sie aus unserem Kloster in Nebraska geflohen sind und eine Verbrecherlaufbahn eingeschlagen haben«, sagte er mit einem echten Ausdruck von Trauer im pausbäckigen Gesicht.

»Ich habe keine Verbrecherlaufbahn eingeschlagen«, widersprach Eberly. »Ich habe nur einmal einen Fehler gemacht, für den ich nun die Konsequenzen zu tragen habe.«

Der Elegante lächelte wissend. »Richtig, für diesen Fehler büßen Sie nun. Und wir sind gekommen, um ihnen eine zweite Chance zu bieten.«

Er sagte, dass er Katholik sei, der mit den europäischen Heiligen Jüngern an einer Reihe von Sozialprogrammen arbeite. »Von denen Sie eins sind.«

»Ich?«, fragte Eberly. Er war noch immer verwirrt. »Ich verstehe nicht.«

»Es ist eigentlich ganz einfach«, sagte das Schweinsgesicht und faltete die Patschhände andächtig auf den Tisch. »Das Internationale Universitäts-Konsortium organisiert eine Expedition zum Planeten Saturn.«

»Zehntausend Leute in einem autarken Habitat«, merkte der andere an.

»Zehntausend so genannte Intellektuelle«, sagte das Schweinsgesicht mit offensichtlich angeekeltem Gesichtsausdruck. »Sie dienen als Hilfskräfte für einen Kader von Wissenschaftlern, der den Planeten Saturn erforschen möchte.«

Der andere warf seinem Kollegen einen missbilligenden Blick zu und sagte: »Viele Regierungen gestatten bestimmten Personen das Verlassen der Erde. Sie sind sogar froh, dass sie sie loswerden.«

»Und sie sind natürlich alle Säkularisten«, ergänzte das Schweinsgesicht.

»Natürlich«, sagte Eberly.

»Wir wissen, dass viele Menschen dem Leben entfliehen wollen, das sie derzeit führen«, konstatierte der Dicke. »Sie sind nämlich nicht bereit, sich der nötigen Disziplin zu unterwerfen, die wir von der Neuen Moralität ihnen auferlegen.«

»Das Gleiche gilt für Großbritannien und Europa«, sagte der Elegante. »Die Heiligen Jünger haben die Städte gereinigt, den

Menschen Moral und Ordnung gebracht, die Hungernden gespeist und Arbeit für diejenigen gefunden, deren Arbeitsplätze von den Treibhaus-Fluten fortgerissen worden waren.«

Das Schweinsgesicht nickte.

»Trotzdem gibt es noch immer viele Leute, die behaupten, dass wir ihre Freiheitsrechte beschneiden würden. Ihre Freiheitsrechte! War es doch gerade diese Libertinage und Freizügigkeit, die fast zum Zusammenbruch der Zivilisation geführt hätte.«

»Aber die Flut«, sagte Eberly. »Der Treibhauseffekt, der Terror und die ganzen Umweltkatastrophen.«

»Die Heimsuchungen eines zürnenden Gottes«, sagte das Schweinsgesicht ungerührt. »Eine Warnung, dass wir auf Seinen Weg zurückkehren müssen.«

»Was wir im Großen und Ganzen auch getan haben«, warf der Elegante ein. »Sogar im gottverdammten Nahen Osten hat das Schwert des Islam wahre Wunder bewirkt.«

»Und nun diese Mission zum Saturn…«

»Die von gottlosen Säkularisten durchgeführt wird…«

»…durch die zehntausend Menschen vom richtigen Weg abzukommen versuchen.«

»Wir dürfen das nicht zulassen.«

»Zu ihrem eigenen Besten.«

»Natürlich.«

»Natürlich«, pflichtete Eberly ihm pflichtschuldig bei. »Aber ich wüsste nicht, was das mit mir zu tun hat«, fügte er hinzu.

»Wir wollen, dass Sie sich ihnen anschließen.«

»Und den ganzen Flug zum Planeten Saturn mitmachen?«, stieß Eberly hervor.

»Exakt«, erwiderte der Elegante.

»Sie werden unser Mann im Habitat sein. Wir werden Sie als Leiter der Abteilung Human Resources einschleusen.«

»Damit Sie Einfluss darauf haben, wer zur Teilnahme an der Mission zugelassen wird.«

»Natürlich nur unter unserer Aufsicht«, merkte das Schweinsgesicht an.

»Als Leiter der Abteilung Human Resources? Dazu sind Sie in der Lage?«

»Wir haben so unsere Mittel und Wege«, sagte der Elegante lächelnd.

»Ihre eigentliche Aufgabe wird aber darin bestehen, eine gottesfürchtige Regierung im Habitat zu etablieren«, sagte das Schweinsgesicht. »Wir dürfen nämlich nicht zulassen, dass die Säkularisten das Leben dieser zehntausend Seelen beherrschen!«

»Wir müssen verhindern, dass dieses Habitat zu einem Sündenpfuhl wird«, sagte sein Begleiter.

»Eine begrenzte, abgeschlossene Umgebung wie diese muss wie ein Unternehmen oder eine Regierung funktionieren. Andernfalls wird sie sich selbst zerstören, wie die Menschen hier auf der Erde es schon mit so vielen Städten getan haben.«

»Sie sind noch zu jung, um sich an die Hungeraufstände zu erinnern.«

»Ich erinnere mich noch an die Kämpfe in St. Louis«, sagte Eberly und schauderte innerlich. »Ich erinnere mich an den Hunger. Daran, wie meine Schwester während des Bio-Kriegs an Entkräftung gestorben ist.«

»Wir wollen nicht, dass dies auch diesen armen Seelen widerfährt, die zum Saturn aufbrechen«, sagte der Dicke mit

gefalteten Händen.

»Ob sie sich dessen nun bewusst sind oder nicht«, sagte der andere, »sie werden die Art von Disziplin und Ordnung *brauchen*, die nur wir ihnen zu geben vermögen.«

»Und wir zählen auf Sie, dass Sie sie auf den rechten Weg führen.«

»Aber was soll ich allein überhaupt ausrichten?«, sagte Eberly.

»Sie werden Unterstützung bekommen. Wir werden einen kleinen, aber ergebenen Kader von gleich gesinnten Menschen ins Habitat einschleusen.«

»Und ich soll ihr Anführer sein?«

»Ja. Sie verfügen über die entsprechenden Fertigkeiten; das haben wir Ihrem Lebenslauf entnommen. Mit Gottes Hilfe werden Sie das Schicksal dieser zehntausend Seelen in die richtigen Bahnen lenken.«

»Werden Sie es tun?«, fragte der Elegante gespannt. »Wollen Sie diese Verantwortung übernehmen?«

Eberly musste seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um ihnen nicht ins Gesicht zu lachen. Zum Saturn fliegen oder im Knast verrotten, sagte er sich. Den Anführer geben und eine Regierung bilden oder noch weitere neun Jahre in dieser stinkenden Zelle verbringen.

»Ja«, sagte er mit ruhiger Entschlossenheit. »Mit Gottes Hilfe nehme ich diese Verantwortung auf mich.«

Die beiden Männer lächelten sich zu; doch Eberly sagte sich, zu dem Zeitpunkt, wo das Habitat den Saturn erreicht hatte, wären er und alle anderen längst dem Zugriff dieser scheinheiligen Fundamentalisten entzogen.

»Sollte es Ihnen jedoch nicht gelingen, unsere Ziele zu

verwirklichen«, sagte das Schweinsgesicht, »werden wir natürlich dafür sorgen, dass Sie hierher zurückgebracht werden und den Rest der Strafe verbüßen.«

»Wir könnten Ihnen auch noch ein paar Straftaten anhängen, die die Haftdauer verlängern würden«, fügte der andere zynisch hinzu und kam sich dabei offenbar wie ein ganz toller Hecht vor. »Ihr Lebenslauf weist nämlich eine ganze Latte von Vorstrafen auf, wie wir wissen.«

45 Tage vor dem Start

James Coleraine Wilmot war der Sohn eines *Peer of the Empire,* ein Baron, der nach der irischen Wiedervereinigung Nordirland verlassen hatte, wo seine Familie seit über fünfhundert Jahren gelebt hatte.

Aber er verspürte keine Bitterkeit. Seine Familie war nie reich gewesen; seit fast einem Dutzend Generationen hatte sie versucht, durch Schafzucht ein Dasein in ärmlicher Würde zu fristen. Wilmot hatte indessen nicht das geringste Interesse an Tierzucht. Seine Leidenschaft galt dem Studium des Tiers im Menschen. James Coleraine Wilmot war Anthropologe. Er war außerdem ein perfekter Verwalter und ein geschickter Kämpfer auf den stillen und dennoch wilden Schlachtfeldern des akademischen Betriebs. Er hatte das Gefühl, dass seine Ernennung als Leiter dieses zusammengewürfelten Haufens von Menschen auf der Mission zum fernen Saturn die Krönung seiner Laufbahn darstellte, ein sorgfältig kontrolliertes Forschungsprogramm am lebenden Objekt, ein Experiment auf einem Feld, auf dem man noch nie zuvor

Experimente durchzuführen vermocht hatte.

Eine geschlossene, strikt begrenzte Gemeinschaft in einer autarken Ökologie und einer geschlossenen Ökonomie. Jedes Merkmal ihrer physikalischen Existenz war unter Kontrolle. Menschen aus Europa, Nord- und Südamerika, Asien und Afrika. Überwiegend Freidenker, Menschen, die unter den Restriktionen ihrer Heimatgesellschaften litten, die von religiösen Eiferern regiert wurden. Und natürlich die Wissenschaftler. Der offizielle Zweck dieser Mission war die wissenschaftliche Erforschung des Planeten Saturn und dessen großen Mondes Titan.

Wilmot wusste es aber besser. Er kannte den eigentlichen Zweck dieses Flugs zum Saturn und den Grund, weshalb die Sponsoren im Hintergrund wollten, dass ihre finanziellen Zuwendungen geheim gehalten wurden.

Die Chinesen hatten es wie immer abgelehnt, sich am Experiment zu beteiligen; sie waren Isolationisten bis ins Mark und blieben lieber unter sich. Doch sonst waren die meisten ethnischen und religiösen Gruppen repräsentiert. Welche Art von Gesellschaft diese Leute wohl hervorbringen würden? Ein Feldversuch in Anthropologie! Wilmot geriet beim Gedanken daran schier in Verzückung. Obwohl der Zweck hinter diesem Experiment, der wahre Grund für diesen Flug zum Saturn, ihn zutiefst beunruhigte. Aber er verdrängte diese Überlegungen und begnügte sich damit, sich auf die Zukunftsaussichten zu freuen.

Sein Büro war ein Spiegelbild des Mannes. Er hatte es wie sein Büro in Cambridge einzurichten versucht. Er hatte den großen Schreibtisch mit den klaren Konturen im dänischen Stil mitgebracht und den eleganten Stuhl mit der ergonomischen

Rückenlehne, außerdem die Bücherregale und den kleinen runden Konferenztisch mit den vier minimalistischen Stühlen. Das ganz in Weiß gehaltene Mobiliar war hell und zweckmäßig und doch warm und behaglich. Selbst der Teppich, der fast den gesamten Fußboden bedeckte, stammte aus dem irdischen Büro. Schließlich werde ich hier mehr als fünf Jahre lang leben und arbeiten, sagte Wilmot sich. Da will ich es wenigstens schön gemütlich haben.

Die einzige Neuerung im Büro war der Gästestuhl – auch im dänischen Stil, aber mit einem glänzenden Chromgestell und weichen, karamellfarbenen Lederbezügen.

Manuel Gaeta saß auf dieser Garnitur und wirkte viel entspannter, als Wilmot selbst sich fühlte. Der dritte Mann im Raum war Edouard Urbain, Chef-Wissenschaftler des Habitats: Ein kleiner, schlanker Mann mit einem dunklen Bart, dessen schütteres Haupthaar straff zurückgekämmt war. Er saß auf einem dieser filigran wirkenden Stühle am Konferenztisch in der Ecke. Urbain war Wilmot nicht gerade sympathisch; er hielt den Mann für einen typischen, ziemlich cholerischen Franzosen, obwohl Urbain in Quebec geboren und aufgewachsen war.

»Wie ich sehe, sind Sie körperlich und geistig fit«, sagte Wilmot zu Gaeta und wies auf den Wandbildschirm, der die Testergebnisse des Mannes zeigte. »Mehr noch als fit; Sie sind geradezu ein Prachtexemplar.«

Gaeta grinste zufrieden. »Das bringt der Job eben so mit sich.«

Seine Stimme war leise, fast musikalisch. Er war von kleinem Wuchs, aber kräftig gebaut und stämmig. Unter dem weißen T-Shirt zeichneten sich starke Muskeln ab. Ein schönes Gesicht

hatte er allerdings nicht: Die Nase war offensichtlich gebrochen, vielleicht sogar mehr als einmal; und der massive Kiefer verlieh ihm irgendwie das Aussehen einer Bulldogge. Doch die tief in den Höhlen liegenden dunklen Augen schauten freundlich, und er hatte ein entwaffnendes Lächeln.

»Ich muss Ihnen sagen, Mr. Gaeta, dass…«

»Manuel«, unterbrach der jüngere Mann ihn. »Bitte nennen Sie mich doch Manuel.«

Wilmot war durch dieses Angebot leicht irritiert. Er zog es nämlich vor, zumindest eine gewisse Distanz zu wahren. Und obwohl er feststellte, dass Gaeta durchaus imstande schien, ein ordentliches Englisch zu sprechen, sprach dieser seinen Namen mit einem deutlichen romanischen Einschlag aus. Wilmot warf einen Blick auf Urbain, dessen einzige Reaktion indes darin bestand, eine Augenbraue zu heben.

»Na gut«, sagte Wilmot. »Aber ich muss Ihnen trotzdem sagen, Mister… ähem… Manuel, dass es Ihnen entgegen dem Kalkül Ihrer Sponsoren nicht möglich sein wird, die Oberfläche des Titan zu betreten.«

Das tat Gaetas Lächeln freilich keinen Abbruch. »Die Astro Corporation hat fünfhundert Millionen Internationale Dollar in mich investiert, um diesen Flug durchzuführen. Und Ihr Universitäts-Konsortium hat dem Geschäft immerhin zugestimmt.«

Urbain brach das Schweigen fast explosiv. »Nein! Das ist unmöglich! Es ist niemandem erlaubt, die Oberfläche des Titan zu betreten. Das wäre nämlich eine Verletzung aller Prinzipien, die wir vertreten.«

»Hier muss ein Missverständnis vorliegen«, sagte Wilmot in ruhigerem Ton. »Bisher hat noch niemand die Oberfläche von

Titan betreten, und…«

»Verzeihung«, sagte Gaeta, »aber genau darum geht es ja. Wenn schon jemand auf Titan gewesen wäre, gäbe es für mich keinen Grund mehr, diesen Stunt durchzuführen.«

»Stunt?«, fragte Wilmot missbilligend.

»Ich habe die Ausrüstung«, fuhr Gaeta fort. »Sie ist komplett getestet worden. Meine Crew kommt morgen an Bord. Alles, worum ich Sie bitte, ist ein Platz, an dem ich die Ausrüstung aufzubauen und auszuprüfen vermag. Alles andere haben wir schon vorbereitet.«

Urbain schüttelte heftig den Kopf. »Es werden nur ferngesteuerte Sonden zur Oberfläche von Titan geschickt. Keine Menschen!«

»Bei allem Respekt, Sir«, sagte Gaeta mit immer noch leiser und freundlicher Stimme, »Sie denken wie ein Wissenschaftler.«

»Ja, natürlich. Wie denn sonst?«

»Schauen Sie, ich bin in der Show-Branche, nicht in der Wissenschaft tätig. Ich werde dafür bezahlt, riskante Stunts durchzuführen, wie zum Beispiel durch die Wolken des Jupiter zu gleiten und mit Skiern den Olympus Mons auf dem Mars herunterzufahren.«

»Stunts«, murmelte Wilmot.

»Genau, Stunts. Die Leute zahlen viel Geld dafür, an meinen Stunts teilzuhaben. Deshalb die VR-Ausrüstung.«

»Die Spannung der virtuellen Realität. Ein Surrogat-Erlebnis.«

»Ein billiges Vergnügen, stimmt. Damit macht man aber das große Geld. Meine Investoren werden schon nach den ersten zehn Sekunden, die ich in den VR-Netzwerken bin, ihre erste

halbe Milliarde verdienen.«

»Sie riskieren Ihr Leben, damit andere Leute mit einer VR-Ausrüstung auf einen Abenteuer-Trip gehen können«, sagt Urbain fast anklagend.

Falls Gaeta überhaupt eine Reaktion zeigte, bestand sie darin, dass sein Lächeln noch breiter wurde. »Der Trick ist der, die Risiken zu beherrschen. Die Bedingungen zu erkunden und die erforderliche Ausrüstung zu kaufen oder zu entwickeln. Man bezeichnet mich zwar als Teufelskerl, aber ich bin kein Narr.«

»Und Sie wollen als erster Mensch die Oberfläche des Titan betreten«, sagte Wilmot.

»Das sollte nicht allzu schwer sein. Sie werden sowieso dorthin fliegen, also fliegen wir bei euch mit. Der Titan hat eine Atmosphäre und eine ganz ordentliche Schwerkraft. Und die Strahlungswerte sind nicht annähernd so hoch wie auf dem Jupiter.«

»Und Kontamination?«, fragte Urbain.

Gaeta zog die Augenbrauen hoch. »Kontamination?«

»Es gibt Leben auf dem Titan. Es ist zwar nur mikroskopisch klein: einzellige bakterielle Lebewesen. Aber es *sind* Lebewesen, und wir müssen jede Kontamination vermeiden. Das ist unsere erste Pflicht.«

Gaeta entspannte sich wieder. »Ach so. Ich werde einen gepanzerten Raumanzug tragen. Sie können ihn abschrubben und mich in ultraviolettem Licht baden, wenn ich zurück bin. Das tötet alles Kroppzeug ab, das vielleicht noch am Anzug klebt.«

Urbain schüttelte den Kopf noch heftiger. »Nein, nein und nochmals nein. Sie verstehen nicht. Wir machen uns wahrlich

keine Sorgen, dass Mikroben Sie kontaminieren. Unsere Sorge ist vielmehr, dass *Sie* vielleicht *sie* kontaminieren.«

»Hä?«

»Es existiert eine einzigartige Ökologie auf dem Titan«, sagte Urbain. Seine blauen Augen funkelten, und der Bart sträubte sich schier. »Wir dürfen nicht das geringste Risiko eingehen, sie zu kontaminieren.«

»Aber das sind doch nur Bakterien!«

Urbain klappte die Kinnlade herunter. Er schaute aus wie ein Strenggläubiger, der soeben eine Blasphemie vernommen hat.

»Einzigartige Organismen«, stellte Wilmot klar. »Sie dürfen nicht beeinträchtigt werden.«

»Aber es sind doch schon Sonden auf dem Titan gelandet«, wandte Urbain ein, »jede Menge Sonden sogar!«

»Jede Einzelne wurde aber so gründlich desinfiziert, wie es nach dem Stand der Wissenschaft nur möglich war«, sagte Urbain. »Sie waren Dosen von Gammastrahlung ausgesetzt, die fast die elektronischen Schaltkreise zerstört hätten. Und ein paar von ihnen wurden während des Dekontaminations-Vorgangs wirklich außer Funktion gesetzt.«

Gaeta zuckte die Achseln. »Gut, dann dekontaminieren Sie meinen Anzug eben auf die gleiche Art.«

»Wenn Sie drinstecken?«, fragte Wilmot in ruhigem Ton.

»Wie – wenn ich drinstecke?«

»Weil Sie, wenn Sie in den Anzug steigen, einen ganzen Zoo von mikrobieller Flora und Fauna an den äußeren Teilen des Anzugs hinterlassen, die Sie berühren: Schweiß, Fett und wer weiß was nicht alles. Schon ein Fingerabdruck, ein Atemhauch könnte genug terrestrische Mikroben freisetzen, um Titans gesamte Ökologie zu verwüsten.«

»Ich müsste also im Anzug bleiben, wenn ihr ihn mit Gammastrahlen bombardiert?«

Wilmot nickte. »Nur so werden wir Ihnen gestatten, die Oberfläche von Titan zu betreten«, sagte Urbain ungerührt.

38 Tage vor dem Start

Ein Lächeln steht ihm wirklich gut, sagte Susan sich. Nur ist er leider immer so ernst.

Malcolm Eberly blickte konzentriert auf die dreidimensionale Abbildung, die mitten in der Luft über seinem Schreibtisch schwebte. Susan mutete er wie ein kalifornischer Surfer-Typ an, doch nur vom Hals aufwärts. Das blonde Haar hatte er nach der neuesten Mode kurz geschnitten. Er hatte hohe Wangenknochen und ein kräftiges Kinn. Eine fein geschwungene Nase und funkelnde blaue Augen von der Farbe eines Gletschersees. Und ein bezauberndes Lächeln, das er leider allzu selten zeigte.

Sie hatte sich zurückgelehnt, um ihm ihre Vorzüge zu präsentieren: Sie war mit dem schlichten Gewand und der Hose bekleidet, die ihm so gut gefiel, hatte das Haar in den Naturzustand zurückversetzt und die widerspenstigen Locken abgeschnitten. Die Verzierung an der Stirn hatte sie auch beseitigt und trug nun gar keinen Schmuck mehr außer den kleinen Ohrsteckern aus Asteroiden-Diamant.

Doch nichts von alledem hatte er bisher zur Kenntnis genommen.

»Wir müssen die Kriterien der Auswahlverfahren verschärfen«, sagte er, ohne vom Display aufzuschauen. Er

hatte eine tiefe, sonore Stimme und sprach ein amerikanisches Englisch, das jedoch von einem kultivierten britischen Akzent überlagert wurde.

»Schauen Sie.« Eberly betätigte die Fernbedienung, und das Display rotierte über dem Schreibtisch, so dass Susan die dreidimensionale Grafik anschauen konnte. Das Büro war klein und spartanisch: Das Mobiliar bestand nur aus Eberlys grauem Metallschreibtisch und dem harten kleinen Plastikstuhl, auf dem Susan saß. Es hingen keine Bilder an den Wänden. Eberlys Schreibtisch war akkurat aufgeräumt.

Sie beugte sich auf dem unbequemen, knarrenden Stuhl nach vorn und betrachtete die Reihe der bunten Zickzacklinien, welche die vor ihren Augen schwebende Grafik durchzogen. Die Konfiguration war noch genau die gleiche, an die sie sich vom Vortag erinnerte, bevor sie Feierabend gemacht hatte.

»In den zwei Wochen, die Sie bereits im Human-Resources-Büro arbeiten«, sagte Eberly, »haben die erfolgreichen Rekrutierungen um fast dreißig Prozent zugenommen. Sie leisten anscheinend mehr als das ganze restliche Personal zusammengenommen.«

Das liegt nur daran, dass ich Eindruck bei dir schinden will, sagte sie sich. Sie hatte aber nicht den Nerv, ihm das ins Gesicht zu sagen; sie vermochte sich lediglich ein Lächeln abzuringen.

Er lächelte jedoch nicht, sondern sagte: »Leider handelt es sich bei zu vielen der neuen Rekruten um verurteilte politische Dissidenten und Unruhestifter. Wenn sie schon auf der Erde für Unruhe gesorgt haben, dann werden sie es wahrscheinlich auch hier tun.«

Ihr Lächeln verflog. »Aber ist denn das nicht auch ein Zweck

dieser Mission?«, fragte sie. »Wir fliegen zum Saturn, um den Menschen eine neue Chance zu geben, damit sie ein neues Leben anfangen können.«

»Aber es muss alles im Rahmen bleiben, Holly. Alles in Maßen. Wir wollen hier keine notorischen Querulanten und Aufsässigen. Dann könnten wir genauso gut noch Terroristen ins Habitat aufnehmen.«

»Habe ich denn wirklich so schlechte Arbeit geleistet?«

Sie erwartete, dass er sie beruhigte und ihr sagte, dass sie ihre Arbeit gut machte. Stattdessen stand Eberly auf und ging um den Schreibtisch herum.

»Kommen Sie, wir gehen nach draußen und machen einen kleinen Spaziergang.«

Sie sprang auf. Sie war ein kleines Stück größer als er. Von den Schultern abwärts war Eberly schlank, geradezu dürr. Dünne Ärmchen, eine Hühnerbrust und sogar schon ein Bauchansatz, sagte sie sich. Er muss Sport treiben, diagnostizierte sie. Er sitzt zu lange im Büro. Ich muss ihn dazu motivieren, an die frische Luft oder ins Fitness-Center zu gehen und etwas für sich zu tun.

Aber sie folgte ihm schweigend durch den Korridor, der an den anderen Verwaltungsbüros des Habitats vorbeiführte und durch die Tür am Ende des Gangs.

Heller Sonnenschein fiel durch die langen Fenster. Bunte Schmetterlinge flatterten zwischen den Hyazinthen, vielfarbigen Tulpen und blutroten Mohnblumen, die den Pfad säumten. Sie gingen schweigend den Pfad entlang, der neben der Ansammlung niedriger weißer Gebäude verlief und sich den Hügel hinunterzog, auf dem das Dorf errichtet worden war. Der gepflasterte Pfad zog sich um den See am Fuß des

Hügels herum und führte auf eine grüne Wiese. Ein Radfahrer überholte sie, der im Freilauf das sanfte Gefälle hinunterrollte. Junge Laubbäume tauchten den Pfad in gesprenkelten Schatten. Susan hörte in den Büschen Insekten summen und Vögel zwitschern. Eine komplette Ökologie, die sorgfältig eingerichtet und gewartet wurde. Beim Anblick der Wiese und der Gruppen größerer Bäume, die weiter entfernt den sanft geschwungenen Pfad säumten, vermochte sie kaum zu glauben, dass sie sich im Innern eines riesigen, von Menschenhand geschaffenen Zylinders befanden, der ein paar Hundert Kilometer über der Mondoberfläche im Weltraum hing. Bis sie nach oben schaute und sah, dass das Land über ihr wie eine geschlossene Kuppel sich wölbte.

»Holly?«

Ihre Aufmerksamkeit richtete sich wieder auf Eberly. »Ich… es tut mir Leid«, stammelte sie verlegen. »Ich war wohl in Gedanken.«

Er nickte, als ob er ihre Entschuldigung annähme. »Ja, ich habe schon ganz vergessen, wie schön es hier ist. Sie haben völlig Recht; niemand von uns sollte das als selbstverständlich betrachten.«

»Was hatten Sie noch gesagt?«, fragte sie.

»Es war nicht so wichtig.« Er hob den Arm und machte eine dramatisch ausladende Geste. »*Das hier* ist wichtig, Holly. Diese Welt, die ihr für euch erschaffen werdet.«

Mein Name ist nun Holly, erinnerte sie sich. Wenn du dich an alles andere erinnerst, was du erlebst, kannst du dich auch an einen neuen Namen erinnern, verdammt.

Dennoch fragte sie: »Wieso wollten Sie, dass ich meinen Namen ändere?«

Eberly neigte nachdenklich den Kopf. »Ich habe jedem neuen Rekruten vorschlagen, seinen Namen zu ändern. Sie betreten eine neue Welt und beginnen ein neues Leben. Da ist ein neuer Name doch nur folgerichtig, meinen Sie nicht auch?«

»Na klar! Sicher.«

»Trotzdem«, seufzte er, »befolgen nur sehr wenige meinen Vorschlag. Sie klammern sich an die Vergangenheit.«

»Es ist wie eine Taufe, nicht wahr?«, sagte Holly.

Er schaute sie an, und sie sah etwas wie Respekt in seinen stechenden blauen Augen. »Ja, wie eine Taufe. Wie eine Wiedergeburt. Der Beginn eines neuen Lebens.«

»Das wird dann schon mein drittes Leben sein«, sagte sie zu ihm.

Eberly nickte.

»An mein erstes Leben erinnere ich mich gar nicht«, sagte Holly. »In der Erinnerung fängt mein Leben erst vor sieben Jahren an.«

»Nein«, sagte Eberly bestimmt. »Ihr Leben begann vor zwei Wochen, als Sie hier ankamen.«

»Ja sicher, richtig.«

»Und deshalb haben Sie auch ihren Namen geändert, nicht wahr?«

»Richtig«, wiederholte sie. Er nimmt alles so verdammt ernst, sagte sie sich. Ich wünschte, ich könnte ihm einmal ein Lächeln entlocken.

Eberly blieb stehen und drehte sich langsam im Kreis. Dabei nahm er die Welt in sich auf, die sich um sie herum erstreckte und über ihren Köpfen zu einer Kuppel wölbte.

»Ich wurde in ärmlichsten Verhältnissen geboren«, sagte er mit leiser Stimme, die beinahe ein Flüstern war. »Ich war eine

Frühgeburt, und die Ärzte räumten mir kaum eine Überlebenschance ein. Mein Vater verließ uns, als ich noch ein Baby war, und meine Mutter ließ sich dann mit einem mexikanischen Wanderarbeiter ein. Er wünschte mir den Tod. Ohne die Neue Moralität wäre ich kein halbes Jahr alt geworden. Sie brachten mich in ihr Krankenhaus und ermöglichten mir eine Schulbildung. Sie haben meinen Körper und meine Seele gerettet.«

»Das freut mich für Sie«, sagte Holly.

»Die Neue Moralität hat Amerika gerettet«, legte Eberly dar. »Als durch den Treibhaus-Effekt die Küstengebiete überflutet wurden und die Hungeraufstände ausbrachen, war es die Neue Moralität, die Ordnung und Sitte in unser Leben zurückgebracht hat.«

»Ich erinnere mich nicht an die Staaten«, sagte sie. »Nur an Selene. An sonst nichts.«

»Sie scheinen allerdings keine Schwierigkeiten zu haben, sich an alles zu erinnern, was seitdem geschehen ist. Ich habe noch niemanden mit einem so präzisen Gedächtnis gesehen.«

»Das liegt nur an den RNA-Behandlungen, denen ich unterzogen wurde«, erwiderte Holly mit einem beiläufigen Achselzucken.

»Ach ja, natürlich.« Er ging langsam weiter. »Also, Holly, da wären wir nun. Wir beide. Und noch zehntausend andere.«

»Neuntausendneunhundertachtundneunzig«, korrigierte sie ihn mit einem verschmitzten Lächeln.

Er neigte in Anerkennung ihrer Rechenkünste leicht den Kopf. Er wirkte völlig ernst und hatte ihren Humor überhaupt nicht erkannt.

»Sie haben die einmalige Gelegenheit, hier eine neue Welt zu

erschaffen«, sagte Eberly. »Eine vollständig neue, reine Welt. Sie sind die glücklichsten Menschen aller Zeiten.«

»Sie aber auch«, sagte sie.

Er machte eine abwehrende Handbewegung. »Ich bin nur ein Mann. Ihr seid zehntausend – minus eins, natürlich. Ihr seid diejenigen, die diese neue Welt erschaffen werden. Es liegt an euch, sie nach euren Vorstellungen zu formen. Ich bin schon völlig zufrieden damit, hier unter euch zu sein und euch mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln zu helfen.«

Holly schaute ihn mit einem Gefühl großer Bewunderung an. »Aber Malcolm, Sie müssen uns dabei helfen, diese neue Welt aufzubauen. Wir werden Ihre Visionen brauchen, Ihre…« – sie suchte nach einem passenden Wort… »Ihre Hingabe.«

»Ich werde natürlich alles tun, was ich vermag«, sagte er. Und zum ersten Mal lächelte er.

Holly verspürte Erregung.

»Aber Sie müssen auch Ihr Bestes geben«, fügte er hinzu. »Ich erwarte von Ihnen die gleiche Hingabe und den Einsatz, den ich selbst bringe. Nichts weniger, Holly.«

Sie nickte stumm.

»Sie müssen sich der Arbeit, die wir verrichten, mit größter Hingabe widmen«, sagte Eberly. »Und ohne Kompromisse.«

»Das will ich tun«, versicherte Holly. »Eigentlich tue ich es sogar jetzt schon.«

»Alle Bereiche Ihres Lebens müssen unserer Arbeit untergeordnet werden«, insistierte er. »Sie werden keine Zeit für Lustbarkeiten haben. Auch nicht für romantische Verstrickungen.«

»Ich habe keine romantischen Verstrickungen, Malcolm«, sagte sie kleinlaut. Ich wünschte aber, ich hätte welche, sagte

sie sich. Mit dir.

»Ich auch nicht«, sagte er. »Die vor uns liegende Aufgabe ist zu wichtig, als dass sie durch persönliche Belange beeinträchtigt werden dürfte.«

»Ich verstehe, Malcolm«, sagte Holly. »Voll und ganz.«

»Gut. Das freut mich.«

Zuckerbrot und Peitsche – so halte ich sie unter Kontrolle, sagte Eberly sich. Zuckerbrot und Peitsche.

Zwei Stunden vor dem Start

Eberly stellte sich mit dem Rücken zum gewölbten Fenster der Beobachtungskuppel. Hinter den dicken Quarzscheiben führten die Sterne einen langsamen Tanz auf, während das riesige Habitat sich träge um die eigene Achse drehte. Dann schob der Mond sich ins Blickfeld – so nah, dass man die glasierten Startrampen des Raumhafens Armstrong sah, die von jahrzehntelangem Raketenfeuer geschwärzt waren, die Zwillingskuppeln von Selenes zwei unterirdischen öffentlichen Plätzen und die riesige Baugrube, wo Arbeiter eine dritte Plaza errichteten. Ein paar Leute behaupteten sogar, einzelne Zugmaschinen zu sehen und die Seilbahn, die zu vorgeschobenen Siedlungen wie Hell Crater und dem Observatorium auf der Rückseite des Monds führten.

Eberly vermied es, nach draußen zu schauen. Beim Anblick des in ständiger Bewegung befindlichen Mondes, der Sterne und des Universums überkam ihn Übelkeit. Deshalb drehte er der Szenerie den Rücken zu. Zumal seine Arbeit, seine Zukunft und sein Schicksal im Innern des Habitats lagen und

nicht dort draußen.

Vor ihm stand eine kleine, korpulente Frau, mit einem farbenfrohen Gewand in allen Nuancen des Rot- und Orange-Spektrums über einer weiten beigefarbenen Hose bekleidet. Ihr schien der Blick durchs Fenster nichts auszumachen. Funkelnde Ringe zierten fast alle ihre Finger, und noch mehr Schmuck zierte Handgelenke, Ohrläppchen und das Doppelkinn. Ruth Morgenthau gehörte zum kleinen Kader, den die Heiligen Jünger ins Habitat eingeschleust hatten. Sie war nicht etwa zu dieser Reise ohne Wiederkehr zum Saturn gezwungen worden, wie Eberly wusste; vielmehr hatte sie sich freiwillig gemeldet.

Neben ihr stand ein dünner, kleiner und griesgrämiger Mann, der eine schäbige schwarze Kunstlederjacke trug.

»Malcolm«, sagte Morgenthau und machte eine Geste mit plumper Hand, »darf ich Ihnen Dr. Sammi Vyborg vorstellen.« Sie wandte sich halb um. »Dr. Vyborg, Malcolm Eberly.«

»Ich bin sehr erfreut, Sie kennen zu lernen, Sir«, sagte Vyborg mit schnarrender, nasaler Stimme. Sein Gesicht war kaum mehr als ein Totenkopf mit einer Hautbespannung. Hasenzähne. Schmale Augenschlitze.

Eberly ergriff kurz die ausgestreckte Hand. »Doktor in welchem Fachgebiet?«, fragte er.

»Pädagogik. An der Universität Wittenberg.«

Die Andeutung eines Lächelns erschien in Eberlys Gesicht. »Hamlets Universität.«

Vyborg grinste und zeigte dabei die Zähne. »Ja, wenn man Shakespeare glauben will. Allerdings wird der Däne nicht im Archiv der Universität aufgeführt. Ich habe selbst nachgeschaut.«

»Die Aufzeichnungen datieren so weit zurück?«, fragte Morgenthau.

»Sie sind natürlich sehr lückenhaft.«

»Ich bin nicht an der Vergangenheit interessiert«, sagte Eberly. »Ich arbeite an der Zukunft.«

Vyborg nickte. »Das ist mir schon klar.«

Eberly schaute Morgenthau missbilligend an. »Ich habe Dr. Vyborg erklärt«, beeilte sie sich zu sagen, »dass unsere Aufgabe in der Übernahme der Verwaltung des Habitats besteht, nachdem wir gestartet sind.«

»Was in zwei Stunden der Fall sein wird«, merkte Vyborg an.

Eberly richtete den Blick auf den kleinen Mann und sagte: »Ich habe es arrangiert, dass Sie einen hohen Posten in der Kommunikations-Abteilung bekommen. Wären Sie auch in der Lage, die ganze Abteilung zu leiten, falls und wenn ich sie damit beauftragte?«

»In der Abteilung gibt es noch zwei prominente Personen über mir«, erwiderte Vyborg. »Sie sind aber beide keine Gläubigen.«

»Ich kenne das Organigramm!«, sagte Eberly schroff. »Ich habe es selbst erstellt. Mir blieb nichts anders übrig, als diese beiden Säkularisten über Ihnen zu akzeptieren, aber Sie sind derjenige, den ich für die Leitung der Abteilung vorgesehen habe. Wären Sie dieser Aufgabe gewachsen?«

»Natürlich«, antwortete Vyborg, ohne zu zögern. »Was wird aber aus meinen Vorgesetzten?«

»Ihr könnt sie nicht wieder nach Hause schicken, wenn wir einmal gestartet sind«, merkte Morgenthau an. Ein Lächeln zauberte Grübchen in ihre Wangen.

»Ich werde mich schon um sie kümmern«, versicherte Eberly

nachdrücklich, »wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist. Fürs Erste will ich nur wissen, ob ich mich auf Sie verlassen kann.«

»Das können Sie«, sagte Vyborg.

»Auf Sie muss uneingeschränkt Verlass sein. Ich will unbedingte Loyalität.«

»Die werden Sie auch bekommen«, sagte Vyborg dezidiert. »Aber nur, falls es Ihnen gelingt, mich zum Leiter der Kommunikationsabteilung zu machen«, fügte er lächelnd hinzu.

»Auf jeden Fall.«

Morgenthau lächelte; sie war froh, dass diese beiden Männer in der Lage waren, zusammenzuarbeiten und der Sache zu dienen, der sie ihr Leben gewidmet hatte.

Holly wurde nervös. Sie hatte überall nach Malcolm gesucht, von seinem spartanischen kleinen Büro bis zu den anderen Hasenkästen in der Human-Resources-Abteilung, dann den Gang entlang in den anderen Abteilungen des Verwaltungsgebäudes. Aber nirgends eine Spur von ihm.

Er wird noch den Start verpassen!, sagte sie sich immer wieder. Sie hatte nämlich alles ganz genau geplant. Sie wollte mit Malcolm zum Seeufer am Rand des Dorfes gehen. Professor Wilmot und seine Assistenten hatten mehr als ein Dutzend Stellen im Habitat eingerichtet, wo die Leute sich versammeln und die Start-Feierlichkeiten auf großen, im Freien aufgestellten Bildschirmen verfolgen konnten. Das Seeufer war die beste Stelle, sagte Holly sich – landschaftlich am schönsten und den Büros am nächsten gelegen.

Doch Malcolm war nirgends zu finden. Wo mochte er wohl

stecken? Was machte er nur? Er wird noch alles versäumen! Die Leute strömten auf den Pfaden zu den Treffpunkten, wo die großen Bildschirme aufgestellt waren: Paare und größere Gruppen, die angeregt plauderten und ihr grüßend zunickten. Holly ignorierte sie allesamt und suchte weiter nach Eberly.

Und dann sah sie ihn auf dem Pfad, der aus dem Wald herausführte – in Begleitung dieser übergewichtigen Morgenthau. Holly runzelte die Stirn. Er verbringt ziemlich viel Zeit mit ihr, sagte sie sich. Als sie jedoch näher kamen, erschien ein Lächeln in Hollys Gesicht: Morgenthau schnaufte wie eine Lokomotive, während sie mit dem zügig ausschreitenden Malcolm Schritt zu halten versuchte. Geschieht ihr Recht, sagte Holly sich, als sie den Pfad entlangging, um sie abzufangen und mit Malcolm zum Seeufer zu gehen. Sie wollte ihn an ihrer Seite haben, wenn das Habitat zum langen Flug zum Saturn aufbrach. Keinen anderen, sagte sie sich. *Er* soll bei mir sein.

Pancho Lane setzte sich im Bett auf und schaute betrübt auf die holografische Darstellung des im Weltraum hängenden Habitats *Goddard*. Es schien, als ob eine Hälfte ihres Schlafzimmers verschwunden und der Dunkelheit des Weltraums gewichen sei, wobei ein kleines, langsam sich drehendes Habitat in der Mitte der Szene schwebte. Der pockennarbige, leuchtende Mond wanderte ins Blickfeld. Pancho erkannte die Laser-Boje, die den Gipfel von Mt. Yeager markierte – direkt oberhalb von Selene, nicht allzu weit von ihrem Schlafzimmer entfernt.

Sie tut es wirklich, sagte Pancho sich verdrießlich. Sie macht sich wirklich in diesem zusammengedengelten Blecheimer

vom Acker, nur um sich so weit wie möglich von mir zu entfernen. Ich habe ihr das Leben gerettet, habe mir den Arsch aufgerissen, um ihre Arztrechnungen zu bezahlen, die Kryonik und den ganzen Kram. Ich habe sie wie ein Baby gefüttert, ihr die einfachsten Verrichtungen wieder beigebracht und ihr den verschissenen Hintern abgewischt. Und nun macht sie sich auf ins schwarze Unbekannte. Das nenne ich Dankbarkeit. Das ist wahre Schwesternliebe.

Dennoch verspürte sie keinen echten Zorn. Sie wusste, dass Susie sich von ihr lösen und ein eigenes Leben beginnen musste. Sie muss unabhängig werden. Jedes Kind muss früher oder später auf eigenen Füßen stehen. Teufel, ich habe doch genauso gehandelt, als Susie noch ein Kind war.

Nein – sie war keine Susie mehr, erinnerte sie sich. Sie nennt sich nun Holly. Daran muss ich denken, wenn ich sie anrufe. Holly.

Falls sie in Schwierigkeiten gerät, werde ich ein Rettungsschiff aussenden, um sie nach Hause zu holen. Sie muss nur einen Ton sagen. Ich werde selbst zu ihr fliegen, wenn es sein muss.

Die holografische Abbildung von *Goddard* verblasste und wich einem lebensgroßen Bild von Professor Wilmot. Pancho, die vom Bett aus zuschaute, hatte den Eindruck, als ob der Kopf und die Schultern des Mannes mitten im Schlafzimmer schwebten.

»Heute begeben wir uns auf eine einmalige Entdeckungs- und Forschungsreise«, hob Wilmot langsam mit sonorer Stimme an.

»Bla, bla, bla«, murmelte Pancho. Sie stellte den Ton mit einem Sprachbefehl ab und befahl dem Telefon, sie mit ihrem

Sicherheitschef zu verbinden. Ich hoffe nur, dass Wendell eine kompetente Person abgestellt hat, ein Auge auf mein Schwesterherz zu halten. Wenn nicht, werde ich ihm einen kräftigen Tritt in den Arsch geben, egal wie gut er im Bett ist.

»Vyborg ist eine Bereicherung für unseren Kader«, sagte Morgenthau, während sie neben Eberly zum Dorf am See zurückwatschelte.

Eberly berührte einen leuchtenden Königsschmetterling, der ihm vorwitzig vorm Gesicht herumflatterte. »Er ist ehrgeizig, das steht schon mal fest.«

»Ehrgeiz ist doch nichts Schlimmes«, sagte Morgenthau. »Solang er Befehle ausführt.«

»Das wird er, da bin ich mir sicher.«

Innerlich hatte Eberly seine Zweifel. Aber ich muss eben mit dem verfügbaren Material arbeiten, sagte er sich. Morgenthau hat praktisch keine Ambitionen und kein Bedürfnis, im Rampenlicht zu stehen. Das macht sie zum perfekten Handlanger. Mit Vyborg ist das etwas anderes. Ich werde gut auf ihn aufpassen müssen. Und auf meinen Rücken.

»Information ist der Schlüssel zur Macht«, sagte er zu Morgenthau. »Mit Vyborg in der Kommunikation werden wir Zugang zu allen Überwachungskameras im Habitat haben.«

»Und er könnte uns auch dabei helfen, die Telefone anzuzapfen«, ergänzte Morgenthau.

»Ich will mehr. Ich will, dass in jedem Apartment Überwachungskameras installiert werden. Natürlich geheim.«

»In jedem Apartment? Das ist… eine gewaltige Aufgabe.«

»Dann finden Sie einen Weg, sie zu lösen«, sagte Eberly schroff.

Holly versuchte nicht zu rennen, denn so aufgeregt wollte sie nun auch wieder nicht erscheinen; doch je näher sie Eberly und Morgenthau kam, desto schneller ging sie.

Sie fragte sich, wieso Malcolm überhaupt die Gesellschaft von Morgenthau gesucht hatte. Sie macht doch wirklich nicht viel her. Holly kicherte innerlich. Nein, eigentlich macht sie *zu viel* her. Sie ist ausstaffiert, als ob sie auf eine Punker-Party gehen wollte. Sie wäre auch ganz hübsch, wenn sie mal so zwanzig bis dreißig Kilo abnehmen würde.

Eberly schaute auf und erkannte sie.

»Malcolm!«, rief Holly und verlangsamte den Schritt. »Kommen Sie! Die Zeremonie hat schon angefangen. Sie werden noch alles verpassen!«

»Dann werde ich es eben verpassen«, sagte Eberly kurz angebunden. »Ich habe zu tun. Ich kann meine Zeit nicht mit irgendwelchen Zeremonien verschwenden.«

Sprach's und ging an ihr vorbei, die Morgenthau im Schlepptau. Holly stand mit offenem Mund da und kämpfte verzweifelt gegen die Tränen an.

Start

Kaum jemand an Bord der *Goddard* wusste von der ›Brücke‹. Das Navigations- und Kontrollzentrum des riesigen Habitats war nämlich in einer kompakten Kapsel untergebracht, die an der Außenseite des mächtigen Zylinders angeflanscht war – wie ein Pilz auf einem langsam rotierenden Baumstamm.

Captain Nicholson trug den Titel ehrenhalber. Sie hatte

schon Raumschiffe zum Asteroiden-Gürtel geflogen und einmal sogar einen Verband von drei Schiffen auf einer Versorgungsmission für die wissenschaftlichen Stützpunkte auf dem Mars befehligt.

Von der vierköpfigen Besatzung, die im Navigations- und Kontrollzentrum arbeitete, wollten Nicholson, ihr erster Offizier und der Navigator zur Erde zurückkehren, sobald sie die *Goddard* in einen Orbit um den Saturn gebracht hatten. Nur der System-Ingenieur, Ilja Timoschenko, hatte sich für die volle Dauer der Mission verpflichtet. Timoschenko rechnete auch nicht damit, die Erde jemals wiederzusehen.

Samantha Nicholson sah nicht aus wie ein typischer Raumschiffkapitän. Sie war eine kleine Frau, die ihr Haar hatte silbergrau werden lassen. Sie stammte von einer langen Linie von Großreedern ab und war die Erste ihrer Familie, die dem Lockruf des Weltraums und nicht des Meeres folgte. Ihr Vater enterbte sie wegen ihrer Eigenwilligkeit und Unabhängigkeit, und ihre Mutter weinte bitterlich, als sie die Erde verließ. Nicholson tröstete ihre Mutter und sagte ihrem Vater, dass sie das Familienvermögen weder brauchte noch wollte. Sie kehrte nie mehr zur Erde zurück, und Selene wurde ihre zweite Heimat.

Timoschenko bewunderte die Kapitänin. Nicholson war fähig, intelligent und schaltete sich bei Auseinandersetzungen als ›ehrlicher Makler‹ ein. Und wenn es darauf ankam, vermochte sie die Besatzung mit einer Sprache zur Raison zu bringen, bei der ihre Mutter wohl in Ohnmacht gefallen wäre.

»X minus dreißig Sekunden«, sagte die synthetische Stimme des Computers.

Timoschenko warf einen Blick auf seine Konsole. Alle

Lampen und Symbole leuchteten grün.

»Zündung der Triebwerke auf mein Kommando«, sagte Captain Nicholson gelassen.

»Roger«, erwiderte der erste Offizier.

Normalerweise hätte Timoschenko sich darüber mokiert, dass sie auf menschlicher Kontrolle bestand. Die vier Besatzungsmitglieder wussten nämlich ganz genau, dass die Computer das Antriebssystem überwachten. Dieses träge, überdimensionale Abflussrohr würde exakt im richtigen Moment aus dem Mondorbit ausscheren, auch wenn keiner von ihnen auf der Brücke wäre. Der Käpt'n pflegte jedoch die alten Traditionen, und sogar Timoschenko – der sonst immer so verdrießlich und spöttisch war wie ein hochmütiger Universitätsprofessor –, respektierte die Entscheidung der alten Dame.

Der Computer sagte: »Zündung in fünf Sekunden, vier… drei… zwei…«

»Triebwerke zünden«, sagte der Käpt'n.

Timoschenko grinste, als seine Konsole zeigte, dass der Computerbefehl und die menschliche Handlung gleichzeitig stattfanden.

Die Triebwerke feuerten. Die *Goddard* scherte aus dem Mondorbit aus und schwenkte auf die lange Flugbahn zum Planeten Saturn ein.

Selbst mit Duncan-Drive-Fusionstriebwerken flitzt ein so massives Objekt wie das Habitat *Goddard* nicht durchs Sonnensystem, wie Passagierfähren und sogar automatisierte Erzfrachter es zu tun pflegen.

Das liegt zum Teil an der schieren Masse. Mit über

hunderttausend Tonnen entspricht das Habitat einer ganzen Flotte interplanetarer Raumschiffe. Um dem Habitat auch nur eine Beschleunigung von einem Zehntel Ge zu verleihen, wäre ein enormer Schub erforderlich, was wiederum einen exzessiven Brennstoffverbrauch zur Folge hätte.

Das größte Problem ist jedoch die rotationsinduzierte Schwerkraft im Innern des Habitats. Eine Beschleunigung durch Raketenschub würde die Welt im Innern des Zylinders durcheinander wirbeln. Anstatt nur einen sanften, erdähnlichen Zug nach ›unten‹ zu verspüren, würden die Bewohner auch in Richtung des Raketenschubs beschleunigt werden. Dadurch würde das Leben im Habitat erschwert, wenn nicht unmöglich werden.

Die Bewohner hätten das Gefühl, ständig bergauf oder bergab zu gehen, obwohl sie auf einem normal wirkenden flachen Boden gingen.

Also entfernte die *Goddard* sich mit einer gemächlichen Beschleunigung vom Mond, mit einem winzigen Bruchteil eines Ge. Die zehntausend Bewohner spürten die Kraft der Beschleunigung überhaupt nicht, doch von den Antriebs-Ingenieuren des Habitats wurde sie sorgfältig überwacht.

Es würde vierzehn Monate dauern, um in die Nähe des Jupiter zu kommen. Dort würde die *Goddard* Fusionsbrennstoffe nachtanken: Mit automatisierten Schöpfbaggern, die von der Raumstation im Orbit um den riesigen Planeten betrieben wurden, würden Wasserstoff- und Heliumisotope aus Jupiters tiefer, turbulenter Atmosphäre geschöpft werden. Außerdem würde Jupiters starke Gravitation dem Habitat beim Vorbeiflug eine zusätzliche Beschleunigung verleihen.

Elf Monate nach dem Erreichen des Jupiter würde die *Goddard* schließlich in einen Orbit um den Saturn gehen. Zu diesem Zeitpunkt, mehr als zwei Jahre nach dem Aufbruch aus dem Erde/Mond-System, rechnete der Anthropologe James Wilmot damit, dass die Subjekte seines Experiments bereit wären, das politische System und die persönlichen Bindungen einer neuen Gesellschaft zu schaffen. Er fragte sich, welche Form diese Gesellschaft wohl annehmen würde. Malcolm Eberly wusste es bereits.

Drei Tage nach dem Start

Der große Vorteil, einen Wissenschaftler mit der Leitung des Habitats zu beauftragen, sagte Eberly sich, ist der, dass Wissenschaftler so vertrauensvoll naiv sind. Ehrlichkeit ist das konstituierende Element ihrer Arbeit, wodurch sie sich auch im Alltagsleben ehrlich verhalten. Was sie wiederum zu der Annahme verleitet, dass auch ihre Mitmenschen ehrlich seien.

Eberly lachte laut, als er die Pläne für den Tag Revue passieren ließ. Es wird Zeit, Bewegung in die Sache zu bringen. Wo wir nun unterwegs sind, wird es Zeit, dass diese Leute mich als ihren natürlichen Anführer betrachten.

Und wer wäre besser geeignet, den Anfang zu machen als Holly, sagte er sich. Meine Neugeborene. Sie schmollte, seit er sie bei der Start-Zeremonie einfach hatte abblitzen lassen. Er sah, dass unter den Nachrichten, die an diesem Morgen eingegangen waren, auch eine von ihr war; und sie hatte ihn auch schon zweimal angerufen. Gut, sagte er sich – Zeit, sie wieder zum Lächeln zu bringen.

Er wies das Telefon an, sie zu lokalisieren. Die holografische Abbildung, die überm Schreibtisch erschien, zeigte ihm, dass sie in ihrem Büro bei der Arbeit war.

Als sie Eberlys Gesicht erkannte, erschien bei ihr ein Ausdruck der Hoffnung und frohen Erwartung.

»Holly, würden Sie bitte in mein Büro kommen, falls Sie einen Moment Zeit haben?«, fragte er leutselig.

»Ich werde SAL da sein!«, sagte sie.

SAL?, fragte Eberly sich, als ihr Bild verblasste. Was soll – ach so! Schneller als Licht. Der für sie typische Slang.

Er hörte, wie sie leise und zaghaft an seine Tür klopfte.

Lass sie warten, sagte er sich. Nur so lang, dass ein leichtes Unbehagen sie beschleicht. Er spürte förmlich, wie sie unbehaglich draußen vor der Tür stand.

»Herein«, sagte er, als sie erneut klopfte.

Holly schmollte nicht mehr, als sie Eberlys Büro betrat. Sie wirkte vielmehr besorgt, beinahe ängstlich.

Eberly stand auf und wies auf den Stuhl vorm Schreibtisch. »Bitte setzen Sie sich, Holly.«

Sie setzte sich auf die Stuhlkante wie ein scheuer Vogel, der bereit war, beim geringsten Anzeichen von Gefahr aufzufliegen. Eberly nahm auch wieder Platz und musterte sie für eine Weile stumm. Holly war mit einem moosgrünen Gewand über Leggins von einem etwas helleren Grün bekleidet. Sie trug keine Ringe oder sonstigen Schmuck außer den Ohrsteckern. Diamanten, wie er sah. Seit der Asteroidengürtel für den Bergbau erschlossen worden war, waren Edelsteine normale Gebrauchsgüter geworden. Wenigstens hat sie dieses blöde Zeichen auf der Stirn entfernt, sagte Eberly sich. Sie ist wirklich recht attraktiv. Manche

Männer finden dunkle Haut exotisch. Ihre Figur haut einen zwar nicht gerade vom Hocker, aber sie hat schöne lange Beine. Ob ich sie mit jemandem verkuppeln sollte? Nein, beschloss er. Fürs Erste soll sie ausschließlich auf mich fixiert sein.

Er bedachte sie mit einem sparsamen Lächeln. »Ich habe Sie verletzt, nicht wahr?«

Holly machte vor Erstaunen große Augen.

»Das war nicht meine Absicht. Manchmal gehe ich so in meiner Arbeit auf, dass ich ganz vergesse, die Menschen um mich herum könnten auch Gefühle haben. Es tut mir wirklich Leid«, sagte er. »Das war taktlos von mir.«

Ihr Gesicht erhellte sich, als ob die Sonne aufgegangen wäre. »Ich sollte nicht so ein Mimöschen sein, Malcolm. Aber es hat mich einfach überkommen. Ich wollte bei der Feier an Ihrer Seite sein und…«

»Und ich habe Sie enttäuscht.«

»Nein!«, sagte sie wie aus der Pistole geschossen. »Es war mein Fehler. Ich hätte es besser wissen müssen. Es tut mir Leid. Ich wollte Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereiten.«

Eberly lehnte sich auf seinem komfortablen Stuhl zurück und bedachte sie mit einem gütigen, väterlichen Lächeln. Wie leicht sie doch zu lenken ist, sagte er sich. Nun bittet sie mich sogar noch um Verzeihung.

»Ich meine«, plapperte Holly weiter, »ich weiß, dass Sie viel zu tun haben und die Verantwortung für die Menschen des ganzen Habitats und all das und ich hätte Ihnen von vornherein nicht zumuten dürfen, sich die Zeit zu nehmen und mit mir in der Gegend 'rumzustehen, um sich die alberne Feier anzuschauen wie ein Schuljunge beim Schulfest oder

irgendetwas in der Art…«

Ihre Stimme wurde immer leiser wie ein Spielzeug, dessen Batterien schlapp machten.

Eberly ersetzte das Lächeln durch einen Ausdruck der Bekümmerung. »Schon gut, Holly. Die Sache hat sich bereits erledigt. Vergessen wir es.«

Sie nickte glücklich.

»Ich hätte einen Auftrag für Sie, falls Sie Zeit haben, sich damit zu befassen.«

»Die Zeit werde ich mir nehmen!«

»Wunderbar.« Er lächelte wieder – dieses frohe, dankbare Lächeln.

»Und was ist das für ein Auftrag?«

Er rief den Grundriss des Habitats auf und projizierte ihn auf die kahle Wand. Holly sah die Dörfer, die Parks, landwirtschaftlichen Anbaugebiete und Gärten, die Büros, Werkstätten und Fabrikkomplexe, alles schön ordentlich angeordnet und durch Pfade für Fußgänger und Elektro-Fahrräder miteinander verbunden.

»Dies ist unsere neue Heimat«, sagte Eberly. »In der wir für mindestens fünf Jahre leben werden. Manche von uns – viele von uns – werden gar den Rest ihres Lebens hier verbringen.«

Holly nickte zustimmend.

»Aber wir haben noch für nichts einen Namen gefunden. Nichts außer den technischen Bezeichnungen. Wir können unsere Heimatorte aber nicht einfach › Ortschaft A‹, ›Ortschaft B‹ und so weiter nennen.«

»Ich verstehe«, murmelte Holly.

»Die Gärten sollten eigene Namen bekommen. Die Hügel und die Wälder – einfach alles. Wer will denn schon im

›Einzelhandels-Komplex Numero Drei‹ einkaufen gehen?«

»Ja schon, aber wie sollen wir denn für alles Namen finden?«

»Ich werde es nicht tun«, sagte Eberly. »Und Sie auch nicht. Dies ist eine Aufgabe, die von den Bewohnern des Habitats erledigt werden muss. Die Leute müssen die Namen selbst aussuchen.«

»Aber wie…«

»In einem Wettbewerb«, antwortete er, bevor sie die Frage noch ausformuliert hatte. »Oder vielmehr in einer Serie von Wettbewerben. Die Bewohner einer jeden Siedlung werden einen Wettbewerb veranstalten, um ihrem Ort einen Namen zu geben. Die Arbeiter einer Fabrik werden einen Wettbewerb veranstalten, um ihrer Fabrik einen Namen zu geben. Das wird die Aufmerksamkeit der Menschen beanspruchen und sie für Monate beschäftigen.«

»Kosmisch«, sagte Holly atemlos.

»Ich brauche jemanden, um die Regeln auszuarbeiten und jeden einzelnen Wettbewerb zu organisieren. Wollen Sie das für mich tun?«

»Logisch!«

Eberly gestattete sich ein leises Lachen angesichts ihrer Begeisterung. »Später werden Sie Komitees bilden müssen«, fuhr er fort, »um die vorgeschlagenen Namen zu bewerten und die Stimmen auszuzählen.«

»Super!« Er sah, dass Holly vor Vorfreude fast zitterte.

»Gut. Ich möchte, dass Sie dieser Sache absoluten Vorrang einräumen. Aber sprechen Sie mit niemandem darüber, bis wir so weit sind, es der Öffentlichkeit mitzuteilen. Ich will nicht, dass hiervon etwas vorzeitig nach außen dringt.«

»Ich werde es für mich behalten«, versprach Holly.

»Schön.« Eberly lehnte sich zufrieden auf dem Stuhl zurück. Dann schaute er sie prüfend an und sagte: »Ich habe festgestellt, dass Sie mich ein paarmal angerufen haben. Worüber wollten Sie denn mit mir sprechen?«

Holly blinzelte, als ob sie plötzlich aus einem Traum gerissen worden wäre. »Sie sprechen? Ach so. Es ist eigentlich nichts Besonderes. Nur ein paar Kleinigkeiten, keine große Sache.«

Eberly beugte sich leicht nach vorn und sagte sich, dass ihre ständigen Anrufe ein mühsam kaschierter Versuch waren, sich mit ihm zu treffen. Er legte die Arme auf den Schreibtisch. »Worum geht es dann?«

Holly zog besorgt die Augenbrauen hoch und sagte: »Nun… ich hatte Routineüberprüfungen der Lebensläufe der letzten Personal-Tranche laufen lassen, die an Bord gekommen war. Und in ein paar Fällen bin ich auf Unstimmigkeiten gestoßen.«

» Unstimmigkeiten? «

Sie nickte heftig. »Referenzen, die nicht bestätigt werden. Oder unvollständige Angaben.«

»Etwas Gravierendes?«, fragte er.

»Ruth Morgenthau, zum Beispiel. Sie hat in der Rubrik ›Berufserfahrung‹ ihrer Bewerbung nur eine Position eingetragen.«

»Wirklich?«

»Und noch dazu eine verdammt gute«, gestand Holly. »Leiterin des Verwaltungsdiensts für das Amsterdamer Büro der Heiligen Jünger.«

Eberly lächelte verhalten. »Das *ist* recht eindrucksvoll, meinen Sie nicht?«

»Ja schon, aber es ist nur eine Angabe, und auf dem Formular werden mindestens drei verlangt.«

»Ich würde mir deswegen keine Sorgen machen.«

Sie nickte. »OK, kein Problem. Aber es gibt da noch jemanden – er führt Referenzen von ein paar Universitäten an, nur dass ich in den Archiven keinerlei Hinweise auf ihn finde.«

»Falsche Referenzen?« Nun verspürte Eberly doch einen Anflug von Besorgnis. »Um wen handelt es sich?«

Holly zog einen Palmtop aus der Tasche ihres Gewands und richtete ihn auf die Wand, die derjenigen gegenüberlag, die den Grundriss des Habitats zeigte. Sie schaute um Erlaubnis heischend auf Eberly. Er nickte knapp.

Ein Human-Resources-Dossier erschien an der Wand. Eberly runzelte die Stirn, als er den Namen und das dazugehörige Bild sah: Sammi Vyborg.

Holly ging zum Abschnitt ›Referenzen‹ des Lebenslaufs und markierte die Namen von fünf Universitätsprofessoren.

»Nach allem, was ich in Erfahrung gebracht habe, war er nie an einer dieser Universitäten eingeschrieben«, sagte sie.

Eberly lehnte sich auf dem Stuhl zurück und legte die Fingerspitzen aneinander. Er versuchte, sein großes Unbehagen zu kaschieren und dachte angestrengt nach. »Haben Sie schon einen dieser Professoren kontaktiert?«

»Noch nicht. Ich wollte erst einmal mit Ihnen sprechen, bevor ich weitere Schritte unternehme.«

»Gut. Danke, dass Sie mir das zur Kenntnis gebracht haben.«

»Ich könnte alle Professoren befragen. Aber was sollen wir mit Vyborg machen, wenn sie seine Angaben nicht bestätigen?«

Eberly spreizte die Hände. »Dann dürfen wir den Mann natürlich nicht auf dem Posten belassen, der ihm zugewiesen

worden ist. Falls er seine Referenzen wirklich gefälscht hat.«

»Wir könnten ihn zur Erde zurückschicken, wenn wir beim Jupiter auftanken«, sagte Holly nachdenklich. »Aber was sollen wir bis dahin mit ihm machen? Ihn zur Arbeit auf den Farmen einsetzen oder etwas in der Art?«

»Oder etwas in der Art«, sagte Eberly vage.

»Okay. Ich werde dann die…«

»Nein«, sagte er scharf. »Ich werde mich mit diesen Professoren in Verbindung setzen. Mit jedem einzelnen von ihnen. Ich werde es selbst tun.«

»Aber Sie haben doch schon so viel zu tun.«

»Das liegt aber in meiner Verantwortung, Holly. Außerdem werden sie wahrscheinlich viel eher bereit sein, auf eine Anfrage des Leiters der Human Resources zu reagieren als auf eine von seinen Assistenten.«

Ihre Miene verdüsterte sich kurz, doch dann hellte sie sich schnell wieder auf. »Ja, da ist etwas dran.«

»Außerdem werden Sie vollauf damit beschäftigt sein, die Wettbewerbe zu arrangieren.«

Da musste sie grinsen.

»Ich werde mich also selbst darum kümmern«, wiederholte Eberly.

»Es ist trotzdem nicht fair«, murmelte sie. »Es tut mir Leid, dass ich es Ihnen überhaupt gesagt habe. Ich hätte mich darum kümmern sollen, ohne Sie damit zu behelligen.«

»Nein, Holly. Dies ist etwas, über das Sie mich auf jeden Fall hätten informieren müssen. Sie haben genau richtig gehandelt.«

»Ok«, sagte sie und erhob sich langsam. »Wenn Sie meinen. Trotzdem…«

»Danke, dass Sie mir Bescheid gesagt haben«, sagte Eberly. »Sie haben gute Arbeit geleistet.«

»Danke!«, sagte sie strahlend.

»Ich bin sicher, dass es sich nur um einen Fehler oder ein Missverständnis handelt, das sich irgendwo auf dem Dienstweg eingeschlichen hat. Ich kenne Vyborg persönlich. Er ist ein guter Mann.«

»Ach! Ich wusste nicht…«

»Umso mehr Grund, diese Sache gründlich aufzuklären«, sagte Eberly ernst. »Es darf hier keine Günstlingswirtschaft einreißen.«

»Nein, natürlich nicht.«

»Ich danke Ihnen, Holly«, sagte er noch einmal.

Sie ging langsam zur Tür, als ob sie den Abschied von ihm noch etwas hinauszögern wollte. Er lächelte sie an, und dann verließ sie schließlich sein Büro und schloss leise die Tür.

Eberly starrte aufs Dossier auf dem Wandbildschirm; die falschen Referenzen waren noch immer markiert.

Idiot, fluchte er stumm,- Vyborg hatte doch überhaupt keine Veranlassung gehabt, seinen Lebenslauf zu frisieren. Sein Ego war indes stärker gewesen als der Verstand.

Allerdings, sagte Eberly sich, spielt er mir durch einen solchen Fehler auch in die Hände. Dadurch wird er nämlich erpressbar. Soll mir nur recht sein.

Dann werde ich die Akte mal korrigieren. Und Eberly diktierte die exzellenten Beurteilungen von jedem der Universitätsprofessoren, die unter der Rubrik ›Lebenslauf ‹ erscheinen würden, in den Computer.

28 Tage nach dem Start

»Kommen Sie«, sagte Manuel Gaeta, »es muss doch einen Weg geben. Es gibt immer einen Weg, Fritz.«

Friedrich Johann von Helmholtz erhob sich von den Knien und richtete sich zu seiner vollen Größe auf. Trotz des eindrucksvollen Namens war er ein kleiner und schlanker, fast zerbrechlich wirkender Mann. Und der beste Techniker im Sonnensystem, jedenfalls was Gaeta betraf. Im Moment ›knirschte es jedoch im Getriebe‹ was das Einvernehmen zwischen ihnen betraf.

Fritz' Kopf mit dem Bürstenhaarschnitt reichte Gaeta kaum bis zu den Schultern. Wie er neben dem muskulösen Stuntman stand, mutete der Techniker fast wie ein dürres Kind an. Und beide wirkten wiederum klein gegenüber dem wuchtigen, cermetbeschichteten Raumanzug, der leer in der Mitte der Ausrüstungsbucht stand.

»Natürlich gibt es einen Weg«, sagte Fritz in präzise artikuliertem Englisch. »Sie steigen in den Anzug. Wir versiegeln ihn. Dann durchlaufen wir die Sterilisierungs-Prozedur, auf der Professor Wilmot und Urbain bestehen – einschließlich der Röntgenstrahlen-Dusche. Und dann sind Sie tot.«

Gaeta räusperte sich vernehmlich.

Fritz stand neben dem leeren Anzug; die Arme hatte er resolut vor der schmächtigen Brust verschränkt.

»Mein Gott, Fritz«, murmelte Gaeta, »diese Astro-Corp-Bonzen haben mir eine halbe Milliarde dafür gezahlt, dass ich als erster Mensch den Fuß auf den Titan setze. Wissen Sie, was sie mit mir anstellen werden, wenn ich es nicht tue? Wenn ich

es nicht mal *versuche,* weil ein paar ängstliche Wissenschaftler sich übertriebene Sorgen wegen ein paar Bakterien machen?«

»Ich könnte mir vorstellen, dass sie die halbe Milliarde zurückfordern werden«, erwiderte Fritz gleichmütig.

»Von der wir aber schon einen großen Batzen ausgegeben haben.«

Fritz zuckte die Achseln.

»Sie werden mir die Hölle heiß machen«, sagte Gaeta und runzelte besorgt die Stirn. »Außerdem wird mich niemand mehr für einen Stunt engagieren. Dann bin ich erledigt.«

»Oder tot«, sagte Fritz mit vollem Ernst.

»Sie sind wirklich eine große Hilfe, *amigo.*«

»Ich bin Techniker. Und nicht Ihr Finanzberater oder Ihr Leibwächter.«

»Sie sind *un fregado,* eine seelenlose Maschine, genau das sind Sie.«

»Indem Sie mich beleidigen, wird Ihr Problem auch nicht gelöst.«

»Na und? Sie lösen mein Problem doch eh nicht – niemand löst mein Problem!«

Fritz schürzte für einen Moment die Lippen, was darauf hindeute, dass er nachdachte. »Vielleicht… nein, das würde wahrscheinlich nicht funktionieren.«

»Vielleicht was?«, fragte Gaeta.

Fritz hob die Hand, tätschelte den klobigen Anzug am gepanzerten Oberarm und sagte nachdenklich: »Das Problem ist, Sie in den Anzug zu stecken, nachdem er sterilisiert wurde – ohne ihn dabei zu kontaminieren.«

»Ja. Richtig.«

»Vielleicht wäre es möglich, Sie in einer Art sterilen Hülle zu

verpacken. In einer Plastikhülle, die bereits dekontaminiert wurde.«

»Meinen Sie?«

Fritz neigte den Kopf auf die Seite und sagte: »Nur dass wir dann das Problem hätten, Sie in der Hülle zu versiegeln, ohne sie zu kontaminieren.«

»Das gleiche Problem, als wenn ich gleich in den *maldito* Anzug steigen würde.« Gaeta stieß eine Kanonade spanischer Flüche aus.

»Wenn wir es aber außerhalb des Habitats im Weltraum tun würden«, sagte Fritz langsam, als ob er seine Gedanken während des Sprechens sortierte, »dann würden vielleicht zwischen dem ultravioletten Fluss der Außenumgebung und dem harten Vakuum die Kontaminarionsanforderungen erfüllt werden.«

Gaetas dunkle Brauen schossen in die Höhe. »Glauben Sie?«

Fritz zuckte erneut die Achseln. »Lassen Sie mich ein paar Zahlen durch den Computer schicken. Dann werde ich mit Urbains Planetenschutz-Team sprechen.«

Gaeta grinste und klopfte Fritz so herzhaft auf die Schulter, dass der kleine Mann ins Wanken geriet. »Ich wusste doch, dass Sie es schaffen würden, *amigo*! Ich wusste es.«

142 Tage nach dem Start

Eberly hatte für über zwei Stunden gelangweilt dagesessen, während alle sechzehn Abteilungsleiter des Habitats ihre langen, drögen Wochenberichte herunterleierten. Wilmot hatte auf diesen wöchentlichen Besprechungen bestanden; Eberly

hielt sie freilich für sinnlos und überflüssig. Es ging Wilmot doch nur darum, sich wichtig zu machen, sagte er sich.

Es bestand überhaupt keine Veranlassung, zwei bis drei Stunden in diesem engen Konferenzraum zuzubringen. Jeder Abteilungsleiter hätte seinen oder ihren Bericht auch elektronisch an Wilmot zu übermitteln vermocht. Aber nein, der alte Mann musste am Kopfende des Tisches thronen und so tun, als ob er wirklich etwas leisten würde.

Für eine Gemeinschaft von zehntausend angeblichen Störenfrieden war das Habitat eigentlich ganz störungsfrei zum Saturn unterwegs. Der größte Teil der Population war noch relativ jung und voller Energie. Eberly hatte mit Hollys engagierter Hilfe alle wirklichen Unruhestifter aussortiert, die sich für einen Platz im Habitat beworben hatten. Diejenigen, die er akzeptiert hatte, waren auf die eine oder andere Art mit den restriktiven Strukturen der hoch organisierten Gesellschaften auf der Erde in Konflikt gekommen: Sie waren unzufrieden mit dem ihnen zugewiesenen Arbeitsplatz, ärgerten sich über die Beschränkung der Niederlassungsfreiheit durch die örtlichen Behörden und waren auch nicht bereit, den Bescheid einer genetischen Prüfungskommission bezüglich des Antrags auf die Geburt eines Kindes zu akzeptieren.

Manche hatten sogar versucht, auf friedlichem Weg eine Änderung des politischen Systems zu erreichen – jedoch ohne Erfolg. Also waren sie nun hier im Habitat *Goddard*, einer von Menschen erschaffen Welt, in der es reichlich Platz für Wachstum gab. Sie drehten der Erde den Rücken zu und waren bereit, auf der lächerlichen Suche nach persönlicher Freiheit bis zum Saturn zu reisen.

Der Trick ist, sagte Eberly sich, als der Leiter der Instandhaltung sich über triviale Probleme ausließ, ihnen die Illusion persönlicher Freiheit zu vermitteln, ohne ihnen diese Freiheit jedoch zu gewähren. Sie müssen mich als Garanten der Freiheit und Hoffnungsträger betrachten. Sie müssen mich als unverzichtbaren Anführer akzeptieren.

Es wird Zeit, diesen Prozess einzuleiten, beschloss er, als der Chef der INST sich endlich setzte. Sofort.

Zuvor musste er aber noch den Bericht des Sicherheits-Direktors abwarten. Leo Kananga war eine eindrucksvolle Gestalt: ein großer, tiefschwarzer Ruander, der darauf bestand, als ›Oberst‹ tituliert zu werden – sein Rang in der ruandischen Polizei, bevor er sich freiwillig für die Saturn-Mission gemeldet hatte. Er hatte den Kopf kahl geschoren und war ganz in Schwarz gekleidet, wodurch er noch größer wirkte. Trotz des eindrucksvollen Auftritts hatte er jedoch wenig Neues zu berichten; es gab keine besonderen Vorkommnisse. Nur ein paar Rangeleien in der Cafeteria, normalerweise zwischen jungen Männern, die in einer hormonellen Aufwallung jungen Frauen imponieren wollten. Und eine Rauferei bei einem Fußballspiel in einem der Parks.

»Hooligans«, sagte Kananga grimmig. »Manchmal haben wir sogar den Fall, dass es nach der Übertragung bedeutender Sportveranstaltungen von der Erde zu Ausschreitungen kommt.«

»Vielleicht sollten wir solche Übertragungen gar nicht mehr zulassen«, schlug eine der Frauen vor.

Der Sicherheitschef schaute sie mit einem mitleidigen Lächeln an. »Das müssen Sie nur versuchen, und es gibt einen richtigen Aufstand.«

Großer Gott, sagte Eberly sich, sie werden das noch für die nächste halbe Stunde durchkauen. Und wirklich meldeten sich nun noch weitere Personen zu Wort. Wilmot saß stumm am Kopfende des Tisches; er beobachtete, hörte zu und fasste sich manchmal an den Bart.

Welche von diesen Figuren wird mir gegenüber wohl loyal sein?, fragte Eberly sich. Und wen werde ich austauschen müssen? Sein Blick fiel sofort auf Berkowitz, den übergewichtigen Leiter der Kommunikations-Abteilung. Ich habe Vyborg seine Stelle versprochen, sagte Eberly sich. Zumal Berkowitz mir gegenüber nie loyal wäre; wie sollte ich einem Juden vertrauen, der sein ganzes Leben in der Medienbranche verbracht hat.

Schließlich flaute der Sturm im Wasserglas wegen der Hooligans ab. Natürlich ohne eine Entscheidung. Bei dieser Art von Diskussion kommt nie ein Ergebnis heraus, sagte Eberly sich, nur heiße Luft. Trotzdem sollte ich die Hooligans im Hinterkopf behalten. Vielleicht könnten sie mir noch einmal nützlich werden.

Wilmot strich sich über den Bart und sagte: »Damit liegen die Berichte der Abteilungen alle vor. Gibt es noch unerledigte Punkte, mit denen wir uns befassen müssen?«

Niemand regte sich, nur dass ein paar Leute auf die Tür zu schielen schienen, durch die man den Konferenzraum verlassen konnte.

»Noch irgendwelche Fragen? Wenn nicht…«

»Ich hätte noch einen Vorschlag, Sir«, sagte Eberly und hob die Hand.

Aller Blicke richteten sich auf ihn.

»Schießen Sie los«, sagte Wilmot mit einem Ausdruck

leichter Überraschung.

»Ich finde, wir sollten in Erwägung ziehen, die Kleidung zu vereinheitlichen.«

»Vereinheitlichen?«

»Sie meinen, alle sollten Uniformen tragen?«

Eberly lächelte sie geduldig an. »Nein, keine Uniformen. Natürlich nicht. Aber ich habe festgestellt, dass große Unterschiede in Kleidungsstil eine gewisse… nun, Reibung verursachen. Wir erheben den Anspruch, dass alle Menschen hier gleich seien, und doch protzen ein paar Leute mit teurer Kleidung. Und mit Schmuck.«

»Das ist doch jedem selbst überlassen«, sagte Andrea Maronella. Sie selbst trug eine kastanienfarbene Bluse und einen dunkelgrünen Rock, wie Eberly feststellte, dazu Schmuck in Form von ein paar Armbändern, Ohrringen und einer Perlenhalskette.

»Es führt sehr wohl zu Reibungen«, wiederholte Eberly. »Zum Beispiel bei diesen Sport-Fans. Sie tragen die Farben ihrer Lieblingsmannschaft, nicht wahr?«

Oberst Kananga nickte.

Und nun meldete ausgerechnet Berkowitz sich zu Wort: »Wissen Sie, manche Leute im Büro sind angezogen wie Top-Manager, während die Techniker zum Teil aussehen, als ob sie aus der Gosse kämen.«

Alle lachten.

»Aber haben sie nicht das Recht, sich so zu kleiden, wie sie wollen?«, erwiderte Maronella. »Solange die Arbeit nicht darunter leidet.«

»Ihre Arbeit leidet darunter«, sagte Eberly dezidiert, »wenn es zu Neid und Missgunst führt.«

»Diese Hooligans tragen die Farben ihres Teams doch nur, um die Fans anderer Mannschaften zu provozieren«, sagte Kananga.

»Wenn wir Vorgaben für eine Kleiderordnung machten«, sagte Eberly sachlich und ruhig, »wäre das in meinen Augen eine große Hilfe. Keine verbindlichen Vorschriften, nur Richtlinien dafür, was als angemessen gilt.«

»Wir könnten Beratungsstellen einrichten«, sagte der Leiter des medizinischen Dienstes, ein Psychologe.

»Und eine Typberatung anbieten.«

Sie befassten sich noch für über eine halbe Stunde mit dem Thema. Dann brachte Wilmot es zur Abstimmung, und das Gremium beschloss, Richtlinien für eine freiwillige Kleiderordnung am Arbeitsplatz zu erlassen. Eberly dankte ihnen höflich für diese Entscheidung.

Das war der erste Schritt, sagte er sich.

Memorandum

An:	das gesamte Personal
Von:	Malcolm Eberly Abteilungsleiter Human Resources
Betreff:	Kleiderordnung

Im Bemühen, die Spannungen zu verringern, die auf Grund unterschiedlicher Bekleidung entstehen, wird die folgende Kleiderordnung vorgeschlagen. Diese Kleiderordnung ist nicht verbindlich, jedoch wird die freiwillige Befolgung helfen, Reibungen zu verhindern, die durch Unterschiede in

Kleidungsstil, Preis, Accessoires etc. entstehen.

1. Das gesamte Personal ist verpflichtet, Namensschilder an der Kleidung zu befestigen. Diese Schilder tragen den Namen, die berufliche Position, ein Foto jüngeren Datums sowie elektronisch gespeicherte Hintergrunddaten aus dem Dossier, das in der Human-Resources-Abteilung gespeichert ist. Im Notfall erleichtern diese Daten dem medizinischen und/oder Rettungsdienst die Arbeit.
2. Die vorgeschlagene Kleiderordnung sieht folgenderm aus:
   a. Büroarbeiter sollten ein Gewand und eine Hose in gedeckten Farben tragen, wobei persönliche Verzierungen (z. B. Schmuck, Tätowierung, Haarteile etc.) auf ein Minimum zu beschränken sind.
   b. Laborarbeiter sollten sich wie in (a) kleiden, wobei sie in Abhängigkeit von ihrem Aufgabengebiet Schutzkleidung, Schutzbrillen etc. tragen müssen.
   c. Fabrikarbeiter…

Selene: Hauptquartier der Astro Corporation

Pancho ging im Büro umher, während sie sprach; sie war frustriert, weil keine Rückmeldung von der Person kam, an die sie ihre Mitteilung richtete. Die Kommunikation im Raum außerhalb des Erde/Mond-Systems war fast immer eine einseitige Angelegenheit. Obwohl Nachrichten mit Lichtgeschwindigkeit durch den Weltraum flitzen, waren die Entfernungen zum Mars, zum Asteroidengürtel und darüber hinaus einfach zu groß, als dass ein Echtzeit-Gespräch von Angesicht zu Angesicht möglich gewesen wäre.

Also sprach Pancho unverdrossen weiter und hoffte, dass Kris Cardenas so schnell wie möglich antworten würde.

»Ich weiß, dass das viel verlangt ist, Dr. Cardenas«, sagte sie. »Sie haben viele Jahre auf Ceres verbracht und sich dort eine neue Existenz aufgebaut. Jedoch ist dieser Flug zum Saturn auch für Sie eine Chance, sich etwas komplett Neues aufzubauen. Man wird froh sein, über ihre Expertise zu verfügen – darauf können Sie sich verlassen. Es gibt sicher unzählige Möglichkeiten, wie Sie mit Ihren Kenntnissen der Nanotechnik den Leuten helfen werden.«

Durch die Macht der Gewohnheit schaute Pancho zu der Abbildung hinauf, die mitten in ihrem Büro schwebte. Doch anstelle von Kris Cardenas' Gesicht zeigte sie nur ihre eigenen, gestochen scharfe Worte.

»Ich werde Ihnen aus eigener Tasche sämtliche Kosten erstatten und noch einen großen Bonus drauflegen«, fuhr Pancho fort. »Ich werde den großzügigen Ausbau Ihres Habitats auf Ceres finanzieren. Sie ist meine kleine Schwester, Kris, und sie braucht jemanden, der auf sie aufpasst. Ich kann es selbst nicht tun; deshalb hoffe ich, dass Sie dazu bereit sind. Werden Sie das für mich tun? Nur für ein Jahr oder so, nur so lang, bis meine Schwester auf eigenen Füßen stehen kann, ohne Dummheiten zu machen. Werden Sie mir dabei helfen, Kris? Es soll Ihr Schaden nicht sein, und ich würde das außerordentlich zu schätzen wissen.«

Pancho wurde sich bewusst, dass sie praktisch bettelte. Geradezu winselte. Was soll's?, fragte sie sich. Hier geht es schließlich um Susie.

Doch dann atmete sie durch und sagte mit fester Stimme: »Bitte melden Sie sich in dieser Angelegenheit, sobald es Ihnen

möglich ist, Kris. Es ist wirklich wichtig für mich.«

In ihrem behaglichen Quartier im Habitat *Chrysallis,* das sich im Orbit um den Asteroiden Ceres befand, betrachtete Kris Cardenas aufmerksam Panchos besorgtes Gesicht, während die Vorstandsvorsitzende der Astro Corporation im luxuriös möblierten Büro auf und ab ging. Cardenas bemerkte die Anspannung in Panchos schlankem Körper, in jeder Geste und in jedem Wort, das sie sprach.

Ich schulde ihr überhaupt nichts, sagte Cardenas sich. Wieso sollte ich hier meine Zelte abbrechen und auf dieser verrückten Expedition zum Saturn mitfliegen?

Dennoch verspürte sie wider Willen Neugierde. Vielleicht wird es wieder einmal Zeit für eine Veränderung in meinem Leben. Vielleicht habe ich lang genug Buße getan.

Trotz ihres kalendarischen Alters schien Dr. Kristin Cardenas von ihrem Äußeren her irgendwo in den Dreißigern zu sein. Sie war eine hübsche, strohblonde Frau mit den Schultern einer Schwimmerin, einem starken, athletischen Körper und klaren kornblumenblauen Augen. Das lag daran, dass es in ihrem Körper von Nanomaschinen nur so wimmelte – virengroße Geräte, die wie ein variables zielgerichtetes Immunsystem wirkten, das eindringende Viren zerstörte und Ablagerungen, die in den Blutgefäßen sich bildeten, Atom für Atom abbauten und das Gewebe regenerierten, das durch Traumata und Alterung beschädigt war.

Cardenas hatte für ihre Forschung in der Nanotechnik den Nobelpreis erhalten, bevor es den fundamentalistischen Regimes der Erde gelungen war, alle Arten der Nanotech-Anwendung auf dem Planeten zu verbieten. Sie hatte ihre

Arbeit jahrelang in Selene fortgeführt und der Mond-Nation geholfen, ihren kurzen, praktisch unblutigen Krieg gegen die frühere Weltregierung zu gewinnen. Weil sie sich aber selbst Nanomaschinen injiziert hatte, war ihr die Rückkehr zur Erde verwehrt – selbst für einen kurzen Besuch. Sie hatte ihren Ehemann und die Kinder verloren, weil sie es nicht wagten, nach Selene zu reisen und damit das Risiko einzugehen, mit ihr von der Erde verbannt zu werden. Cardenas grämte sich bitterlich wegen der kurzsichtigen Einstellung der ›Flachländer‹, die sie ihre Kinder und Enkelkinder gekostet hatte. Aufgrund dieser Verbitterung hatte sie sogar einen Mord begangen. Sie hatte es zugelassen, dass ihre Kenntnisse der Nanotechnik für die Sabotage eines Raumschiffs missbraucht wurden, was den Tod des Industriellen Dan Randolph zur Folge gehabt hatte.

Die Regierung von Selene hatte sie aus ihrem eigenen Nanotech-Labor ausgesperrt. Sie war zur Bergbau-Station auf Ceres im Asteroiden-Gürtel geflogen, wo sie für viele Jahre blieb; zuerst als Ärztin und schließlich als Mitglied des Regierungsgremiums von Ceres. Tätige Reue. Sie half bei der Errichtung der Bergbau-Niederlassung auf Ceres, und seit der Flucht von Selene hatte sie sich geweigert, irgendwelche Nanotech-Arbeiten durchzuführen.

Mache ich vielleicht einen Fehler?, fragte sie sich nun.

Sollte ich mich doch für einen Platz bei der Saturn-Expedition bewerben? Würden sie mich überhaupt nehmen, wenn ich mich bewerben würde?

Cardenas schaute auf Panchos vergrößertes Bild, das auf dem Wandbildschirm erstarrt war und beschloss, es zu versuchen. Es wird Zeit, ein neues Leben in einer neuen Welt

zu beginnen, sagte sie sich. Zeit für einen Neubeginn.

Als sie Cardenas' Anfrage erhielt, verließ Holly sofort ihren Platz am Schreibtisch und rannte los, um Eberly zu suchen. Er befand sich in der Cafeteria des Bürokomplexes. Er saß dort mit Morgenthau und einem spindeldürren Mann, dessen Hautfarbe noch dunkler war als ihre: Es war das purpurne Schwarz des echten Afrikaners. Sie waren in eine angeregte Diskussion vertieft und hatten die Köpfe wie Verschwörer zusammengesteckt.

Holly lief zu ihrem Tisch und blieb neben Eberlys Ellbogen stehen. Keiner von ihnen nahm Notiz von ihr. Sie setzten das Gespräch fort und sprachen dabei so leise, dass Holly ihre Worte über dem Stimmengewirr, das von den kahlen Wänden der gut besuchten Cafeteria widerhallte, nicht zu verstehen vermochte.

Sie wartete eine Weile, wobei sie ziemlich ungeduldig herumzappelte. Dann wurde es ihr zu bunt: »Entschuldigung! Malcolm, ich unterbreche Sie höchst ungern, aber…«

Eberly schaute ungehalten zu ihr auf; es lag deutliche Verärgerung in seinem stechenden Blick.

»Es tut mir Leid, Malcolm, aber es ist wichtig.«

Er holte Luft und sagte dann: »Was ist denn so wichtig, dass Sie mich mitten in einem Gespräch stören?«

»Dr. Cardenas möchte sich uns anschließen!«

»Cardenas?«, fragte Morgenthau.

»Kristin Cardenas«, sagte Holly mit freudigem Grinsen. »Die Nanotech-Expertin. Sie hat den Nobelpreis gewonnen! Und sie will mit uns kommen!«

Eberly schien nicht übermäßig erfreut. »Brauchen wir

überhaupt einen Experten in Nanotechnik?«

»Das ist ein gefährliches Feld«, sagte der schwarze Mann mit einer erstaunlich hohen Tenorstimme. Der Schädel war kahl rasiert, aber er hatte einen Kinnbart.

»Nanotechnik ist auf der Erde verboten«, pflichtete Morgenthau ihm bei. »Unheilig«, fügte sie gemurmelt hinzu.

Holly wunderte sich über ihre Zurückhaltung. »Nanotech könnte wirklich hilfreich für uns sein. Wir könnten zum Beispiel die meisten Instandhaltungsarbeiten im Habitat von Nanomaschinen verrichten lassen. Und was die Gesundheit betrifft, so könnten Nanomaschinen…«

Eberly gebot ihr mit erhobenem Finger, zu schweigen. »Nanomaschinen sind auf der Erde verboten, weil sie Amok laufen und alles auf ihrem Weg vernichten könnten.«

»Und alles in Grau verwandeln«, murmelte Morgenthau.

»Aber nur, wenn sie entsprechend programmiert werden«, erwiderte Holly. »Diese Flachländer auf der Erde haben Angst davor, dass Terroristen oder Verrückte mit Nanomaschinen Unheil anrichten.«

Morgenthau schaute sie wütend an, sagte aber nichts.

»Sollten wir uns darüber nicht auch Sorgen machen?«, fragte Eberly mit sanfter Stimme.

»Wir haben jeden an Bord gründlich überprüft«, sagte Holly. »Wir haben hier keine gewalttätigen Individuen. Und auch keine Fanatiker.«

»Wie können wir uns da so sicher sein?« Morgenthau war offensichtlich nicht überzeugt.

»Bei sachgerechter Anwendung«, sagte der schwarze Mann nachdenklich und schaute auf Eberly, »könnten Nanomaschinen durchaus eine große Hilfe für uns sein.«

Eberly schaute ihn für eine Weile an. »Glauben Sie wirklich?«

»Ja, das glaube ich.«

»Ich frage mich nur, ob Dr. Cardenas bereit wäre, zu unseren Bedingungen zu arbeiten«, sinnierte Eberly.

»Wir können sie doch fragen und es herausfinden«, sagte Holly. »Sie ist zurzeit auf Ceres. Wir könnten sie dort abholen, wenn wir durch den Gürtel fliegen. Ich habe den Flugplan kontrolliert; wir werden im Abstand von einem Tagesflug an Ceres vorbeikommen. Sie könnte doch in einem Schiff mit Fusionsantrieb zu uns fliegen, kein Problem. Ich könnte meine Schwester bitten, einen Flugplan für sie zu erstellen, hundert Pro.«

Eberly strich sich übers Kinn. »Wir haben zwar schon eine vollständige Besatzung, aber ich glaube, für jemanden von Dr. Cardenas' Kaliber haben wir immer Platz.«

»Falls Wilmot zustimmt«, sagte Morgenthau.

»Wilmot«, sagte Eberly fast spöttisch. »Ich treffe die Entscheidungen im Personalbereich, nicht Wilmot.«

»Aber bei einer Sache wie dieser…«

»Ich werde mich darum kümmern«, insistierte er. An Holly gewandt sagte er: »Sagen Sie Dr. Cardenas, dass ich dies gern mit ihr persönlich besprechen würde.«

»Kosmisch!«, platzte Holly heraus.

Sie wollte sich gerade umdrehen und zum Personalbüro zurückgehen, als Eberly sie am Handgelenk festhielt.

»Oberst Kananga haben Sie noch nicht kennen gelernt, nicht wahr?«

Der schwarze Mann stand auf wie ein zusammengelegtes Stativ, das nun ausgeklappt wurde. Er war fast zwei Meter

groß, einen ganzen Kopf größer als Holly.

»Unser Sicherheitschef, Oberst Leo Kananga aus Ruanda«, sagte Eberly. »Holly Lane aus Selene.«

Kananga streckte die Hand aus. Holly ergriff sie. Seine langen Finger fühlten sich kalt und trocken an. Sein Griff war kraftvoll, fast schmerzhaft.

Kananga lächelte sie an, aber es war keine Wärme darin. Eher das Gegenteil. Holly lief es eiskalt den Rücken hinunter. Es war wie der Anblick eines Totenkopfes.

145 Tage nach dem Start

Als sie die Treppe zum Dachstuhl des Verwaltungsgebäudes erklomm, fragte Holly sich, wieso Eberly sie ausgerechnet ins Dachgeschoss zitiert hatte. Sie trat durch die Metalltür und hielt Ausschau nach ihm. Es war aber niemand außer ihr hier. Sie näherte sich der Dachkante bis auf zwei Schritte und drehte sich im Kreis. Sie war allein.

Er ist doch sonst immer so pünktlich, sagte sie sich. Wieso ist er denn jetzt nicht hier?

Dann wurde sie sich bewusst, dass sie über eine Minute zu früh dran war, und sie entspannte sich etwas. Er wird schon noch kommen, sagte sie sich, pünktlich auf die Sekunde.

Beim Blick aus dem zweiten Stock sah Holly die anderen flachen Gebäude des Dorfes weiß im Sonnenlicht leuchten. Der lange Schlitz des Sonnenfensters über ihr war so grell, dass sie nur einen kurzen Blick darauf zu werfen vermochte. Und selbst dann brannte ihr das Nachglühen noch in den Augen.

Es ist alles in Ordnung, sagte Holly sich. Das Habitat funktioniert reibungslos, und jeder tut seine Arbeit, die ihm zugewiesen wurde. Vor ein paar Tagen gab es zwar Probleme mit einem der Sonnenspiegel, aber die Wartungs-Crew ist in Raumanzügen ausgestiegen und hat ihn repariert. Nun drehte er sich wieder ordnungsgemäß und sorgte dafür, dass Sonnenlicht durch die langen Fenster strömte, während das Habitat sich um seine Achse drehte.

Wir brauchen Sonnenlicht wie die Luft zum Atmen, sagte Holly sich. Wo auch immer wir hingehen, wie weit auch immer von der Erde wir uns entfernen, menschliche Wesen brauchen Sonnenschein. Es ist mehr als schlichte Biologie, mehr als das Bedürfnis nach Grünpflanzen am Anfang der Nahrungskette. Sonnenlicht macht uns glücklich und vertreibt Depressionen. Muss schrecklich sein auf der Erde, wenn es bewölkt und stürmisch ist und sie die Sonne tagelang nicht sehen. Kein Wunder, dass die Flachländer leicht verrückt sind.

Sie schaute wieder auf die Uhr. Er wird schon kommen, sagte sie sich. Er ist bisher immer pünktlich gewesen. Aber wieso hat er mich gerade hierher bestellt? Nur wir beide. Sie verspürte einen Anflug nervöser Erregung. Nur wir beide. Vielleicht empfindet er das für mich, was ich auch für ihn empfinde. Vielleicht nur ein bisschen, aber…

»Da sind Sie ja schon.«

Sie wirbelte herum und richtete den Blick auf Eberly, der über den rutschsicheren Bodenbelag des Dachbodens langsam auf sie zukam. Er ist wirklich stattlich, sagte sie sich. So voller Energie. Aber er solle sich besser kleiden, sagte Holly sich beim Anblick der labbrigen grauen Hose und des noch dunkleren formlosen Gewandes, das ihm eine Nummer oder

so zu groß um die Schultern hing.

»Ich wollte mich einmal außerhalb des Büros mit Ihnen unterhalten«, sagte er und blieb eine Armlänge von ihr entfernt stehen.

»Sicher, Malcom.« Sie musste sich mit einer bewussten Anstrengung davon abhalten, nervös die Hände zu kneten. »Es gibt dort unten zu viele Zuhörer«, fuhr fort, »und was ich zu sagen habe, ist nur für Sie bestimmt.«

»Worum geht es denn?«, fragte sie zitternd.

Er schaute über die Schulter, als rechnete er damit, dass sich jemand hinter ihm versteckt hatte.

Dann drehte er sich wieder zu Holly um und sagte: »Ihren Berichten entnehme ich, dass Sie bereit sind, die Wettbewerbe für die Namensgebung zu starten.«

Es ist dienstlich, stellte Holly desillusioniert fest. Er will nur über dienstliche Belange reden.

»Sie sind doch so weit, nicht wahr?«, fragte er, ohne ihre plötzliche Niedergeschlagenheit überhaupt zu bemerken.

»Ja«, entgegnete sie und sagte sich zugleich, alles rein dienstlich. Ich bedeute ihm überhaupt nichts.

»Sie haben die Regeln für die Wettbewerbe vollständig ausgearbeitet?«

Holly nickte. »Es war eigentlich ganz einfach. Und ich glaube, dass die Komitees für die Auswertung der einzelnen Wettbewerbe durchs Losverfahren bestimmt werden sollten. Das dürfte wohl die beste Methode sein.«

»Ich bin einverstanden«, sagte Eberly. »Sie haben gute Arbeit geleistet.«

»Danke, Malcolm«, sagte sie verdrießlich.

»Ich werde noch Wilmots Genehmigung einholen müssen,

und dann können wir die Wettbewerbe starten. Ich müsste in der Lage sein, sie innerhalb von ein paar Tagen anzukündigen.«

»Schön.«

Sein Gesicht wurde ernst. »Aber da gäbe es noch etwas, Holly.«

»Was denn?«

Er holte geräuschvoll Luft. »Ich möchte nicht, dass Sie das als eine Rüge auffassen…«

»Eine Rüge? Was habe ich denn getan?«, fragte sie ihn in plötzlicher Besorgnis.

Er berührte sie mit einem ausgestreckten Finger an der Schulter. »Keine Sorge. Das ist keine Rüge.«

»Aber… was dann?«

»Sie und ich arbeiten nun schon seit einigen Monaten zusammen, und im Großen und Ganzen ist Ihre Arbeit ausgezeichnet.«

Sie wusste, dass nun die schlechte Nachricht kam. Sie versuchte, sich keine Verzagtheit oder Angst anmerken zu lassen.

»Etwas wäre da aber doch noch.«

»Worum handelt es sich denn, Malcolm? Sagen Sie es mir, und ich werde es abstellen.«

Er zog die Mundwinkel leicht hoch. »Holly, ich habe nichts dagegen, dass Sie mich mit Vornamen anreden, wenn wir allein sind«, sagte er leise, »doch in der Gegenwart anderer Leute ist mir das zu vertraulich. Sie sollten mich Dr. Eberly nennen.«

»Oh.« Holly wusste aus Eberlys Dossier, dass er nur einen Ehrendoktor hatte. Er war ihm von einem kleinen Internet-

College verliehen worden, das Studiengänge in Sprachen und Rhetorik anbot.

»Als ich Sie vor ein paar Tagen Oberst Kananga vorstellte«, fuhr er fort, »war es völlig unangemessen, dass Sie mich mit meinem Vornamen angeredet haben.«

»Es tut mir Leid«, sagte sie kleinlaut. »Ich wusste nicht…«

Er klopfte ihr mit väterlicher Geste auf die Schulter. »Ich weiß. Ich verstehe schon. Ich würde auch gar nicht so darauf herumreiten, wenn für Leute wie Kananga, Morgenthau und andere Respekt nicht so wichtig wäre.«

»Ich wollte nicht respektlos erscheinen, Mal – ich meine, Dr. Eberly.«

»Sie dürfen mich auch weiterhin Malcolm nennen, wenn wir allein sind. Doch in Anwesenheit einer dritten Person wäre es besser, wenn Sie die Formalitäten beachten würden.«

»Sicher«, sagte Holly. »Kein Problem.«

»Gut. Und nun sollten wir besser wieder an die Arbeit gehen.«

Er drehte sich um und ging zur Tür, die ins Gebäude zurückführte. Holly trottete hinter ihm her.

»Noch einmal zu Dr. Cardenas«, sagte sie.

»Ja?«, erwiderte er, ohne sich umzudrehen oder auch nur den Schritt zu verlangsamen.

»Sie hat sich bereit erklärt, gemäß unserer Richtlinien zu arbeiten. Sie wird bei unserer Annäherung an Ceres zu uns stoßen. Es ist alles arrangiert.«

»Gut«, sagte Eberly ohne jede Regung. »Nun müssen wir nur noch die Bestimmungen abfassen, die für ihre Arbeit gelten werden.«

»Wir werden dafür Professor Wilmots Genehmigung

brauchen, nicht wahr?«

Er grinste. »Ja, das werden wir. Es sei denn…«

Holly wartete darauf, dass er den Satz zu Ende brachte. Stattdessen riss Eberly die Tür auf und ging die Metalltreppe hinunter in sein Büro.

Zwei Tage später saß Eberly am leeren Schreibtisch und musterte das Gesicht von Hai Jaansen, dem Chefingenieur des Habitats.

Ruth Morgenthau saß neben Jaansen. Sie wirkte besorgt. Sie trug eins ihrer bunten Gewänder und so viel Schmuck, dass fast das ganze Habitat Schlagseite bekam, sagte Eberly sich. Sie schert sich einen feuchten Kehricht um die Kleiderordnung, stellte er fest. Sie geht mit ihrer Unabhängigkeit hausieren und lässt mich wie einen Trottel dastehen. Aber er unterdrückte den Ausdruck des Ärgers, während er Jaansen beobachtete.

Der Mann sieht überhaupt nicht wie ein Ingenieur aus, sagte Eberly sich. Jaansen war einer dieser blassen, blonden Norweger; selbst die Wimpern waren so hell, dass sie fast unsichtbar waren. Er machte mit seinen rosigen Wangen einen gesunden und gepflegten Eindruck, und anstelle des Ingenieur-Overalls, den Eberly erwartet hatte, trug Jaansen ein gestärktes altmodisches Hemd mit einem offenen Kragen und eine schokoladenbraune Hose mit scharfen Bügelfalten. Die einzige Konzession an seinen Berufsstand, die Eberly sah, war das rechteckige, schwarze, handtellergroße Datenverarbeitungsgerät, das er riskant kippelig auf dem Bein liegen hatte. Jaansen berührte es hin und wieder mit dem Finger der linken Hand, als wolle er sich vergewissern, dass es

immer noch da war.

»Nanotechnik ist ein zweischneidiges Schwert«, sagte er irgendwie großspurig – jedenfalls kam es Eberly so vor. »Sie ist überaus vielseitig, birgt andererseits auch große Risiken.«

»Das Problem des grauen Breis«, murmelte Morgenthau.

Jaansen nickte. Er hatte ein kantiges stoisches Gesicht. Eberly mutmaßte, dass der Mann nur sehr wenig Phantasie hatte; er war ein wandelndes Fachbuch, doch jenseits seiner technischen Expertise hat er keinerlei Interessen, keinerlei Kenntnisse und keinerlei Ambitionen. Gut!, sagte Eberly sich.

»Der graue Brei ist eine Sache«, erwiderte Jaansen. »Nanoroboter sind auch schon darauf programmiert worden, Proteine zu zerstören. Sie Molekül für Molekül auseinander zu nehmen.«

»Davon habe ich schon gehört«, sagte Eberly.

»Wir bestehen aus Eiweißen. Und Nanoroboter können als Killer programmiert werden. Dies ist eine reale Gefahr in einer geschlossenen Ökologie, wie es dieses Habitat darstellt. Sie könnten es in weniger als einem Tag vollständig vernichten.«

»Nein! In weniger als einem Tag?«, stieß Morgenthau ungläubig hervor.

Jaansen hob die schmalen Schultern. »In sie umgebendem Material vermögen sie sich binnen Sekunden zu reproduzieren und vermehren sich schneller als Krankheitserreger. Deshalb sind sie normalerweise auch darauf programmiert, durch Nah-UV defunktioniert zu werden.«

»Defunktioniert?«, fragte Eberly.

»Nah-UV?«, hakte Morgenthau nach.

»Defunktioniert, deaktiviert, zerstört, gekillt, gestoppt. Nah-ultraviolettes Licht ist weicher – äh, nicht so energiereich – wie

ultraviolettes Licht mit kürzerer Wellenlänge. Deshalb vermag man mit Nah-UV Nanobots zu stoppen, ohne Menschen zu schaden. Sie bekommen höchstens eine leichte Sonnenbräune«, sagte er mit einem Grinsen.

Eberly legte die Finger aufeinander. »Dann ist es also möglich, Nanomaschinen zu kontrollieren.«

»Wenn man seeehr vorsichtig ist«, erwiderte Jaansen.

»Aber die Risiken sind trotzdem beängstigend«, sagte Morgenthau.

Jaansen zuckte erneut die Achseln. »Vielleicht. Aber betrachten sie die EVA, die wir vor ein paar Tagen an den Sonnenspiegeln durchführen mussten. Nanomaschinen hätten wir einfach in die Spiegelmotoren einzuschleusen vermocht, und sie hätten sie repariert, ohne dass jemand nach draußen hätte gehen müssen.«

»Dann könnten sie wirklich sehr hilfreich sein«, sagte Eberly.

»Ja, sicher. Sie wären für alle Wartungsaufgaben äußerst hilfreich«, erwiderte Jaansen. »Sie würden mir die Arbeit sehr erleichtern. Wenn sie streng kontrolliert werden«, fügte er hinzu, bevor einer der beiden anderen Bedenken zu äußern zu vermochte. »Das ist das eigentliche Problem: Sie unter Kontrolle zu halten.«

»Wäre es auch möglich, sie so gut zu kontrollieren, dass sie nur das tun, worauf sie programmiert sind – ohne dass sie Amok laufen?«, fragte Morgenthau.

»Ja, klar. Aber man muss seeehr vorsichtig sein bei der Programmierung. Es ist wie eins dieser alten Märchen, wo man drei Wünsche frei hat und die Wünsche unangenehme Nebenwirkungen haben.«

»Wir werden Dr. Kristin Cardenas mit der Leitung der

Nanotech-Gruppe beauftragen«, sagte Eberly.

Jaansens hellblonde Brauen hoben sich respektvoll um ein paar Zentimeter. »Cardenas? Sie ist hier?«

»Sie wird hier sein, in ein paar Monaten.«

»Das ist gut. Das ist sogar sehr gut.«

»Dann wäre das geklärt«, sagte Eberly. »Sie werden zusammen mit Cardenas Bestimmungen für die Handhabung von Nanomaschinen ausarbeiten.«

Jaansen nickte begeistert. »Es wird mir ein Vergnügen sein.«

»Mir gefällt es trotzdem nicht«, sagte Morgenthau mit einem grimmigen Gesichtsausdruck. »Es ist einfach zu gefährlich.«

»Nicht, wenn es uns gelingt, sie unter Kontrolle zu halten«, sagte Eberly.

Jaansen erhob sich. »Wie ich schon sagte, es ist ein zweischneidiges Schwert. Cardenas ist aber die Top-Expertin. Wir können froh sein, sie bei uns zu haben.«

»Das gefällt mir nicht«, sagte Morgenthau, nachdem der Ingenieur verschwunden war. »Nanomaschinen sind gefährlich… böse.«

»Sie sind Werkzeuge«, erwiderte Eberly. »Werkzeuge, die uns noch nützlich sein könnten.«

»Aber…«

»Kein aber!«, sagte Eberly ziemlich schroff. »Mein Entschluss steht fest. Dr. Cardenas wird uns willkommen sein, solange sie gemäß unserer Bestimmungen arbeitet.«

»Ich werde das erst mit meinen Vorgesetzten in Amsterdam besprechen müssen«, sagte Morgenthau mit einem skeptischen, fast ängstlichen Blick.

Eberly schaute sie finster an. »Die Heiligen Jünger haben mich damit beauftragt, die Dinge hier in die Hand zu nehmen.

Ich werde mir nicht von einem Komitee aus alten Knackern auf der Erde dreinreden lassen.«

»Diese alten Knacker haben mich damit beauftragt, Sie zu unterstützen«, sagte Morgenthau. »Und besonders darauf zu achten, dass Sie nicht vom rechten Weg abkommen.«

Eberly lehnte sich auf dem Bürosruhl zurück. So ist das also. Sie ist der Kanal nach Amsterdam. Sie ist hier, um mich zu kontrollieren.

»Wie dem auch sei, ich habe mich entschieden«, sagte er bemüht ruhig zu Morgenthau. »Dr. Cardenas wird in drei Monaten zu uns stoßen, und weder Amsterdam noch Atlanta oder sonst jemand vermag irgendetwas daran zu ändern.«

Sie wirkte alles andere als erfreut. »Sie werden immer noch Wilmot davon überzeugen müssen, dass er Ihnen den Einsatz von Nanotechnik im Habitat erlaubt.«

Eberly schaute sie für einen Moment stumm an. »Ja, dann werde ich das mal tun«, sagte er.

Vertraulicher Bericht

NUR ZUR EINSICHTNAHME

An: M. Eberly
Von: Dr. Morgenthau
Betreff: Überwachung der Wohnquartiere

Ich habe das Problem der Installation von Überwachungskameras in allen Wohnräumen des Habitats mit H. Jaansen vom Engineering erörtert. Er informierte mich

darüber, dass Mikrokameras, die nicht größer als ein Stecknadelkopf sind, für die Sonden entwickelt worden seien, die Planetenwissenschaftler zum Titan schicken wollen. Solche Kameras werden auch von der medizinischen Abteilung für Internistische Untersuchungen verwendet. Sie können mit den bestehenden Anlagen in großer Stückzahl hergestellt werden.

Jaansen schlägt vor, dass die medizinische Abteilung ein Programm auflegt, jedes Apartment im Habitat mit einem Breitband-Desinfektionsmittel oder Aerosol-Antibiotikum einzusprühen, und zwar unter dem Vorwand, den Ausbruch von durch die Luft übertragenen Krankheiten zu verhindern. Die Kameras würden während der Sprüh-Prozedur in jedem Apartment installiert werden.

Dieses Programm wird die Mitarbeit von nachgeordnetem Personal aus den Abteilungen Medizin, Instandhaltung, Engineering und Sicherheit erfordern. Darüber hinaus ist ein signifikanter Zeitraum für die Durchführung zu veranschlagen.

Falls Sie in der Lage sind, geeignetes Personal für dieses Programm zu rekrutieren, schlage ich vor, dass wir so bald wie möglich mit der Aktion ›Sprüh und Späh‹ beginnen.

Außerdem hat Vyborg erfolgreich das Kommunikationsnetz angezapft und zeichnet nun routinemäßig Telefongespräche und die Programmierung der Videos auf, die die Leute sich zu Hause anschauen. Die Masse der Daten ist enorm, wie Sie sich sicher vorstellen können. Vyborg benötigt nun noch Angaben von Ihnen, wer auf einer regelmäßigen Basis überwacht werden soll. Er wird außerdem Personal und/oder automatisierte Ausrüstung brauchen, um besagte Überwachung durchzuführen.

268 Tage nach dem Start

»Und hier bauen wir den größten Teil des Obstes an«, sagte Holly, während sie und Kris Cardenas gemächlich durch die langen, geraden Baumreihen des Obstgartens spazierten: Orangen zur Linken, Zitronen zur Rechten. Grapefruit und Limonen hatten sie bereits hinter sich, und sie näherten sich nun Äpfeln, Birnen und Pfirsichen. Die Bäume standen Spalier wie bei einer Militärparade.

Cardenas war am Tag zuvor im Habitat angekommen. Nun schien sie baff. »Ich habe seit so vielen Jahren keinen Baum mehr gesehen…« Sie drehte sich mit erhobenem Kopf um und lachte. »Keinen einzigen Baum, seit ich Selene verlassen habe, und ihr habt hier gleich einen ganzen Wald! Es ist fast wie in Kalifornien!«

»Es gibt wohl keine Bäume auf Ceres?«, fragte Holly.

»Keinen einzigen«, erwiderte Cardenas mit einem glücklichen Lächeln auf ihrem jugendlichen Gesicht. »Nur in hydroponischen Tanks.«

»Wir haben auch hydroponische Farmen«, sagte Holly, »als Rückversicherung für den Fall, dass einmal eine Missernte eintritt.«

»Und Bienen!«, rief Cardenas. »Das sind doch Bienen?«

»Na klar. Wir brauchen sie, um die Bäume zu bestäuben. Die Stöcke befinden sich in diesen weißen Kisten dort drüben.« Holly deutete auf eine Ansammlung rechteckiger weißer Kästen, die zwischen den Bäumen standen. »Würden Sie es für möglich halten«, fragte sie lachend, »dass eins meiner größten

Probleme darin bestand, ein paar Imker zu finden.«

Cardenas schaute mit diesen strahlend blauen Augen zu ihr auf. »Wissen Sie, man weiß überhaupt nicht, wie sehr man offene Räume und Bäume und… sogar Gras vermisst, um Himmels willen. Nicht, bis man so etwas wie das hier wieder sieht.«

Sie gingen durch den Obstgarten in Richtung der Farmen jenseits der Bäume. Eberly hatte Holly mit der Aufgabe betraut, Dr. Cardenas im Habitat herumzuführen. Er nannte es Orientierung; Holly nannte es Spaß.

Während sie die ordentlich ausgerichteten Baumreihen entlanggingen, hörte sie zur Linken eine dünne, zitternde Stimme. Einen Gesang.

»Wer ist das denn?« fragte Cardenas sich laut.

Holly schlüpfte unter den tief hängenden Ästen eines jungen Pfirsichbaums hindurch und bahnte sich einen Weg zum Rand des Obstgartens, dicht gefolgt von Cardenas.

Der Garten endete an einer irdenen Böschung, die zum Bewässerungskanal hinunterführte. Wasser floss gemächlich durch die trichterförmigen Betonwände des Kanals. Vor sich sahen sie einen einzelnen Mann, der einen Arm voll Reisig und Buschwerk schleppte und in einer hohen, kratzigen Stimme sang. Spanisch, sagte Holly sich. Es klingt wie ein spanisches Volkslied.

»Hallo«, rief Cardenas dem Mann zu.

Er ließ die Last fallen und schielte sie im Sonnenlicht des späten Nachmittags an. Holly sah, dass er schon älter war. Nein, er war wirklich *alt.* Er hatte einen mageren, vom Alter gebeugten Leib, dürre Arme, schütteres, weißes Haar, das wie ein Heiligenschein vom Kopf abstand, und einen struppigen

schlohweißen Bart. Sie hatte noch nie zuvor einen wirklich alten Menschen gesehen. Er trug ein schmutziges Hemd, das ursprünglich einmal weiß gewesen war – die Ärmel hatte er hochgekrempelt –, und eine formlose, ausgebeulte Bluejeans.

»*Holal*«, rief er zurück.

Die beiden Frauen gingen auf ihn zu. »Wir haben Sie singen hören«, sagte Holly.

»Das war ein schönes Lied«, fügte Cardenas hinzu.

»Danke«, sagte der Mann. »Ich heiße Diego Alejandro Ignacio Romero. Meine Freunde nennen mich Don Diego, wegen meines Alters. Aber ich bin kein Adliger.«

Die Frauen stellten sich auch vor. »Sie müssen für die Instandhaltungs-Abteilung arbeiten, nicht wahr?«, fragte Holly dann.

Don Diego lächelte und zeigte perfekte Zähne. »Ich bin in der Kommunikations-Abteilung beschäftigt. Auf der Erde lehrte ich Geschichte. Oder versuchte es zumindest.«

»Und was machen Sie dann hier?«

»Der Kirche haben meine Studien der Gegenreformation und der Inquisition nicht gefallen.«

»Nein, ich meine, wieso Sie hier draußen am Kanal arbeiten.«

»Ach das? Das ist mein Hobby. Ich versuche, eine kleine Wildnis zu schaffen.«

Er deutete den Kanal entlang, und Holly sah, dass Büsche und kleine Bäume halsbrecherisch an der Böschung aus festgestampfter Erde angepflanzt worden waren. Und dann hatte jemand hier noch ein paar recht große Felsbrocken verstreut.

»Eine Wildnis?«

»Ja«, sagte Don Diego. »Dieses Habitat ist zu künstlich und

zu steril. Die Menschen brauchen ein natürlicheres Ambiente als Baumreihen, die exakt in einem Abstand von zweieinhalb Metern voneinander angepflanzt wurden.«

Cardenas lachte. »Ein Naturlehrpfad.«

»Si. Ja, ein Naturlehrpfad. Leider von Menschenhand geschaffen, weil die Natur ein Fremder an diesem Ort ist.«

»Wieso haben Sie sich überhaupt für diese Mission gemeldet?«, fragte Cardenas.

Don Diego zog ein kariertes Taschentuch aus der Hemdtasche und wischte sich die Stirn ab. »Natürlich, um beim Aufbau einer neuen Welt mitzuhelfen. Und vielleicht all diejenigen zu unterrichten, die ein Interesse an Geschichte haben – falls man mir das gestattet.«

»Die Lehrtätigkeit hat Ihnen gefallen?«

»Ich war Professor für lateinamerikanische Geschichte an der Universität von Mexiko, bis ich gegen meinen Willen emeritierte.«

»Wie alt sind Sie eigentlich«, fragte Holly spontan.

Er musterte sie für einen Moment und lächelte dann. »Sie haben noch nicht allzu viele alte Leute wie mich gesehen, nicht wahr?«

Holly schüttelte den Kopf.

»Ich zähle siebenundneunzig Lenze. In vier Monaten werden es achtundneunzig.«

»Sie könnten sich doch einer Verjüngungs-Behandlung unterziehen…«, sagte Cardenas.

»Nein«, erwiderte er leutselig. »Das ist nichts für mich. Ich möchte in Würde alt werden, aber ich will den Tod auch nicht bis in alle Ewigkeit hinausschieben.«

»Sie *wollen* sterben?«, platzte Holly heraus.

»Nicht unbedingt. Ich achte schon auf meine Gesundheit. Ich habe mir Injektionen verabreichen lassen, um dritte Zähne zu züchten. Und weitere Injektionen, um die Knorpel in den Gelenken zu regenerieren.«

»Sie unterziehen sich Ihrer Verjüngungs-Behandlung also Schritt für Schritt, anstatt alles auf einmal machen zu lassen«, sagte Cardenas mit einem Lächeln.

Er dachte einen Moment lang darüber nach. »Vielleicht«, sagte er dann. »Es wäre nicht das erste Mal, dass ich mich zum Narren gemacht habe.«

»Weiß die Instandhaltungs-Abteilung eigentlich, was Sie hier tun?«, fragte Holly.

Zum ersten Mal wirkte Don Diego ängstlich. »Äh… noch nicht«, sagte er zögernd.

»Ich habe die Wasserströmung im Kanal nicht gestört«, fügte er hinzu, bevor Holly noch etwas zu sagen vermochte. »Falls ich überhaupt etwas verändert habe, so glaube ich, dass ich diesen Bereich schöner, natürlicher und lauschiger gestaltet habe.«

Cardenas schaute auf das Ensemble von Büschen und Steinen, dann über die Kante der Böschung zu den geraden Reihen der Obstbäume. Schließlich schaute sie wieder in die rot geränderten Augen des alten Manns.

»Ich stimme Ihnen zu«, sagte sie. »Sie haben den Bereich hier verschönert.«

»Sie werden das doch nicht der Instandhaltungs-Abteilung melden?«, fragte Don Diego.

Cardenas schaute Holly an.

»Ich werde es ihnen natürlich selbst sagen«, sagte er, »wenn ich mit diesem Abschnitt des Kanals fertig bin.«

Holly grinste ihn an. »Nein, wir werden niemandem etwas sagen.«

Cardenas pflichtete ihr mit einem Kopfnicken bei.

»Dürfen wir ab und zu hier vorbeischauen und Ihnen zur Hand gehen?«, fragte Holly.

»Natürlich! Ich freue mich immer über die Gesellschaft schöner Frauen.«

Keine drei Kilometer von ihnen entfernt folgten Malcolm Eberly und Professor Wilmot einem mit einem Laborkittel bekleideten technischen Manager durch eine der kleinen, hoch automatisierten Fabriken, die die synthetischen Lebensmittel des Habitats produzierten. In diesem Werk wurden die Medikamente hergestellt, die die Population des Habitats zur Gesunderhaltung brauchte sowie das tierische Eiweiß, das sie für eine ausgewogene Ernährung benötigte. Die beiden Männer inspizierten die Reihen der Maschinen, die die Medikamente und Lebensmittel produzierten: Es handelte sich um schulterhohe Edelstahl-Bottiche, die im Licht der Deckenbeleuchtung glänzen. In der Fabrik herrschte fast völlige Stille; das einzige Geräusch außer ihren Stimmen war das Hintergrundsummen der Maschinen.

»…müssen verhindern, dass hier Infektionskrankheiten ausbrechen«, sagte der Werksleiter, während er die beiden Männer an der Reihe der Maschinen entlang führte. »In einer geschlossenen Ökologie wie dieser könnte schon ein Schnupfen gefährlich werden.«

Eberly wandte sich Wilmot zu, der neben ihm ging. »Dies ist einer der Gründe, weshalb ich Dr. Cardenas' Bewerbung akzeptiert habe. Mit ihrem Wissen in der Nanotechnik…«

»Sie hätten erst mich fragen sollen«, sagte Wilmot scharf. Er blieb mitten auf dem Gang stehen und fixierte Eberly mit einem strengen Blick.

Eberly hielt auch an und schaute auf den Werksleiter, der sich taub stellte, während er langsam an der Reihe der summenden Maschinen entlangging.

»Aber Professor«, sagte Eberly beschwichtigend, »ich hatte Ihnen doch ein Memorandum geschickt. Weil Sie nicht antworteten, habe ich Ihr stillschweigendes Einverständnis vorausgesetzt, Dr. Cardenas an Bord zu nehmen.«

»Sie hätten zu mir kommen und das mit mir persönlich besprechen müssen«, sagte Wilmot. »Das hätte ich schon von Ihnen erwartet.«

»Sie haben mich doch mit der Leitung des Personalwesens beauftragt. Ich dachte, dass Sie sich freuen würden, Dr. Cardenas bei uns zu haben.«

»Überlassen Sie das Denken den Pferden; die haben größere Köpfe.«

Der Werksleiter, ein ausdruckslos schauender Techniker in einem langen hellblauen Laborkittel, räusperte sich und sagte: »Ähem… der Rest der Maschinen sieht im Grunde genauso aus wie diese hier. Wir sind in der Lage, sie so zu programmieren, dass sie alle erforderliehen Medikamente aus den Rohstoffen produzieren, die von den chemischen Labors angeliefert werden.«

»Danke«, sagte Wilmot und entließ den Mann mit einer Bewegung seiner fleischigen Hand.

Der Manager entfernte sich hurtig und ließ Eberly allein mit dem Professor zurück. Soweit Eberly es zu sagen vermochte, stellte der Manager die ganze menschliche Belegschaft in der

Fabrik dar.

Er schaute zu Wilmot auf. Der Professor war viel größer als Eberly – ein richtiger Hüne. Und er schien definitiv nicht erfreut.

»Sie sind nicht damit einverstanden, dass Dr. Cardenas sich uns angeschlossen hat?«, fragte Eberly mit einer Stimme, von der er hoffte, dass sie ein angemessen reuiges Winseln war.

Wilmot öffnete den Mund, schloss ihn wieder und fingerte für einen Moment am Bart herum, bevor er erwiderte: »Nein, ich weiß nicht, ob ich ihrer Bewerbung stattgegeben hätte.«

»Aber sie ist doch schon hier«, sagte Eberly. »Sie ist gestern Morgen von Ceres angekommen.«

»Ich weiß. Sie haben Ihre Befugnisse überschritten, indem Sie sie eingeladen haben, Dr. Eberly.«

»Aber ich habe sie doch gar nicht eingeladen! Sie *bat* um die Erlaubnis, sich uns anschließen zu dürfen.«

»Dennoch hätten Sie die Angelegenheit mit mir besprechen müssen. Und zwar sofort. Ich trage hier die Verantwortung, und ich muss die von mir getroffenen Entscheidungen dem Vorstand des Universitäts-Konsortiums auf der Erde gegenüber rechtfertigen.«

»Ich weiß, aber…«

»Sie wissen es, aber Sie haben die Bestimmungen trotzdem missachtet«, zischte Wilmot. »Sie haben eigenmächtig gehandelt.«

»Ich wollte Ihnen doch nur eine Freude machen«, blökte Eberly.

»Dieses Habitat muss auf der Grundlage fester Regeln betrieben werden«, sagte Wilmot mit genauso leiser Stimme wie Eberly, aber viel energischer. »Wir dürfen hier keine

Anarchie einreißen lassen! Wir haben eine Reihe von Bestimmungen, die von den besten Köpfen formuliert wurden, über die das Konsortium verfügte. Wir werden uns an diese Bestimmungen halten, bis wir den Saturn erreichen und die Leute die Regierungsform wählen, die sie wünschen. Ist das klar?«

»Jawohl, Sir. Völlig klar.«

Wilmot holte tief Luft. »Wenn wir erst einmal in einen Orbit um den Saturn gegangen sind«, fuhr er etwas gnädiger fort, »dürfen die Leute sich eine Verfassung geben und Volksvertreter wählen – ihre eigene Regierung bilden. Solang wir uns jedoch im Transit befinden, werden wir die Bestimmungen beachten, die vom Konsortium vorgegeben wurden. Niemand wird von diesen Bestimmungen abweichen. Niemand!«

»Ich glaubte, Sie würden sich freuen, Dr. Cardenas bei uns zu haben.«

Wilmot kraulte schon wieder den Bart. »Nanotechnik«, murmelte er. »Eine heikle Sache, das.«

Eberly wurde sich bewusst, dass der Professor eigentlich gar nicht zornig war. Er war vielmehr besorgt, vielleicht auch ängstlich. Eberly fiel ein Stein vom Herzen, und er musste sich ein Lächeln verkneifen.

»Ja«, sagte er mit gedämpfter Stimme. »Nanotechnik. In einer geschlossenen Umgebung wie der unseren…« Er brach ab.

Wilmot nahm wieder die Parade der stummen Maschinen ab. »Mir ist durchaus bewusst, dass Nanomaschinen eine große Hilfe für uns sein können. Und ich weiß auch, dass Dr. Cardenas die führende Expertin auf diesem Gebiet ist. Trotzdem…«

»Wenn Sie sie nicht hier haben wollen, kann ich sie auch wieder nach Ceres zurückschicken«, schlug Eberly nach kurzer Überlegung vor.

Wilmot wirkte schockiert. »Sie rauswerfen? Das können wir doch nicht tun! Wir haben sie bereits akzeptiert. Das heißt, Sie haben es getan, aber Sie taten es im Namen unserer Gemeinschaft, und nun müssen wir auch zu unserem Wort stehen.«

»Da haben Sie wohl Recht«, pflichtete Eberly ihm kleinlaut bei.

Wilmot ging weiter; er schien entschlossen, die Reihe der Maschinen ganz abzuschreiten, obwohl eine wie die andere aussah und niemand mehr da war, der ihnen irgendwelche Erläuterungen zu geben vermocht hätte.

»Dann geben wir ihr doch einfach die Anweisung, keine Nanotech-Arbeiten durchzuführen«, sagte Eberly, der Mühe hatte, dem Professor mit seinen raumgreifenden Schritten zu folgen. »Soviel ich weiß, hat sie auf Ceres als medizinische Pflegekraft gearbeitet.«

Der Professor warf Eberly von oben herab einen grimmigen Blick zu. »Das können wir nicht tun! Sie ist schließlich eine Nobelpreisträgerin, um Gottes willen! Da können wir sie doch nicht bei der Medikamentenausgabe einsetzen.«

»Aber die Nanotechnik birgt Risiken…«

»Und sie hat ihre Vorteile. Wir werden ihre Arbeit sehr gründlich kontrollieren müssen. Ich will ›narrensichere‹ Sicherheitsleute vor ihrem Labor. Absolut narrensicher!«

»Ja, natürlich«, erwiderte Eberly nachdenklich. Der einzige Narr hier bist du, Professor. Du fürchtest dich doch vor der Nanotechnik, und trotzdem willst du sie hier im Habitat

zulassen, weil du es einfach nicht übers Herz bringst, Cardenas nach Ceres zurückzuschicken.

Es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte dem Professor ins Gesicht gelacht.

Dann wechselte er das Thema. »Sir, hatten Sie wohl schon Gelegenheit, sich mit dem Vorschlag für die Benennung der verschiedenen Teile des Habitats zu befassen?«

»Dieser blöde Wettbewerb?«, fragte Wilmot barsch.

»Eigentlich eine Reihe von Wettbewerben. Die Psychologen glauben, dass es der allgemeinen geistigen Gesundheit förderlich wäre…«

»Die Psychologen befürworten diese Idee?«

Im Bewusstsein, dass Wilmot den Vorschlag bestenfalls flüchtig überflogen hatte, fuhr Eberly fort: »Die Politikwissenschaftler auf der Erde, die wir konsultiert haben, glauben, dass solche Wettbewerbe dazu beitragen könnten, den Gruppenzusammenhalt zu fördern.«

»Hmpf«, grummelte Wilmot. »Was Sie nicht sagen.«

»Alles, was jetzt noch fehlt, ist Ihre Zustimmung zu diesem Vorschlag, Sir«, drängte Eberly ihn subtil. »Dann könnten Sie ihn der Öffentlichkeit präsentieren.«

»Nein, nein«, sagte der Professor. »Sie werden die Ankündigung übernehmen. Es war schließlich Ihre Idee.«

»Ich?«, fragte Eberly mit aller Unschuld, die er aufzubieten vermochte.

»Ja, natürlich. Ich will damit nicht behelligt werden. Sie kündigen die Wettbewerbe an. Totaler Quatsch, wenn Sie mich fragen, aber wenn all diese Berater ihn befürworten, dann will ich Ihnen nicht im Wege stehen.«

Eberly vermochte seinen Triumph kaum zu verbergen. Am

liebsten hätte einen Luftsprung gemacht und einen Jubelruf ausgestoßen. Statt dessen schritt er neben Professor Wilmot gemessen die Reihe der Maschinen ab. Er hat mich wegen Cardenas auf den Senkel gestellt und hatte nun das Gefühl, mir bei den Wettbewerben entgegenkommen zu müssen. Wie herrlich vorhersehbar er doch ist.

»So viel bin ich schon seit Jahren nicht mehr gegangen«, sagte Kris Cardenas mit einem leichten Schnaufen. »Ich fühle mich richtig beschwingt.«

Holly lächelte. »Das ist die Schwerkraft. Wir nähern uns der Mittellinie, zu der hin die Schwerkraft abnimmt.«

Sie hatten Don Diego am Bewässerungskanal zurückgelassen und waren über die gepflügten Äcker gegangen; dann hatten sie die grasbewachsenen Hügel an der Peripherie des Habitats erklommen. Cardenas setzte sich an eine junge Ulme gelehnt ins Gras. Einer der Ökologen des Habitats hatte die Ulme in einem persönlichen Kreuzzug vor der Vernichtung bewahrt, die ihr auf der Erde gedroht hätte.

Cardenas stieß die Luft aus. »Uff! Zum Glück bin ich regelmäßig in die Zentrifuge von Ceres gestiegen. Die Mini-Schwerkraft kann verführerisch sein.«

»Sie sind gut in Form«, sagte Holly und setzte sich neben sie.

»Sie aber auch.«

Das Habitat erstreckte sich vor ihnen als eine grüne, umgestülpte Welt – wie ein riesiger Tunnel, der mit einem Landschaftsrelief ausgekleidet und hier und da mit kleinen Spielzeugdörfern besetzt war.

»Was halten Sie denn von diesem verrückten alten Mann?«, fragte Holly.

Cardenas ließ den Blick über die perfekte Landschaft des Habitats schweifen: Alles war an seinem Platz, alles war so ordentlich und sauber, dass es fast schon unmenschlich wirkte. Es erinnerte sie an die Schaufensterauslagen, die sie in ihrer Kindheit gesehen hatte.

»Ich glaube, wir könnten noch mehr Verrückte wie ihn gebrauchen«, sagte sie.

»Vielleicht«, entgegnete Holly. Sie war sich da nicht so sicher.

Sie saßen für eine Weile stumm da, jede in ihre eigenen Gedanken versunken.

»Ich habe Ihre Bio gelesen«, sagte Holly schließlich. »Ich hätte erwartet, dass Sie viel älter aussehen.«

Cardenas reagierte zwar nicht ungehalten, aber sie sah Holly von der Seite an. »Wenn Sie meine Bio gelesen haben, dann wissen Sie auch, wieso ich jünger aussehe, als ich in Wirklichkeit bin. Und wieso ich auf Ceres gelebt habe.«

Holly ignorierte die Spannung in ihrer Stimme und fragte: »Was glauben Sie, wie alt ich eigentlich bin?«

Nach zehn Minuten waren sie dicke Freunde: zwei Frauen, deren Körper viel jünger waren als ihr kalendarisches Alter.

Krankenstation

Der Mann lag mit pfeifendem Atem auf der Pritsche; die Augen waren fast zugeschwollen.

Der junge Arzt wirkte völlig ratlos. »Was ist bloß los mit ihm?«

»Ich weiß nicht!«, sagte die Frau, die ihn eingeliefert hatte.

Sie war der Hysterie nahe. »Wir hatten draußen im Park einen Spaziergang gemacht, und urplötzlich ist er zusammengebrochen!«

Der Arzt beugte sich über den Patienten und fragte: »Wissen Sie, was Ihnen zugestoßen ist?«

Der Mann versuchte zu sprechen, hustete schmerzhaft und schüttelte dann in Verneinung der Frage den Kopf.

Beim Blick auf die Bildschirme, die die Wand der Notaufnahme säumten, sah der Arzt, dass es sich weder um einen Herz- noch um einen Schlaganfall handelte. Panik wallte in ihm auf: Nicht einmal der Diagnose-Computer wusste, was los war! Der Krankenpfleger, der an der anderen Seite der Pritsche stand, wirkte genauso verwirrt und ängstlich, wie er sich fühlte.

Die Oberschwester drängte sich an der Frau vorbei und betrat den Raum. »Ziehen Sie ihm das Hemd aus«, sagte sie.

Der Arzt war zu verwirrt und besorgt, um sich mit ihr darüber zu streiten, wer hier die Anweisungen gab. Und wenn die Gerüchte, die in der Krankenstation kursierten, auch nur annähernd der Wahrheit entsprachen, hatte diese resolute Afro-Amerikanerin viele Jahre in der Friedenstruppe gedient. Sie hatte eine Reputation, die ihm Angst machte.

Mithilfe des Krankenpflegers zogen sie dem Mann das Hemd aus. Der Oberkörper und die Arme des Patienten waren mit roten Quaddeln übersät. Die Haut fühlte sich heiß an.

»Insektenstiche?«, fragte der Arzt.

Die Oberschwester wandte sich der Frau zu, die sie mit großen Augen und vorm Gesicht geballten Fäusten anstarrte.

»Im Park spazieren gegangen?«, fragte sie.

Die Frau nickte.

»Anaphylaktischer Schock«, sagte die Schwester nüchtern. »Epinephrin.«

Der Arzt starrte sie mit offenem Mund an. »Wie soll er denn…«

»Epinephrin! Sofort! Er ist von einer Biene gestochen worden!«

»Epinephrin! Sofort!«, raunzte der Arzt den Pfleger an.

Die Oberschwester zog ein Vergrößerungsglas aus einem Schlitz in der Wand des Raums, klappte die Halterung aus und suchte den Körper des Patienten ab. Der Arzt verstand den Wink und nahm das Vergrößerungsglas. Schon nach ein paar Sekunden fand er den Widerhaken des Bienenstachels, der sich direkt oberhalb des Handgelenks in den Unterarm des Patienten gebohrt hatte. Mit einer Pinzette zog er den Stachel vorsichtig heraus. Mein Gott, bin ich gut, sagte er sich.

Als er aufschaute, war die Oberschwester verschwunden, und der Patient atmete schon wieder leichter.

»Ich habe noch nie einen Bienenstich gesehen«, gestand er der Frau, die auch schon wieder viel besser aussah. »Ich hatte meine Praxis mitten in Chicago.«

Die Frau nickte und rang sich sogar ein Lächeln ab. »Er muss eine Allergie haben.«

»Muss er wohl«, pflichtete der Arzt ihr bei.

Der Krankenpfleger löste die ID-Marke des Patienten vom Hemd, das sie auf den Boden geworfen hatten, und schob sie ins Computerterminal. Der Name des Mannes, sein Beruf und die komplette Krankengeschichte erschienen auf dem Bildschirm. Allergien wurden nicht erwähnt, obwohl er an Asthma Bronchiale litt. Der Arzt sah, dass der Patient in Kairo aufgewachsen und Rechtsanwalt gewesen war, bevor er mit

dem Schwert des Islam in Konflikt geriet und lieber den Gang ins unbegrenzte Exil angetreten hatte, anstatt eine fünfzigjährige Haftstrafe wegen politischer Agitation zu verbüßen. An Bord des Habitats hatte er dann in der Buchhaltung gearbeitet.

»Ein Rechtsanwalt?«, grummelte der Krankenpfleger, nachdem der Patient sich wieder so weit erholt hatte, dass er mit seiner Freundin nach Hause zu gehen vermochte. »Von mir aus hätte er die Stimme nicht so schnell wiederfinden müssen.«

269 Tage nach dem Start

Als Holly am nächsten Morgen in ihrem winzigen Büro erschien, hatte sie schon eine Nachricht von Eberly auf dem Computerbildschirm. Sie setzte sich gar nicht erst an den Schreibtisch, sondern ging gleich in sein Büro. Die Tür stand offen; er saß am Schreibtisch und war in ein Gespräch mit einem jungen asiatischen Paar vertieft. Sie zögerte. Eberly schaute zu ihr auf und nickte kurz; also blieb sie am Eingang stehen und hörte zu.

»Wir haben die Bestimmungen und ihren tieferen Sinn schon verstanden«, sagte der junge Mann in kalifornischem Englisch. Holly sah, dass er angespannt war und steif auf der Stuhlkante saß.

»Es ist meine Schuld«, sagte die Frau. Sie beugte sich nach vorn und packte mit beiden Händen die Kante von Eberlys Schreibtisch. »Ich habe mich nicht ausreichend geschützt.«

Eberly lehnte sich auf dem Stuhl zurück und legte die

Fingerspitzen aneinander. »Die Bestimmungen sind eindeutig«, sagte er sanft. »Sie werden nicht um eine Abtreibung herumkommen.«

Die Gesichtszüge des Manns entgleisten. »Aber… es ist doch nur ein Einzelfall. Könnten Sie nicht vielleicht eine Ausnahme machen?«

»Wenn ich bei Ihnen eine Ausnahme machen würde«, sagte Eberly, »könnten andere das auch für sich beanspruchen, nicht wahr?«

»Ja. Ich verstehe.«

Eberly spreizte in einer Geste der Hilflosigkeit die Hände. »Wir leben in einer beschränkten Ökologie. Wir dürfen die Population nicht vergrößern. Erst wenn wir den Saturn erreichen und zeigen, dass wir auch eine größere Anzahl von Menschen zu ernähren vermögen, wird überhaupt irgend jemand wieder Kinder bekommen dürfen.«

»Dann muss ich also abtreiben lassen?«, fragte die Frau mit zitternder Stimme.

»Oder wir setzen Sie ab, wenn wir am Jupiter auftanken, und Sie fliegen zur Erde zurück.«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Wir können uns die Transportkosten nicht leisten. Alles was wir hatten, haben wir in dieses Habitat investiert.«

»Haben sie religiöse Bedenken wegen der Abtreibung?«, fragte Eberly.

»Nein«, antwortete der Mann so schnell, dass Holly sich darüber wunderte.

»Gäbe es noch eine andere Möglichkeit?«, fragte – bettelte – die Frau.

Eberly legte wieder die Fingerspitzen aneinander und tippte

sich ans Kinn. Das junge Paar beugte sich unbewusst nach vorn und wartete auf ein Wort der Hoffnung.

»Vielleicht…«

»Ja?«, sagten sie unisono.

»Vielleicht wäre es möglich, die befruchtete Zygote zu entnehmen und einzufrieren – und sie zu lagern, bis darüber entschieden ist, ob wir unsere Population vergrößern können.«

Einfrieren! Holly schauderte bei dieser Vorstellung. Und doch war so ihr Leben gerettet worden. Nein, sagte sie sich. Dadurch war es ihr ermöglicht worden, ein neues Leben zu beginnen, nachdem ihr altes mit dem Tod geendet hatte.

»Dann kann die Zygote wieder in die Gebärmutter eingepflanzt werden«, sagte Eberly. »Sie werden ein ganz normales Baby bekommen; Sie müssten nur ein paar Jahre warten.«

Er lächelte sie fröhlich an. Sie schauten sich an und dann wieder ihn.

»Wäre das wirklich zu machen?«, fragte der junge Mann.

»Es würde zwar eine Sondergenehmigung erfordern«, sagte Eberly, »aber ich kann das für Sie arrangieren.«

»Würden Sie das für uns tun?«

Er zögerte nur für einen Sekundenbruchteil. Dann lächelte er wieder und sagte: »Ja. Natürlich. Ich werde mich für Sie darum kümmern.«

Sie waren ihm unendlich dankbar. Es dauerte einige Minuten des Händeschüttelns und der Verbeugungen, bevor es Eberly gelang, sie aus dem Büro hinauszukomplimentieren. Sie nahmen nicht einmal Notiz von Holly, die noch immer an der Tür stand, während sie sich mit dankbaren Verbeugungen verabschiedeten.

»Das war sehr nobel von Ihnen, Malcolm«, sagte Holly, als sie zum Stuhl ging, auf dem die Frau gesessen hatte.

»Geburtenkontrolle«, murmelte er, als er um den Tisch ging und sich setzte. »Ich habe es arrangiert, dass dies in die Zuständigkeit der Human-Resources-Abteilung fällt. Die Ökologen wollten es zwar an sich ziehen, aber ich habe das so gedeichselt.«

Holly nickte.

»Diese beiden werden mir gegenüber nun für immer loyal sein«, sagte Eberly und wies grinsend auf die noch immer offene Tür. »Oder zumindest so lang, bis ihr Kind ein Teenager ist.«

Holly fand das nicht lustig. »Sie wollten mich sprechen?«, sagte sie.

»Ja«, sagte er und schnippte mit den Fingern – das Signal für den Computer, hochzufahren.

Holly wartete stumm, während die Abbildung über Eberlys Schreibtisch Gestalt annahm. Es war eine Art Liste. Weil das Hologramm ihm zugewandt war, sah sie es nur von hinten. Sie saß da und wartete, während er die Liste studierte. Das Büro wirkte klein und kahl und irgendwie auch kalt.

Dann schaute er von der Abbildung auf und richtete den Blick direkt auf sie. Holly hatte das Gefühl, dass diese laserblauen Augen sich bis in ihre Seele bohrten.

»In diesem Büro stehen ein paar Veränderungen an«, sagte er ohne eine Einleitung und ohne sie zu fragen, wie es ihr denn ginge. Genauso wenig, wie ihm auffiel, dass sie ein schlichtes himmelblaues Gewand über der Hose trug und kein einziges Accessoire außer dem Namensschild – genauso wie die Kleiderordnung es vorschrieb.

»Veränderungen? «

»Ja«, sagte Eberly. »Ich bin nicht mehr in der Lage, den Routinebetrieb dieses Büros zu leiten. Ich werde vollauf damit beschäftigt sein, die Regierung des Habitats zu organisieren.«

»Regierung? Aber ich dachte…«

»Holly«, sagte er und beugte sich auf dem Bürostuhl leicht nach vorn, auf sie zu. Sie neigte sich auch gleich ihm entgegen. »Holly, wir haben hier zehntausend Männer und Frauen. Sie müssen eine Stimme bei der Wahl der Regierung ihres Vertrauens haben. Und ihrer Führer.«

»Sie meinen die Regierung, die wir bilden werden, sobald wir den Saturn erreicht haben«, sagte Holly.

Eberly schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass wir warten sollten, bis wir den Saturnorbit erreichen. Die Leute sollen sich jetzt schon für eine Regierung entscheiden dürfen. Wozu noch warten?«

»Aber ich dachte, solange wir im Transit zum Saturn wären, müssten wir…«

»Die vom Konsortium erlassenen Bestimmungen befolgen«, vollendete Eberly den Satz für sie.

»Ja«, sagte Holly.

»Aber wieso?«, fragte er nachdrücklich. »Wieso sollten wir uns denn Bestimmungen unterwerfen, die von einer Gruppe alter Universitätsprofessoren erlassen wurden, die noch dazu auf der Erde zurückgeblieben sind? Mit welchem Recht wollen sie uns zur Befolgung ihrer Regeln zwingen?«

Holly dachte einen Moment lang darüber nach. »Wir haben es so vereinbart.«

»Dann wird es eben Zeit, diese Vereinbarung zu kündigen. Was für einen Unterschied macht es, ob wir es nun tun oder

warten, bis wir den Saturn erreichen?«

Sie sagte sich, dass es durchaus einen Unterschied machte. Wieso die Sache überstürzen?

»Wir sollten *nicht* zulassen, dass arrogante alte Männer uns sagen, was wir zu tun und zu lassen haben«, sagte Eberly mit Verve. Holly sah, dass er dunkelrot anlief.

»Vielleicht nicht«, pflichtete sie ihm halbherzig bei.

»Natürlich nicht«, sagte er. »Die Leute müssen das für sich selbst entscheiden.«

»Wahrscheinlich.«

»Diese Wettbewerbe, die Sie zu dem Zweck organisieren, Namen für die Ortschaften und für alles andere zu finden, sind Teil meines Plans«, vertraute er ihr an.

Das überraschte sie. »Ihr Plan?«

»Ja. Im Grunde sind diese Wettbewerbe kaum mehr als triviale Unterhaltung für die Massen. Aber sie dienen einem größeren Zweck.«

»Ich verstehe«, sagte Holly. »Die Menschen bei den Wettbewerben abstimmen zu lassen, soll eine Art Übung sein, nicht wahr? Damit werden die Leute darauf vorbereitet, für die Regierung zu stimmen, wenn die Zeit kommt.«

Eberly schaute sie mit einem strahlenden Lächeln an. »Sie sind wirklich intelligent, Holly. Blitz gescheit.«

Sie spürte, dass sie heiße Wangen bekam.

»Während Sie die Wettbewerbe organisieren«, sagte er mit neuerlichem Ernst, »muss ich meine ganze Energie darauf verwenden, eine Verfassung für die Leute auszuarbeiten.«

»Wenn Sie vollauf damit beschäftigt sind, diese neue Verfassung und all das auszuarbeiten, wer soll dann dieses Büro hier leiten?«

»Sie werden das tun.«

Holly schluckte. »Ich?«

Er lächelte angesichts ihrer Überraschung. »Natürlich Sie. Wer denn sonst?«

»Aber ich kann doch nicht die Leitung übernehmen«, quiekte sie. »Ich bin doch nur eine Assistentin, eine graue Büro-Maus…«

Eberlys Lächeln wurde noch breiter. »Holly, sind Sie nicht *meine* Assistentin? Sie könnten für diese Aufgabe doch gar nicht besser qualifiziert sein.«

Vor Freude wäre sie am liebsten Rad schlagend durchs Büro getobt. »Aber… glauben Sie denn, dass Herr Professor Wilmot meiner Ernennung zum Direktor zustimmen wird?«

Das Lächeln verschwand. »Wilmot«, murmelte er. »Nein, er wäre definitiv nicht damit einverstanden, dass eine so junge Mitarbeiterin wie Sie zum Direktor ernannt wird. Er ist ein richtiger Paragraphenreiter.«

Holly betrachtete sein Gesicht und wartete auf einen Hoffnungsschimmer.

»Ich möchte aber, dass Sie dieses Büro leiten, Holly«, sagte er. »Ich weiß, dass Sie dieser Aufgabe gewachsen sind.«

»Ich werde mein Bestes geben.«

»Natürlich werden Sie das. Weil ich Sie offiziell aber nicht zum Direktor ernennen kann, muss ich jemand anderes einsetzen, der die Rolle des Direktors spielt. Einen so genannten Frühstücksdirektor. Um Wilmot keinen Grund zur Beanstandung zu geben.«

»Einen Frühstücksdirektor? Wen denn?«

»Ruth Morgenthau ist die ideale Besetzung für diese Rolle. Sie arbeitet derzeit im Verwaltungsbüro. Wenn ich sie hierher

versetzen lasse, wird Wilmot nichts dagegen haben.«

Morgenthau, sagte Holly sich. Deshalb hat er also so viel Zeit mit ihr verbracht.

»Sie ist ziemlich faul, müssen Sie wissen«, sagte er mit einem hämischen Grinsen. »Und ziemlich eitel. Wir setzen sie an diesen Schreibtisch, wo sie Ihnen nicht im Weg ist. Und dann werden Sie die Abteilung leiten.«

»Würde sie sich überhaupt darauf einlassen?«

»Sie wird die Gelegenheit sofort beim Schopf ergreifen«, erwiderte er mit einem Kopfnicken. »Mehr Prestige und weniger Arbeit. Sie wird es lieben.«

»Ich verstehe.« Holly versuchte sein Grinsen zu erwidern, aber es geriet ihr zu einer Grimasse.

Er beugte sich über den Schreibtisch und hob ihr Kinn an, so dass er ihr in die Augen schauen konnte. »Es hängt nun alles von Ihnen ab, Holly. Wollen Sie diese Verantwortung übernehmen? Wollen Sie das für mich tun?«

Eine Woge von Emotionen schlug über Holly zusammen: Dankbarkeit, Loyalität, das Bedürfnis, Malcolm Eberly zu Gefallen zu sein, eine Sehnsucht, dass er sie liebte.

»Ja«, sagte sie atemlos. »Ich werde alles für Sie tun, Malcolm.«

Er lächelte entwaffnend. Und sagte sich, dass Morgenthau damit glücklich sein müsste: die Insignien der Autorität, eine ganze Abteilung, über die sie zu herrschen vermochte. Damit müsste sie so beschäftigt sein, um meine Kreise nicht zu stören.

Namen sind Schall und Rauch

An: alle Bewohner
Von: M. Eberly,
Abteilungsleiter Human Resources
Betreff: Namensgebungs-Wettbewerbe

Sie, die Bewohner dieses Habitats, werden über die Namensgebung für die fünf Ortschaften, die verschiedenen Arbeitsbereiche und die natürlichen Bereiche (Farmen, Gärten, Waldgebiete, Seen etc.) entscheiden, indem Sie an Wettbewerben zur Auswahl dieser Namen teilnehmen.

Die Bewohner eines jeden Ortes werden einen Namen für das Dorf auswählen, in dem sie leben. Die Arbeiter in jeder Fabrik, Verarbeitungsanlage, Farm, Aquakultur-Komplex etc. werden die Namen für diese Zentren auswählen. Falls gewünscht, können auch einzelne Gebäude mit Namen versehen werden.

Jeder Wettbewerb wird aus drei Phasen bestehen. In der ersten Phase werden alle Bürger über die Kategorien abstimmen, aus denen die Namen anschließend ausgewählt werden. So werden die Bewohner zum Beispiel entscheiden, ob sie die Dörfer nach Nationalhelden, Städten auf der Erde, berühmten Künstlern und Wissenschaftlern etc. auswählen.

In der zweiten Phase werden spezifischen Namen aus jeder ausgewählten Kategorie nominiert und diskutiert. Die Namensliste für jedes spezifische Objekt wird in geheimer Abstimmung auf fünf Positionen verkürzt.

In der dritten und letzten Phase werden – wieder in geheimer Abstimmung – die endgültigen Namen aus der

verkürzten Liste ausgewählt.

Die Human-Resources-Abteilung wird die Einzelwettbewerbe organisieren. Die Human-Resources-Abteilung kann auch Gremien aus Bürgern einsetzen, die als Juroren, Forscher oder je nach Bedarf in anderen Eigenschaften fungieren.

Eine öffentliche Veranstaltung wird am Donnerstag um 22:00 Uhr in der Cafeteria anberaumt, um dieses Projekt zu erörtern. Die Teilnahme möglichst aller Bewohner an dieser Veranstaltung ist erwünscht.

Memorandum

An: das gesamte Personal des Habitats
Von: R. Morgenthau,
amtierende Leiterin der Abteilung Human Resources
Thema: medizinische Prophylaxe

Als proaktive Maßnahme zur Vorbeugung gegen den Ausbruch von durch die Luft übertragenen Infektionskrankheiten werden die Wohnquartiere aller Personen innerhalb der nächsten vier Wochen mit einem desinfizierenden Sprüh-Antibiotikum behandelt werden.

Jede Person wird darüber informiert werden, wann ihr beziehungsweise sein Gebäude behandelt wird. Diese Behandlung erfolgt während der normalen Arbeitszeit; es ist weder erforderlich noch wünschenswert, dass Sie sich während der Sprüh-Prozedur in Ihren Quartieren aufhalten.

Die erste Wahlkampfveranstaltung

Obwohl es im Habitat zwei Restaurants mit Bedienung gab, aßen fast alle Leute jeden Tag in der großen und lauten Cafeteria. Die Restaurants waren klein und intim und wurden von oftmals angefeindeten Unternehmern betrieben, die die Lebensmittel direkt von den Leuten bezogen, die die Farmen und Fisch-Tanks bewirtschaften. Wie die für die Ernährung zuständigen Funktionäre von Selene schon gelernt hatten, produzierte Aquakultur mehr Protein pro Einheit zugeführter Energie, als dies bei Nutztieren wie Rindern und Schweinen möglich war. Vorm Verlassen der Erde/Mond-Region hatten ein paar Farmer vorgeschlagen, Kaninchen und Geflügel für die Fleischversorgung mitzunehmen. Wilmot hatte dieses Ansinnen strikt zurückgewiesen und wahre Horrorgeschichten aus Australien erzählt, wo entlaufene Kaninchen zu einer regelrechten Landplage geworden wären, und von den Krankheiten, die zusammengepferchte Vögel verursachten.

Also bezogen die Bewohner des Habitats ihr Eiweiß von Fischen, Fröschen, Soja-Derivativen und den synthetischen Produkten der Nahrungsmittelfabrik, die im Volksmund als ›Mampfburger‹ bezeichnet wurden. Wenn die Leute sich nicht in ihren Quartieren eine Mahlzeit zubereiteten, aßen sie normalerweise in der Cafeteria.

Die Cafeteria war der größte umbaute Raum im Habitat und diente zwischen den Mahlzeiten oft als provisorisches Theater und Veranstaltungshalle. Nachdem das Habitat den

Asteroiden-Gürtel verlassen hatte und zur zweiten Etappe des Flugs aufgebrochen war, die es zum Jupiter bringen würde, hatte Eberly hier eine öffentliche Versammlung anberaumt.

Die Veranstaltung war für 22:00 Uhr vorgesehen, und es waren immer noch ein paar Leute beim Abendessen, als Eberlys Team – einschließlich Holly – sich anschickte, die Tische und Stühle auf eine Seite des großen Raums zu stellen, um Platz für die erwarteten Zuhörer zu schaffen.

Eberly stand mit einem ungeduldigen Stirnrunzeln an der Rückwand des Raums, neben der kleinen Bühne, auf der er die Rede halten wollte. Er sah, wie das Personal der Cafeteria und ihre Roboter Warmhalteplatten und Vitrinen, klapperndes Geschirr und klirrende Gläser wegräumten. Dass sich eine große Menge versammelte, sah er jedoch nicht.

Ruth Morgenthau überflog das spärliche Publikum. »Alle Leute aus meiner Abteilung sind hier«, sagte sie.

»Aber sonst nicht viele«, sagte Sammi Vyborg.

Oberst Kananga lächelte verkniffen. »Es wird alles auf Video aufgezeichnet. Ich werde die Namen und Dossiers aller Anwesenden kommen lassen.«

»Ich will die Namen derjenigen, die *nicht* hier sind«, grummelte Eberly.

»Ein simples Rechenexempel« sagte Kananga. Und er grinste, als ob er einen tollen Witz gerissen hätte.

Nachdem die letzten Gäste gegangen und ihre Tische aus dem Weg geräumt worden waren, wuchtete Morgenthau sich die drei Stufen zur Rednertribüne hinauf und gebot mit ausgebreiteten Armen Schweigen. Das gedämpfte Summen der vielen Einzelgespräche in der Menge brach langsam ab, und jeder wandte sich ihr erwartungsvoll zu.

Holly war am Haupteingang positioniert worden, der zum zentralen Dorfplatz hinausging. Eberly hatte ihr gesagt, dass ihre Aufgabe darin bestünde, Passanten zum Eintritt zu animieren und alle Anwesenden davon abzuhalten, zu gehen. Er hatte ihr zwei große, muskulöse junge Männer von der Sicherheitsabteilung zur Seite gestellt, um sie bei der zweiten Aufgabe zu unterstützen. Sie war enttäuscht, dass nur so wenige Leute zu Eberlys Ansprache erschienen waren. Es stand an diesem Abend keine öffentliche Unterhaltung auf dem Plan; dafür hatte sie bei der Terminierung seines Auftritts schon gesorgt.

Wenigstens erschien noch Dr. Cardenas; sie grüßte Holly herzlich, als sie durch die offene Tür kam. Aber wo sind die anderen denn alle?, fragte Holly sich.

Trotzdem lächelte Morgenthau dem Publikum jovial zu, als ob die Cafeteria bis zum Bersten voll wäre. Sie dankte den Leuten für ihr Kommen und versprach ihnen dann einen Abend ›von der größten Bedeutung, seit wir diese lange Reise in eine lichte und glorreiche Zukunft angetreten haben‹.

Holly betrachtete die Gesichter der Zuschauer. Falls überhaupt, wirkten sie neugierig; von Enthusiasmus für eine glorreiche Zukunft waren sie jedenfalls kaum beseelt.

Dann betrat Eberly die Bühne und ging ans Podium. Er nickte Morgenthau knapp zu, die lächelnd in den hinteren Bereich der Bühne ging.

Wieso verlässt sie die Bühne denn nicht?, fragte Holly sich. Sie lenkt die Aufmerksamkeit der Leute von Malcolm ab.

Für eine Weile stand Eberly einfach am Podium, wobei er sich an den Seiten festhielt und das Publikum in kaltem Schweigen anstarrte. Die Menge wurde langsam unruhig.

Holly hörte Gemurmel.

Schließlich hob Eberly an zu sprechen. »Jeder von Ihnen hat eine Ankündigung über die Serie von Wettbewerben erhalten, die zum Zweck der Namensgebung iür die Ortschaften und sonstige natürliche und architektonische Infrastruktur dieses Habitats stattfinden.«

»Ich habe keine Ankündigung erhalten«, ertönte der grummelnde Bass eines Manns aus dem Publikum. Kananga wies mit finsterem Blick auf ihn; zwei kräftige junge, schwarz gekleidete Männer näherten sich dem Mann.

Trotzdem lächelte Eberly den Zwischenrufer an. »Die Ankündigung ist in Ihrer Mail. Überprüfen Sie einfach Ihren Computer; ich verspreche Ihnen, dass sie da ist.«

Der Mann wirkte erschrocken wegen der zwei Sicherheits-Leute, die ihn in ihren schwarzen Overalls in die Mitte genommen hatten.

»Dies ist Ihr Habitat«, fuhr Eberly fort. »Sie haben das Recht, nach Ihrem Gusto Namen für die natürlichen und von Menschenhand geschaffenen Merkmale auszuwählen. Außerdem werden diese Wettbewerbe Ihnen Spaß machen! Ich verspreche Ihnen, dass Sie Ihre Freude daran haben werden.«

Die Leute schauten sich an und murmelten sich etwas zu. Ein paar drehten sich um und gingen zur Tür.

»Ich bin noch nicht fertig«, sagte Eberly.

Die Menge scherte sich freilich nicht darum, sondern zeigte Auflösungserscheinungen. »Ich weiß nicht, was Sie hier darstellen«, sagte eine Frau mit so lauter Stimme, dass jeder sie zu hören vermochte, »aber ich muss morgen früh raus.« Noch mehr Leute setzten sich in Richtung der Tür in Bewegung.

»Hören Sie mir zu!«, rief Eberly. Seine Stimme war auf einmal tiefer, stärker und fordernder. »Sie sind die wichtigsten Leute in diesem Habitat. Drehen Sie Ihrer eigenen Zukunft nicht den Rücken zu!«

Das Gemurmel erstarb. Sie drehten sich wieder zu Eberly um, und alle Blicke richteten sich auf ihn.

»Die anderen«, sagte Eberly mit einer so kraftvollen Stimme, wie Holly sie noch nie gehört hatte, »diejenigen, die zu bequem sind oder zu ängstlich oder die den Termin für diese Veranstaltung versäumt haben, werden Sie noch beneiden. Denn Sie sind diejenigen, die weise genug, stark genug und tapfer genug sind, um die Zukunft in die eigenen Hände zu nehmen. Sie wissen, dass dies *Ihr* Habitat, *Ihre* Gemeinschaft ist und dass sie von niemandem außer von Ihnen selbst kontrolliert werden darf.«

»Richtig!«, rief jemand.

Holly starrte auf Eberly; sie war sich bewusst, dass jeder in der Menge nun das Gleiche tat: Sie lauschten wie gebannt dieser volltönenden Stimme und der faszinierenden Botschaft, die sie transportierte.

Sie wäre fast in die Luft gegangen, als jemand ihr auf die Schulter tippte.

»He, ich wollte Sie nicht erschrecken.«

Holly sah einen lächelnden, kräftig gebauten jungen Mann mit einem Bulldoggen-Gesicht. Er hatte dunkle Augen und noch dunkleres Haar.

»Was ist denn hier los?«, fragte er leise wie ein Souffleur.

Holly deutete auf die Bühne und sagte im gleichen Flüsterton: »Dr. Eberly hält eine Ansprache.«

»Eberly? Wo ist er denn?«

Sie schüttelte den Kopf und legte einen Finger auf die Lippen; dann bedeutete sie ihm, in die Cafeteria zu kommen und zuzuhören. Lächelnd ging der Mann an ihr vorbei, gesellte sich zu den anderen und verschränkte die kräftigen Arme vor der Brust.

»Wieso sollten Sie Vorschriften befolgen«, sagte Eberly gerade, »die Hunderte Millionen Kilometer entfernt erlassen und von alten Männern verfasst wurden, die nichts von den Bedingungen wissen, mit denen Sie konfrontiert werden? Was wissen sie denn schon von den Problemen, die Sie jeden Tag bewältigen müssen? Das kümmert sie doch gar nicht. Es wird Zeit, dass Sie Ihre eigene Regierung bilden und Ihre eigenen Anführer wählen.«

Jemand klatschte. Die anderen Leute schlossen sich ihm an, applaudierten und stießen Jubelrufe aus. Holly klatschte auch Beifall und bemerkte zugleich, dass der Neuankömmling die Arme weiter verschränkt hielt.

Bald hatte Eberly sie so weit, dass sie ihm fast bei jedem Satz, den er sprach, tosenden Applaus spendeten. Die Menge verschmolz zu einem einzigen Lebewesen: Zu einem Tier mit vielen Köpfen und Händen und Leibern, aber nur mit einem Bewusstsein – und dieses Bewusstsein war ausschließlich auf Eberlys Botschaft fokussiert.

»Es liegt nur an euch, diese neue Welt zu erschaffen«, sagte er ihnen. »Ihr werdet die Führer von morgen sein.«

Sie applaudierten, stampften mit den Füßen auf und pfiffen. Holly glaubte schon, dass sie die Plattform stürmen und Eberly auf den Schultern davontragen würden.

Der Neuankömmling drehte sich zu ihr um. »Er weiß, wie er sie zu nehmen hat, nicht wahr?«, schrie er durch den

stürmischen Beifall.

»Er ist einfach wundervoll«, schrie Holly zurück und klatschte aus Leibeskräften in die Hände.

Eberly lächelte strahlend und bedankte sich beim Publikum.

Schließlich trat er von der Plattform herunter und wurde sofort von begeisterten Leuten umringt. Der Rest der Menge löste sich langsam auf und verließ das Gebäude.

»Bin ich schon zu spät dran, oder gibt es noch etwas zu essen?«, fragte der Neuankömmling Holly.

»Die Cafeteria macht erst morgen wieder auf«, sagte Holly. »Aber Sie können sich etwas aus den Automaten holen«, fügte sie hinzu und zeigte auf die Verkaufsautomaten.

Er rümpfte die Stupsnase. »Labbrige Sandwiches und Rülps-Cola.«

Holly kicherte. »Oder sie gehen in ein Restaurant. Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie bis Mitternacht geöffnet haben.«

»Ja«, sagte er, »dann werde ich das wohl tun.«

Die letzten Leute gingen – in Grüppchen von zwei oder drei Leuten, die sich über Eberlys Ansprache unterhielten.

Kris Cardenas blieb neben Holly stehen. »Ich gehe auf einen Imbiss ins Bistro 'rüber. Wollt ihr beiden mich nicht begleiten?«

»Wieso begleitet ihr beiden mich nicht?«, fragte der Neuankömmling.

Holly schaute auf Cardenas. Sie kannte den Mann vom Sehen, aber sie erinnerte sich weder an seinen Namen noch an seinen Beruf.

Er spürte ihre Irritation und sagte: »Mein Name ist Manuel Gaeta. Ich gehöre nicht zur regulären Besatzung, sondern ich bin…«

»Sie sind der Stuntman«, platzte Holly heraus. Nun erinnerte sie sich wieder.

Gaeta lächelte fast scheu. »Meine PR-Berater sagen, ich sei ein Abenteuer-Spezialist.«

»Sie sind doch derjenige, der auf die Oberfläche von Titan hinabsteigen will.«

Er nickte. »Falls Professor Wilmot mich überhaupt gehen lässt.«

»Wieso, um alles in der Welt, sollte jemand die Oberfläche von Titan betreten wollen?«, fragte Cardenas.

Gaeta grinste sie an. »Weil sie nun einmal da ist. Und weil noch niemand es getan hat.«

Sprach's, nahm die beiden Frauen am Arm – je eine an einer Seite – und brach zum Bistro auf, das mitten im Dorf gelegen war.

Professor Wilmots Labor

James Coleraine Wilmot folgte fast jeden Abend einer lieb gewonnenen Routine. Der eingefleischte Junggeselle aß normalerweise früh mit Freunden und Kollegen zu Abend und zog sich dann in sein Quartier zurück, wo er sich für ein paar Stunden bei einem guten Glas Whisky Geschichts-Videos anschaute.

Er hatte gewusst, dass Eberly an diesem Abend irgendeine Rede halten wollte, aber er hatte sich durch dieses Wissen nicht von seiner allabendlichen Routine abbringen lassen. Eberly führte die Human-Resources-Abteilung ordentlich, sagte Wilmot sich – das folgerte er zumindest daraus, dass

niemand ihm Beschwerden über die Abteilung zur Kenntnis brachte. Er hatte zwar seine Befugnisse überschritten, indem er es dieser Nanotech-Frau erlaubte, sich ohne Wilmots Genehmigung der Gemeinschaft anzuschließen, aber das war kein besonderes Problem. Wenn der Mann eine Rede halten will, was soll's?

Deshalb war er leicht vergrätzt, als mitten in einem seiner Lieblings-Videos, *Geheimnisse der Sternenkammer*, das Telefon klingelte. Beim Blick aufs Display des Telefons sah er, dass ein kleiner Assistent anrief. Mit einem echauffierten Schnaufen blendete Wilmot die holografische Abbildung aus und öffnete den Telefon-Kanal.

Bernard Isaacs' Gesicht erschien in der Luft: Das runde, pausbäckige und von dichtem Lockenhaar gekrönte Gesicht schien gerötet – entweder vor Aufregung oder vielleicht auch vor Sorge.

»Haben Sie seine Rede gehört?«, fragte Isaacs dringlich.

»Wessen Rede? Meinen Sie Eberly und seine blöden Wettbewerbe?«

»Es geht um mehr als nur um Wettbewerbe. Er will die Protokolle zerreißen und eine neue Verfassung aufsetzen, eine neue Regierung bilden!«

Wilmot nickte und fragte sich, wo das Problem lag. »Ja, ich weiß, wenn wir den Saturn erreichen. So sieht unser Plan das…«

»Nein!«, unterbrach Isaacs ihn. »Jetzt schon! Er sagt ihnen, dass sie es jetzt schon tun sollten.«

»Wem sagt er das?«

»Jedem, der ihm zuhört!«

»Das geht nicht«, sagte Wilmot seelenruhig. »Alle haben die

Vereinbarung unterzeichnet, sich an unsere Protokolle zu halten, bis wir mit dem Habitat in einen sicheren Orbit um den Saturn gegangen sind.«

»Aber er will es jetzt schon tun!«, wiederholte Isaacs, wobei seine Stimme sich um eine halbe Oktave hob.

Wilmot hob die Hand. »Das ist nicht möglich, und er weiß das auch.«

»Aber…«

»Ich werde mich einmal mit ihm unterhalten müssen und sehen, was er eigentlich vorhat. Möglicherweise haben Sie seine Absicht missverstanden.«

Isaacs schob stur das runde Kinn vor. »Ich werde Ihnen eine Videoaufnahme seiner Rede schickten. Dann sehen Sie selbst, was er vorhat.«

»Tun Sie das«, sagte Wilmot. »Vielen Dank, dass Sie mich informiert haben.«

Er unterbrach die Telefonverbindung und sah, wie die rote Aufnahme-Lampe aufleuchtete. Isaacs sendete Eberlys Ansprache. Wilmot runzelte die Stirn. Isaacs ist eigentlich nicht der Typ, der sich grundlos aufregt; zumindest ist er es bisher nicht gewesen. Was ihn wohl so beunruhigt hat?

Wilmot beschloss, sich Eberlys Ansprache anzuschauen. Aber nicht, bevor er das Video zu Ende gesehen hatte, das zeigte, mit welchen Mitteln Heinrich VIII. Geständnisse von seinen Untertanen erzwang.

Zwei Stunden später– nachdem er sich Eberlys Rede ein paarmal angeschaut und sich noch einen ordentlichen Whisky eingeschenkt hatte – lehnte Wilmot sich in seinem Lieblingssessel zurück. Ein eigentümliches Lächeln spielte um

die Mundwinkel.

Nun geht es endlich los, sagte er sich. Das Experiment wird interessant. Anfangs befürchtete ich, dass sie alle Anarchisten und Unruhestifter wären, doch bisher haben sie sich ganz manierlich benommen und keinerlei Anzeichen von Rebellion oder Unbotmäßigkeit an den Tag gelegt. Wahrscheinlich gewöhnen sich schon alle an ihre neue Welt und passen sich ans Leben im Habitat an. Ich vermute, dass die meisten es noch nie so gut gehabt haben. Aber dieser Eberly will sie ein wenig aufstacheln. Sehr gut.

Faszinierend. Eberly erlässt diese doofe Kleiderordnung, und niemand beschwert sich darüber. Die Leute ignorieren sie entweder oder verzieren ihre Kleidung mit Schals und Schärpen. Sie werden sich nicht an der Nase herumführen lassen, das steht schon mal fest.

Aber Eberly will sie anscheinend kontrollieren. Ich frage mich, was ihn dazu bewogen hat. Höchstwahrscheinlich war es die kleine Rüge, die ich ihm wegen dieser Cardenas erteilt habe. Anstatt sich der Autorität zu beugen oder zu schmollen, wird er nun zum Agitator. Faszinierend. Stellt sich weiter die Frage, was die Bevölkerung tun wird? Er hat zwar nur eine kleine Zuhörerschaft gehabt, doch morgen früh bei Arbeitsbeginn wird das ganze Habitat über seine Rede Bescheid wissen. Wie werden die Leute wohl reagieren?

Und noch wichtiger, wie soll ich darauf reagieren, fragte er sich. Seinem Treiben ein Ende bereiten? Oder mich auf sein Spiel einlassen?

Wilmot schüttelte den Kopf. Weder noch, beschloss er. Ich darf dieses Experiment nicht durch Vorurteile beeinflussen. Aber es ist auch nicht leicht, sich herauszuhalten. Ich kann

nicht einfach verschwinden; ich muss eine Rolle spielen. Aber ich darf auch nicht zulassen, dass der Alltagsbetrieb dadurch beeinträchtigt wird.

Natürlich kennt keiner von ihnen den *wirklichen* Zweck dieser Mission, sagte er sich. Sie ahnen nicht einmal, worum es sich handelt. Und ich muss dafür sorgen, dass es so bleibt. Wenn jemand auch nur den geringsten Verdacht schöpft, würde es das Experiment stark verfälschen. Ich muss bei den Formulierungen im Bericht für Atlanta sehr vorsichtig sein. Es hätte gerade noch gefehlt, dass ein Schnüffler in der Kommunikations-Abteilung herausfindet, was hier wirklich vorgeht.

Er erhob sich aus dem Sessel, wobei er sich darüber wunderte, wie steif er war, und ging ins Schlafzimmer. Ich werde mich streng ans Drehbuch halten, beschloss er. Die vereinbarten Protokolle werden konsequent befolgt. Dies dürfte Eberly einen so großen Widerstand entgegensetzen, dass er zum nächsten Zug gezwungen wird. Ich frage mich, wie er wohl aussehen wird.

Eberly schüttelte seine Bewunderer schließlich ab und ging in Begleitung von Morgenthau, Vyborg und Kananga zu seinem Quartier.

»Sie haben mich geliebt!«, rief er, als sie sich in seinem spartanischen Apartment befanden. »Habt ihr gesehen, wie sie auf mich reagiert haben? Sie haben mir geradezu aus der Hand gefressen!«

»Es war brillant«, sagte Vyborg beflissen.

Morgenthau war weniger begeistert. »Es war ein guter Anfang, aber eben erst ein Anfang.«

»Wie meinen?«, fragte Eberly mit einem deutlichen Ausdruck der Enttäuschung im Gesicht.

Morgenthau setzte sich schwer auf die einzige Sitzgelegenheit im Raum. »Es waren nicht viele Leute da. Keine dreihundert.«

Vyborg pflichtete ihr sofort bei. »Weniger als drei Prozent der gesamten Population.«

»Aber sie waren *bei* mir«, sagte Eberly. »Ich habe es gespürt.«

»Drei Prozent sind immerhin schon ein Anfang«, sagte Morgenthau und schaute zu ihm auf.

»Was ist aber mit den anderen siebenundneunzig Prozent«, fragte Kananga.

Sie zuckte die Achseln. »Es ist schon so, wie Malcolm in seiner Rede sagte. Sie sind zu bequem und zu gleichgültig, als dass man sie motivieren könnte. Falls es uns gelingt, eine aktive Minderheit zu gewinnen und zu halten, können wir die Mehrheit am kollektiven Nasenring herumführen.«

»Wie wird wohl Wilmots Reaktion ausfallen?«, fragte Vyborg.

»Das werden wir noch früh genug erfahren«, sagte Eberly.

Ein verschmitzter Ausdruck erschien in Morgenthaus Mondgesicht. »Angenommen, er ignoriert uns einfach?«

»Das ist unmöglich«, sagte Vyborg unwirsch. »Wir haben seine Autorität direkt herausgefordert.«

»Aber angenommen, er ist sich seiner Position so sicher, dass er uns einfach ignoriert?«, insistierte Morgenthau.

»Dann werden wir eben solange einen draufsatteln«, sagte Eberly, »bis er mich einfach nicht mehr ignorieren kann.« Er hieb mit der Faust in die offene Handfläche.

Kananga sagte nichts, aber die Lippen kräuselten sich in

einem verstohlenen Lächeln.

Holly, Cardenas und Manuel Gaeta waren die letzten Besucher im Bistro. Die menschliche Bedienung war schon nach Hause gegangen, und es standen nur noch die Servier-Roboter an der Küchentür. Sie warteten darauf, dass die Leute gingen, sodass sie den letzten Tisch abzuwischen und den Boden zu putzen vermochten.

»…Ihr größtes Problem ist die Kontamination?«, fragte Cardenas den Stuntman.

Gaeta warf einen Blick aufs Tablett, das die Bedienung auf ihrem Tisch zurückgelassen hatte: Es lagen nur noch Krümel darauf. Mit dem Essen waren sie längst fertig.

»Richtig, Kontamination«, sagte Gaeta und unterdrückte ein Gähnen. »Wilmot und die anderen Pfeifen haben Angst, dass ich den Mikroben auf der Oberfläche etwas antun könnte.«

»Das ist ein wichtiger Aspekt«, sagte Holly.

»Ja, stimmt.«

»Ich bin ziemlich sicher, dass ich eine Lösung für Ihr Problem habe«, sagte Cardenas.

Gaeta machte große Augen. »Und wie?«

»Ich könnte Nanomaschinen darauf programmieren, alle Rückstände von Schweiß und anderen organischen Substanzen, die Sie mit dem Raumanzug einschleppen, aufzuspalten. Sie werden den Anzug reinigen und die organischen Substanzen in Kohlendioxid und Wasserdampf umwandeln. Kein Schweiß.«

»Buchstäblich!«, betonte Holly das Wortspiel.

Gaeta fand das nicht zum Lachen. »Diese Nanomaschinen… ist das die Art, die auch als Gobblers bezeichnet wird?«

»Ja, manche Leute bezeichnen sie so«, erwiderte Cardenas steif.

»Dann können sie einen auch töten, nicht wahr?«

Holly verlagerte ihre Aufmerksamkeit von Gaetas dunklem, skeptischem Gesicht zu Cardenas, die plötzlich zugeknöpft wirkte.

Für eine Weile sagte Cardenas nichts. »Ja, man vermag Gobblers darauf zu programmieren, Eiweiß zu zersetzen. Oder jede beliebige organische Substanz aus Kohlenstoff-Ketten.«

»Dann ist das also ziemlich riskant, nicht wahr?«, fragte er.

Holly sah, dass Cardenas sich beherrschen musste, um nicht die Contenance zu verlieren. »Wenn Sie erst einmal im Anzug stecken, kann er von außen mit Nanomaschinen besprüht werden. Wir vermögen zu berechnen, wie lang es dauert, alle organischen Substanzen auf dem Anzug zu zerstören. Und dann bestrahlen wir den Anzug fürs Doppelte oder Dreifache dieser Zeit mit weichem UV-Licht. Dadurch werden die Nanomaschinen deaktiviert.«

»Deaktiviert?«, fragte Gaeta. »Sie meinen wohl getötet?«

»Das sind Maschinen, Manny«, sagte sie. »Sie sind nicht lebendig und können deshalb auch nicht getötet werden.«

»Aber werden sie nicht später zurückkommen und sich wieder an organischen Stoffen gütlich tun?«

»Nein, wir werden sie alle abwaschen. Und wenn sie erst einmal deaktiviert sind, erwachen sie auch nicht mehr zum Leben. Es ist so, als ob man einen Motor oder ein Spielzeug auseinander nehmen würde. Die Einzelteile setzen sich nicht von selbst wieder zusammen.«

Gaeta nickte. Aber Holly hatte nicht den Eindruck, dass er

wirklich überzeugt war.

Am Morgen danach

»Was sagst du denn zu seiner Rede von gestern Abend?«

Ilja Timoschenko schaute von seiner Konsole in der Navigations- und Kontrollkapsel der *Goddard* auf. Im Moment gab es wenig Arbeit für sie; das Habitat flog auf einem Kurs durchs Sonnensystem, den selbst Isaac Newton mit hinreichender Genauigkeit zu berechnen vermocht hätte. Die Fusionstriebwerke schnurrten wie Nähmaschinen – kleine, von Menschenhand geschaffene Sonnen, die Wasserstoff-Ionen in Helium verwandelten und mit der so erzeugten Energie das Habitat antrieben. Timoschenko, der wie immer von der öden Routine seiner Schicht gelangweilt war, hatte in einem Tagtraum von den Möglichkeiten eines Fusionsantriebs geschwärmt, der Helium in Kohlenstoff und Sauerstoff umwandelte. Das tun nämlich die Sterne, wenn ihnen der Wasserstoff ausgeht; sie verbrennen dann das gesammelte Helium. Der durch die Heliumfusion entstehende Kohlenstoff und Sauerstoff wären ebenfalls wertvolle Ressourcen, wurde er sich bewusst.

Aber Farabi, der Navigator mit dieser Piepsstimme, will mir unbedingt ein Gespräch über Politik aufzwingen, sagte Timoschenko sich verdrießlich.

»Welche Rede?«, murmelte er. Die beiden Männer waren allein auf der Brücke. Captain Nicholson hatte befohlen, dass immer jeweils zwei Leute im Kontroll-Zentrum sein sollten – ungeachtet der Tatsache, dass eigentlich der Computer den

ganzen Laden in Schwung hielt. Wir Menschen sind hier überflüssig, sagte Timoschenko sich oft. Aber der Captain bestand darauf, und die drei Untergebenen gehorchten.

»Eberlys Ansprache«, sagte Farabi. »Gestern Abend in der Cafeteria. Ich glaubte, dich dort gesehen zu haben.«

»Ich war nicht da«, sagte Timoschenko. »Du musst mich mit jemandem verwechselt haben.«

»Du warst es aber. Ich habe dich doch gesehen.«

Timoschenko schaute den Mann grimmig an. Farabi gab sich als Araber aus, als jemand aus dieser Wüstenei, die die Welt einstmals mit Öl versorgt hatte. Er war klein und drahtig, hatte haselnussbraune Haut und eine formidable Hakennase. Timoschenko mutete er eher wie einer der Juden aus den Ruinen Israels an, die sich vor den echten Arabern versteckten. Timoschenko selbst war ein waschechter Russe – kaum größer als Farabi, aber mit einem stämmigen, muskulösen Körper und einem Schopf aus widerspenstigem kastanienfarbenem Haar.

Es war die Politik, die ihn ins Exil ins neuerdings unabhängige Sibirien verschlagen hatte. Seine Ingenieurskarriere, die bevorstehende Hochzeit, die Sippe, in der sich sogar noch Helden der Sowjetunion fanden – alles passe, weil er nicht den Mund zu halten vermochte, wenn er einmal mit dem Trinken angefangen hatte. Also hatten sie ihm eine Frau untergejubelt, die ihn anschließend der Vergewaltigung bezichtigte, und so war er nun zum Saturn unterwegs – dank der Regierung und dieser Bande von bigotten Halleluja-Sängern, aus denen die Regierung bestand.

»Ich war nicht da«, dementierte er, obwohl es eine Lüge war. »Ich interessiere mich überhaupt nicht für Politik.«

Farabi schaute ihn ungläubig an. »Wie du meinst«, sagte er leise.

Timoschenko richtete die Aufmerksamkeit auf die leuchtenden Symbole, die über seine Konsole verteilt waren. Wieso können Menschen sich nicht so vorhersehbar verhalten wie Maschinen?, fragte er sich. Wieso machen die Leute nicht einfach ihre Arbeit und lassen mich in Ruhe?

»Ich glaube schon«, sagte Farabi, der an der nächsten Konsole saß, »dass Eberly ein paar interessante Fragen gestellt hat. Wir sollten an der Verwaltung des Habitats beteiligt werden. Es ist schließlich unsere Heimat, nicht wahr?«

Timoschenko wischte sich den Schweiß von der Stirn und unterdrückte die Antwort, die ihm auf der Zunge lag. Das ist keine Heimat, wollte er sagen, sondern ein Gefängnis. Egal, wie bequem es ist, es ist ein Gefängnis, und ich werde für den Rest meines Lebens darin eingesperrt sein, während du die Freiheit hast, zur Erde zurückzukehren, nachdem wir den Saturn erreicht haben.

»Ich interessiere mich nicht für Politik«, sagte er stattdessen nur.

»Vielleicht solltest du dich dafür interessieren.«

»Politiker.« Er spie das Wort förmlich aus. »Sie sind doch alle gleich. Sie wollen nur den Chef spielen und dich nach ihrer Pfeife tanzen lassen. Ich will mit ihnen nichts zu tun haben.«

Nadia Wunderly war einer der wenigen Menschen im Habitat, die Eberlys Empfehlung gefolgt waren und ihren Namen geändert hatten. Ihre Eltern, bodenständige Milchbauern aus New Hampshire, hatten sie auf den Namen Jane getauft, aber sie war immer der Ansicht gewesen, dass dieser biedere Name

nicht zu der Abenteurerin passte, die sie im Geiste war. Während der ganzen Schulzeit hatte ihr das Etikett ›Biedere Jane‹ angehängt; sie hasste diesen Namen, obwohl sie beim Blick in den Spiegel schon zugeben musste, dass sie recht bieder wirkte. Sie hatte eine Neigung zur Dicklichkeit, der sie nur durch gnadenlosen Sport und asketisches Fasten entgegenzuwirken vermochte. Das Gesicht war auch rund, doch ihre großen grauen Augen hielt sie für attraktiv. Eulenaugen, sagte sie sich und erinnerte sich daran, dass die Göttin Athene auch Eulenaugen gehabt hatte.

Wunderly experimentierte mit immer neuen Frisuren, um ihr dünnes, glattes Mäusehaar aufzupeppen. Als sie als Mitglied des Wissenschafts-Teams an Bord des Habitats kam, färbte sie sich das Haar sofort feuerrot und setzte sich das Ziel, bis zum Erreichen des Saturns zehn Kilo abzunehmen. Dann änderte sie noch ihren Namen in die rauchige, exotisch klingende Nadia.

Während sie in den Morgennachrichten die Aufzeichnung von Eberlys Rede anschaute, fragte sie sich, was der Mann eigentlich vorhatte. Wir haben doch schon eine Regierung, oder?, fragte sie sich, während sie ihre Frühstücksflocken in Sojamilch löffelte. Und wir alle wissen doch, weshalb wir zum Saturn fliegen: um den Planeten und seine Monde zu studieren, die Lebensformen und die Ringe. Diese wunderschönen Ringe. Dies ist eine rein wissenschaftliche Mission. Begreift Eberly das denn nicht?

Sie kleidete sich mit dem korrekten Gewand und der Hose und schnappte sich eins der Elektro-Fahrräder, die in den Ständern am Eingang des Wohngebäudes standen. Sie war spät dran, sagte sie sich und holte deshalb das Letzte aus dem

lautlosen Elektromotor des Zweirads raus, während sie auf dem gewundenen Pfad zu den Wissenschafts-Büros auf dem Hügel fuhr. Auf dem Rückweg werde ich aber in die Pedale treten, sagte sie sich. Dadurch lade ich die Batterie auf und verbrenne gleichzeitig noch ein paar Kalorien.

Nadia grüßte alle, während sie durch die Korridore zu ihrem Arbeitsplatz eilte. Dabei handelte es sich um eine Kammer, die kaum groß genug war, um einen Schreibtisch, Stuhl und ein paar Aktenregale darin unterzubringen. Sie sah Dr. Urbain vorbeieilen; er war zu schnell wieder weg, als dass sie mit ihm Blickkontakt herzustellen vermocht hätte. Später, sagte sie sich. Wenn ich das Konzept ausgearbeitet habe, werde ich es ihm zeigen.

Sie begab sich an die Ausarbeitung des Projekts. Urbain verlangte von jedem Wissenschaftler seines Stabes einen umfassend dokumentierten Forschungsplan. Die anderen brannten darauf, Titan und die dort lebenden Organismen zu studieren. Sie wetteiferten miteinander wie graduierte Studenten, die eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter zu ergattern versuchten. Damit hatte Nadia kein Problem. Sie interessierte sich ausschließlich für diese phantastischen Ringe. Und sie hatte sie alle für sich. Der Rest der Belegschaft war auf Titan fixiert und überließ die Ringe ihr allein.

Es kann überhaupt nichts schief gehen, sagte Nadia sich. Ich bin die Einzige. Ich habe sie alle für mich.

Sie rief die aktuellen Teleskopbilder von den Ringen auf und war bald in die Betrachtung ihrer geheimnisvollen, ästhetischen Dynamik versunken. Wie sind diese Stränge nur geflochten worden?, fragte sie sich. Wie kommt es, dass diese Speichen manchmal erscheinen und dann wieder

verschwinden? Und vor allem, wieso hat der Saturn überhaupt so schöne Ringe? Sie können nicht sehr alt sein, denn ihre Teilchen fallen innerhalb von ein paar Millionen Jahren auf den Planeten. Wie kommt es, dass sie sich uns so darbieten? Wie kommen wir zu diesem Glück? Wie kommt es, dass Jupiter und die anderen Gasriesen kleine dunkle Ringe haben, die man kaum sieht, während Saturn von diesem großartigen Reif umspannt wird? Was macht den Saturn so besonders?

Die Stunden vergingen, während sie die Ringe in ihrem komplexen, geradezu hypnotischen Ballett betrachtete. Sie vergaß die anderen Wissenschaftler, die um Urbains Gunst buhlten. Sie vergaß den Entwurf, den sie fertig stellen musste. Sie vergaß Eberly und seine Rede und überhaupt alles um sich herum – so groß war die Faszination, die die glühenden, verlockenden Ringe des Saturn auf sie ausübten.

Oswaldo Yañez vermochte an nichts anderes mehr als an Eberlys Rede zu denken. Er löcherte andere Ärzte auf der Krankenstation, hielt Krankenschwestern auf ihrer Runde an, um sie nach ihrer Meinung zu fragen und diskutierte mit jedem Patienten, den er an diesem Morgen sah, über die Rede.

Er tippte einem Mechaniker, der über Rückenschmerzen klagte, auf die Brust und sprach in höchsten Tönen von Eberlys Ideen.

»Der Mann hat absolut Recht«, insistierte er. »Er ist ein Genie. Es bedarf auch eines wirklichen Genies, um durch die ganzen Details zum Kern der Sache vorzustoßen.«

Sein Patient zuckte leicht zusammen, als er sich auf dem Behandlungstisch aufsetzte. »Geben Sie mir einfach eine

Spritze, Doc, und lassen Sie mich wieder an die Arbeit gehen«, erwiderte er.

Den ganzen Morgen textete Yañez in seinem lebhaften, schnellen Englisch mit spanischem Akzent alle und jeden zu, der in seine Hörweite kam. Er war ein runder kleiner Mann mit einem runden, fröhlichen Koboldgesicht, das ein sehr reges Mienenspiel hatte – vor allem dann, wenn er sich so für ein Thema begeisterte wie für Eberlys Rede.

Yañez war weder ein politischer Exilant noch ein Rebell oder ein verurteilter Straftäter. Er war Idealist. Er hatte sich von der Schulmedizin in Buenos Aires abgewandt, weil er glaubte, dass das Verbot des therapeutischen Klonens auf überholten religiösen Überzeugungen beruhte und die eindeutigen Beweise für den medizinischen Nutzen ignorierte, den die Regeneration von durch Krankheit oder Trauma beschädigtem Gewebe zeitigte. Die Ärztekammer hatte ihn vor die Wahl gestellt: Entweder nahm er an der Saturn-Mission teil, oder er blieb in Buenos Aires und bekam die Approbation entzogen. Yañez fiel die Entscheidung nicht schwer: Eine neue, sauberere Welt war auf jeden Fall dem langsamen geistigen Tod vorzuziehen, der ihn unweigerlich ereilen würde, wenn er blieb. Er bat nur darum, dass seine Frau ihn begleiten dürfe. Sie war ziemlich erstaunt, als er ihr die Nachricht verkündete.

Und nun hatten Eberlys kühne Worte es ihm angetan. »Wir sollten die Kontrolle über dieses Habitat übernehmen«, wiederholte er den lieben langen Tag. »Wir sollten unsere eigene Regierung bilden und diese neue Welt so gestalten, wie sie gestaltet werden sollte. Und Eberly ist eindeutig der richtige Mann, um uns zu führen.«

284 Tage nach dem Start

Professor Wilmot lehnte sich auf dem Bürostuhl zurück und genoss den Komfort der Lederpolsterung. Das Holo-Fenster zur Linken zeigte eine dreidimensionale Abbildung der felsigen Küste, wo der River Bann sich in den kalten und turbulenten North Channel ergoss. Es war, als ob er auf dem alten Familiensitz aus dem Fenster geschaut hätte. Merkwürdig, sagte er sich, ich vermisse die alte Heimat immer nur dann, wenn ich solche Szenen betrachte. Aus der Ferne sieht man wohl alles durch eine rosarote Brille.

Das Telefon summte und meldete: »Dr. Eberly möchte Sie sprechen, Sir.«

Wilmot seufzte schwer und blendete die Ansicht seiner alten Heimat aus. Willkommen in der Realität, sagte er sich und befahl dem Bürocomputer, die Tür vom Vorzimmer zu öffnen.

Malcolm Eberly trat ein. Er wurde von einer jungen Assistentin begleitet, einer langbeinigen, dunkelhäutigen, jungen Frau. Sie trug ein lindgrünes Gewand, das ihre schlanken Beine gut zur Geltung brachte. Sie hatte keine Accessoires außer einem Namensschild. Sie ist bloß ein naives kleines Dummchen für ihn. Wilmot lächelte beinahe. Wenn du glaubst, du könntest mich mit ihr kirre machen, mein Junge, dann bist du schief gewickelt.

»Kommen Sie herein! Setzen Sie sich«, sagte Wilmot mit einem jovialen Lächeln. »Gut, dass Sie so rasch gekommen sind.«

Eberly war mit einem himmelblauen Gewand und einer taubengrauen Hose bekleidet. Wilmot stellte mit seinem

geschulten Blick fest, dass er Schulterpolster trug.

»Wenn der Vorsitzende des Verwaltungsrates ruft«, sagte Eberly laut, »tut man gut daran, sofort zu kommen.«

Wilmot nickte wohlwollend und sagte: »Es ist schön, Sie wieder zu sehen, Miss Lane.«

Im ersten Moment schaute sie überrascht und lächelte dann erfreut, weil der Verwaltungschef sich an ihren Namen erinnerte. Dabei vergaß sie allerdings, dass er auf dem Namensschild über der linken Brust prangte.

»Ich habe mir die Ansprache angeschaut, die Sie gestern Abend gehalten haben«, sagte Wilmot zu Eberly. »Sehr beeindruckend.«

Eberly verschränkte die Hände wie zum Gebet. »Es freut mich, dass Sie das so sehen.«

»Ihnen ist aber schon klar, dass wir nicht befugt sind, Änderungen an den Durchführungsbestimmungen vorzunehmen, bevor wir nicht den Saturnorbit erreicht haben.«

»Ich wüsste nicht, weshalb wir noch warten sollten«, sagte Eberly mit einem leichten Kopfschütteln.

»Ich auch nicht«, sagte Wilmot. »Aber die Bestimmungen sind nun einmal in Kraft, und wir alle waren damit einverstanden, sie zu befolgen. Sagen Sie, wieso haben Sie es eigentlich so eilig, die Dinge zu ändern?«, fragte Wilmot, bevor Eberly zu antworten vermochte. »Gibt es vielleicht irgendwelche Probleme, von denen ich nichts weiß?«

Eberly schürzte die Lippen und tippte mit den Fingern dagegen. Er will Zeit schinden, erkannte Wilmot.

»Die Vorschriften sind zu starr«, antworte Eberly schließlich. »Sie bieten den Leuten keine Flexibilität. Sie wurden von

Verwaltungsfachleuten und Akademikern verfasst…«

»Wie ich einer bin«, warf Wilmot mit einem humorvollen Lächeln ein.

»Ich wollte sagen, Verwaltungsfachleute und Akademiker, die auf der Erde geblieben sind; politische Theoretiker, die die Erde noch nie verlassen haben und es auch nicht vorhaben.«

Wilmot beugte sich auf dem Stuhl vor und schaute auf die junge Frau. »Miss Lane, haben Sie das Gefühl, dass unsere bestehenden Protokolle Sie einengen?«

Konsterniert machte sie große Augen und schaute dann Eberly an.

»Miss Lane?«, wiederholte Wilmot. »Engen wir Sie ein?«

»Ich bin noch nie auf der Erde gewesen«, erwiderte Holly langsam und bedächtig. »Zumindest erinnere ich mich nicht an mein dortiges Leben. Soweit ich weiß, habe ich mein ganzes Leben in Selene verbracht. Und nun natürlich hier im Habitat. Das Leben in Selene war…« – sie suchte nach dem passenden Wort – »nun, in mancherlei Hinsicht leichter. Ich meine, wenn ein Problem auftrat, vermochte man immer ein Regierungsgremium um Hilfe zu bitten. Wie zum Beispiel bei der monatlichen Wasserzuteilung oder wenn es darum ging, ein größeres Quartier zu bekommen.«

»Und wir haben keine solchen Petitions-Gremien«, sagte Wilmot leise.

»Nein, haben wir nicht«, erwiderte Holly. »Alles ist zementiert. Da sind die Regeln und sonst nichts. Ende der Geschichte.«

Wilmot befingerte nachdenklich den Bart.

»Das eigentliche Problem«, platzte Eberly heraus, »ist, dass diese Bestimmungen von Leuten erlassen wurden, die in einer

Welt leben, die streng kontrolliert werden muss. Sie sind alle der gleichen grundlegenden Überzeugung, dass die Gesellschaft hierarchisch sein und von oben kontrolliert werden müsse.«

Wilmot freute sich, dass die Diskussion sich nun auf sein Interessengebiet verlagerte. »Werden denn nicht alle Gesellschaften von oben kontrolliert? Selbst die so genannten Demokratien werden von einer kleinen Elite regiert; der einzige Unterschied ist lediglich, dass eine Demokratie ihre Elite ohne Blutvergießen auszuwechseln und der breiten Öffentlichkeit die Illusion zu vermitteln vermag, dass eine wesentliche Veränderung stattgefunden habe.«

»Es gibt zu viele Kontrollen«, wiederholte Eberly. »Auf der Erde, deren Bevölkerung trotz der Erderwärmung und aller anderen Umweltkatastrophen auf über zehn Milliarden angestiegen ist, ist strenge Kontrolle absolut notwendig. Aber dies ist eben nicht die Erde.«

Wilmot heuchelte Erstaunen. »Glauben Sie denn nicht, dass wir auch unsere Bevölkerungszahl regulieren müssen? Sehen Sie denn nicht die Notwendigkeit, unsere Ressourcen entsprechend unserer Fähigkeit zu nutzen, sie zu ersetzen? Wir leben in einer sehr begrenzten Umgebung, wie Sie wissen.«

Eberly musste sich offensichtlich beherrschen, um seine Ungeduld zu zügeln. »Dieses Habitat könnte das Zehnfache der existierenden Population ernähren und beherbergen. Wieso müssen wir uns so verhalten, als ob wir am Rand einer Hungersnot stünden?«

»Weil wir bald am Rand einer Hungersnot stehen werden, wenn wir die Größe der Population nicht kontrollieren«,

erwiderte Wilmot milde.

Eberly schüttelte heftig den Kopf. »Sie nehmen an, dass wir eine geschlossene Ökologie seien und dass uns nichts zur Verfügung stünde außer dem, was wir für uns selbst produzieren.«

»Entspricht das denn nicht der Wahrheit?«, fragte Wilmot.

»Nein! Wir können Handel treiben: mit den Asteroiden-Mineuren, mit den Basen auf dem Mars und im Jupiterorbit und sogar mit Selene.«

»Und womit sollten wir wohl Handel treiben?«, fragte Wilmot. »Was hätten wir denn anzubieten?«

Eberly lächelte, als ob er nun eine Trumpfkarte zöge. »Wir werden die wertvollste Ressource überhaupt haben: Wasser.«

Wilmot zog die Augenbrauen hoch. »Wasser?«

»Der Saturn ist doch von massiven Ringen umgeben, die aus Eisbrocken bestehen. Wassereis. Wir könnten die Wasserlieferanten fürs ganze Sonnensystem werden, sobald wir den Saturn erreichen.«

»Wasser«, wiederholte Wilmot fast im Flüsterton.

»Wasser«, bekräftigte Eberly. »Und Fusionsbrennstoffe. Sobald wir im Saturnorbit sind, wird es uns billiger kommen, Fusionsbrennstoffe aus der Atmosphäre des Planeten zu schöpfen, als sie dem Jupiter abzuzapfen.«

»Aber wir werden dann auch doppelt so weit von der Erde entfernt sein…«

»Ich habe die Analyse bereits von Experten durchführen lassen«, sagte Eberly fast selbstgefällig. »Sie können die Zahlen selbst überprüfen. Wenn wir erst mal im Saturnorbit sind, sind wir nicht mehr auf Jupiter angewiesen!«

»Erstaunlich«, murmelte Wilmot und schaute angestrengt

nachdenkend zur Deckenverkleidung hoch. »Doch selbst wenn dieser Vorschlag durchführbar wäre«, sagte er, »würden wir warten müssen, bis wir den Saturn erreicht haben, nicht wahr?«

»Ja, natürlich.«

»Dann hat es also auch keinen Zweck, zwischenzeitlich eine Änderung unseres Regierungssystems anzustreben, nicht wahr?«

Eberly legte die Hände auf die Schenkel und gab zu bedenken: »Die Leute sollten bereit sein, zur Tat zu schreiten, sobald wir den Saturn erreichen. Wieso sollten sie noch länger warten? Sie sollten die Freiheit haben, die ihnen genehme Regierungsform zu wählen, die Form, von der sie am meisten profitieren. Und zwar jetzt, während wir noch im Transit sind, damit die neue Regierung etabliert ist, wenn wir unser Ziel erreichen.«

Mit dir als Führer, fügte Wilmot stumm hinzu. Das ist es doch, worum es dir geht, Freundchen? Das ist ein ganz banales Machtspiel. Faszinierend.

»Ihre Idee entbehrt nicht einer gewissen Plausibilität«, sagte er zu Eberly.

»Finden Sie?«, platzte Holly heraus.

Wilmot lächelte sie an und sagte: »Wieso verständigen wir uns nicht auf Folgendes: Sie nehmen die Ausarbeitung einer neuen Verfassung in Angriff. Führen Sie Umfragen in der Bevölkerung durch und ermitteln Sie, welche Art der Regierung favorisiert wird. Machen Sie sich gleich an die Arbeit.«

»Wir werden die Menschen befragen müssen, verschiedene Konzepte einer Verfassung ausarbeiten, Kandidaten

aufstellen…«

»Ja, ja«, sagte Wilmot. »Erledigen Sie das nebenher, während Sie die Namensgebungs-Wettbewerbe durchführen. Aber es wird keine Änderung der Durchführungsbestimmungen geben, bis wir uns im Orbit um Saturn eingerichtet haben. Ist das klar? Nutzen Sie die restliche Zeit im Transit, um Ihre neue Regierung zu bilden, aber die Amtseinführung wird erst stattfinden, wenn wir unseren Bestimmungsort erreicht haben.«

Eberly dachte für einen Moment mit gesenktem Blick nach. Dann schaute er Wilmot direkt an und sagte: »Ja, damit bin ich einverstanden.«

»Gut«, sagte Wilmot, erhob sich und streckte die Hand über den Schreibtisch aus. »Dann sind wir uns also einig.«

Eberly und Holly standen auch auf und schüttelten Wilmot die Hand. Als sie sein Büro verließen, ließ Wilmot sich wieder auf den Stuhl sinken und sagte sich, dass er diese Besprechung protokollieren und schnellstmöglich nach Atlanta schicken lassen sollte.

Datenbank

Das ist der schönste Anblick im ganzen Sonnensystem: Saturn und seine glühenden, wunderschönen Ringe.

Sie spannen sich wie eine Brücke aus Licht über den Äquator des Planeten, umkreisen die ob ihrer Masse abgeplattete Sphäre des Planeten und schweben der Schwerkraft zum Trotz über ihm.

In seiner Eigenschaft als zweitgrößter Planet unseres

Sonnensystems ist Saturn etwas kleiner als Jupiter, aber auf seiner Umlaufbahn entfernt er sich doppelt so weit von der Sonne wie Jupiter. Wie Jupiter ist auch Saturn ein Gasriese, der fast ausschließlich aus den leichtesten Elementen besteht: Wasserstoff und Helium. Wären wir in der Lage, ein Schwimmbecken von der fast zehnfachen Größe der Erde zu bauen, würde Saturn darin schwimmen: Der Planet hat nämlich eine etwas geringere Dichte als Wasser.

Beim Anflug auf den Saturn wirbeln die fahl gelben und beigefarbenen Wolken des Planeten über eine Scheibe, die durch die hohe Drehgeschwindigkeit sichtlich abgeflacht ist. Ein Saturn-Tag dauert gerade einmal zehn Stunden und neununddreißig Minuten. Für die Ahnen war der Saturn der am weitesten entfernte Planet, den sie zu sehen vermochten, und zugleich derjenige, der seine Bahn am Himmel am langsamsten zog. Mit der zehnfachen Entfernung der Erde von der Sonne braucht Saturn neunundzwanzig Komma vier sechs Erdenjahre, um die Sonne einmal zu umkreisen.

Es ist das Ringsystem, das Saturn seine geheimnisvolle Schönheit verleiht. Jupiter und die äußeren Welten wie Uranus und Neptun sind von schmalen, kaum sichtbaren Ringen umgeben. Saturn hat jedoch breite *Bänder* aus Ringen, die hell leuchten und den Planeten umspannen. Sie hängen in der Leere wie riesige Heiligenscheine.

Als Galilei sein primitives Teleskop zum ersten Mal auf den Saturn richtete, glaubte er einen Dreifach-Planeten zu sehen: Die kleinen Linsen vermochten die Ringe nicht aufzulösen; für ihn muteten sie wie eigentümliche Ohren an, die aus beiden Seiten des Planeten sprossen. Er schrieb an Johannes Keppler einen codierten Brief, den nur der Empfänger selbst zu lesen

vermochte. »Ich habe festgestellt, dass der höchste Planet ein Dreifach-Körper ist«, schrieb Galilei in einem Anagramm. Keppler verstand ihn jedoch falsch und glaubte, Galilei wollte ihm sagen, dass er zwei Marsmonde entdeckt habe.

Später entdeckten Astronomen mit verbesserten Teleskopen dann diese unglaublichen Ringe. Bis zum heutigen Tag ist der Saturn eins der ersten Objekte, das Amateur-Astronomen ins Visier nehmen. Der Anblick des beringten Planeten nötigt dem Betrachter immer Bewunderung ab und entlockt ihm entsagungsvolle Seufzer.

Die ästhetisch schönen Ringe des Saturn bestehen aus Partikeln aus Eis und vereistem Staub. Während die meisten dieser Teilchen nicht größer sind als Staubkörner, erreichen manche jedoch die Größe von Häusern. Die Ringe haben einen Durchmesser von ungefähr vierhunderttausend Kilometern und sind dabei nicht viel dicker als hundert Meter. Von der Proportion her sind sie nicht dicker als ein Taschentuch auf einem Fußballfeld.

Die gesamte Masse der Ringe entspricht der eines Eis-Planetoiden mit einem Durchmesser von nicht mehr als hundert Kilometern. Es handelt sich dabei entweder um die Überreste von einem oder mehreren Monden, die dem Planeten zu nahe kamen und von den gravitationalen Gezeitenkräften zerbröselt wurden oder um übrig gebliebene Materie aus der Zeit der Planetenentstehung, die sich wegen der unmittelbaren Nähe des Saturn nie zu einem eigenständigen Himmelskörper zusammenklumpte.

Die Ringe sind *dynamisch.* Hunderte Millionen Partikel umkreisen den mächtigen Planeten, wobei sie laufend kollidieren, voneinander abprallen und in noch kleinere

Fragmente zerbrechen – es geht dort zu wie auf einer überfüllten Autobahn mit lauter betrunkenen Autofahrern.

Die Dynamik der Ringe ist faszinierend. Lücken klaffen zwischen den großen Ringen, leere Räume, die durch die Anziehungskraft der über dreißig Saturnmonde geschaffen werden. Die Ringe werden von kleinen ›Hirtenmonden‹ begleitet, von kleinen Satelliten, die unmittelbar außer- und innerhalb eines jeden Rings kreisen und sie durch ihren minimalen gravitationalen Einfluss anscheinend in Position halten. Die Ringe sind quasi autark: In dem Maß, wie der Planet Partikel ansaugt, werden durch die Kollisionen mit den herumwirbelnden Teilchen ständig neue Partikel von den Hirtenmonden abgesplittert. Auf der Bahn um den Planeten unterliegen diese kleinen Satelliten einem Dauer-Bombardement durch den Schauer winziger Eispartikel, durch den sie hindurch fliegen und ›abgeschmirgelt‹ werden.

Die Hauptringe bestehen eigentlich aus Hunderten dünner Ringe, die miteinander verwoben zu sein scheinen. Von Raumfahrzeugen gemachte Fotos mit langer Belichtungsdauer zeigen geheimnisvolle Speichen, die die größten Ringe durchbohren: Muster aus Licht und Dunkelheit, die ebenso unerklärlich wie faszinierend sind. Vielleicht lädt die starke Magnetosphäre des Saturn die Staubpartikel elektrisch auf und versetzt sie dann in Bewegung, wodurch dieser Speichen-Effekt auftritt.

Der Planet selbst gibt dem wissbegierigen Forscher von der Erde nach wie vor Rätsel auf. Wie der massivere Jupiter wird Saturn von innen erhitzt, wobei der Kern aus Gesteinsschmelze unter dem Druck der Riesenwelt, die auf ihm lastet, siedet. Jedoch ist der Saturn kleiner als Jupiter,

weiter von der Sonne entfernt und deshalb kälter. Wo der Jupiter eine blühende Biosphäre aus fliegenden Organismen in seiner dicken Wasserstoff-Atmosphäre beherbergt und eine sogar noch komplexere Ökologie schwimmender Lebewesen im tiefen, den Planeten umspannenden Ozean, scheint es auf dem Saturn kein Leben zu geben außer den kälteadaptierten Mikroben, die sich in der oberen Wolkenschicht tummeln.

»Der Saturn ist eine Sackgasse, was multizelluläres Leben betrifft«, verkündete ein enttäuschter Astrobiologe, nachdem die ersten Sonden den riesigen Ozean untersucht hatten, der unter den ewigen Wolken der beringten Welt brodelt, »gerade oberhalb der Schwelle der Bewohnbarkeit für etwas Komplexeres als einzellige Organismen.

Nur ein bisschen wärmer, und wir hätten ein Duplikat von Jupiter gehabt«, fügte er melancholisch hinzu.

Unter den Milliarden von Eispartikeln, aus denen die Ringe bestehen, haben Robotsonden präbiologische und chemische Aktivitäten entdeckt, aber Indizien für lebende Organismen sind bisher noch nicht gefunden worden.

Saturns großer Mond, Titan, ist indes ein ganz anderer Fall. Dort existiert nämlich eine reichhaltige Ökologie aus kohlenwasserstoffbasierten Mikroben, wodurch Titan für die Erschließung oder industrielle Nutzung von vornherein ausscheidet. Niemand außer Wissenschaftlern darf sich Titan überhaupt nähern, und selbst sie dürfen nichts anderes auf die Oberfläche hinunterschicken als gründlich sterilisierte Robotsonden.

Die wissenschaftliche Gemeinschaft und die internationale Astronauten-Behörde stimmen darin überein, dass Menschen Titans Ökologie nicht der Bedrohung durch Kontamination

aussetzen dürfen.

Andere stimmen damit jedoch nicht überein.

Abteilungsinternes Memorandum

An: das Personal der Abteilung Human Resources
Von: R. Morgenthau, Amtierende Direktorin
Betreff: Gebetskreise

Mehrere Mitarbeiter haben um eine Klarstellung gebeten, wie die Abteilung die Frage von Gebetskreisen handhabt. Obwohl die Habitatsbestimmungen solche Veranstaltungen während der Arbeitszeit nicht ausdrücklich vorsehen, sind sie durch besagte Bestimmungen andererseits auch nicht untersagt.

Deshalb wird die Abteilung diese Angelegenheit so handhaben, dass die HR-Mitarbeiter während der Arbeitszeit Gebetskreise abhalten dürfen – vorausgesetzt, dass solche Veranstaltungen vorher mit der Amtierenden Direktorin abgestimmt werden und dass solche Veranstaltungen eine Dauer von nicht mehr als dreißig (30) Minuten haben.

Die Teilnahme der Belegschaft an den Gebetskreisen ist ausdrücklich erwünscht. Die Abteilung Human Resources wird außerdem alle anderen Abteilungen ermutigen, in dieser Angelegenheit ähnlich zu verfahren. Diejenigen, die gegen Gebetskreise sich aussprechen, sind offensichtlich bestrebt, ihre säkularistischen Ansichten der allgemeinen Population dieses Habitats aufzuzwingen.

Zeit, Gezeiten und Titan

Edouard Urbain stellte sich vor, am Strand von Titans Kohlenwasserstoff-Meer zu stehen.

Titan ist größer als der Planet Merkur – eine kalte und dunkle Welt, die ungefähr zehnmal weiter von der Sonne entfernt ist als die Erde. Die Wolken und der Dunst von Titans dichter, trüber Atmosphäre filtern das Sonnenlicht zu einem fahlen, schwachen Schimmer.

Urbain sah sich auf einem Eis-Vorsprung stehen und durchs Helmvisier des Raumanzugs aufs schwarze, brodelnde Meer schauen, das über das zerklüftete Eisfeld unter ihm schwappte. In der Ferne zog ein rußiger ›Schneesturm‹ auf, eine Wand aus schwarzen Kohlenwasserstoffflocken, die beim Näherkommen den Horizont ausblendete.

Dann hellte die öde, gefrorene Landschaft sich plötzlich auf. Er schaute nach oben, und ihm stockte der Atem. Die Wolkendecke war für einen Moment aufgerissen, und er sah den Saturn hoch am Himmel: Der majestätische Himmelskörper war zehnmal größer als der Vollmond auf der Erde, und die Ringe glichen der Klinge eines Skalpells, das mitten durch den extravagant gestreiften Körper des Planeten schnitt. Es gab keinen schöneren Anblick im ganzen Sonnensystem, sagte er sich.

Nun setzte die Flut ein. Unter dem Zug der gewaltigen Gravitationskraft des Saturn geriet das Kohlenwasserstoff-Meer zu einer schäumenden Flutwelle, die schnell über die zerklüftete Eislandschaft wanderte – ein kriechendes Schleim-Monster, das alles auf seinem Weg verschluckte, häusergroße Eisbrocken zudeckte und den gefrorenen Boden mit

zischendem, blubberndem schwarzem Öl bedeckte, das die Welt von einem Horizont zum andern überflutete. Bald würde die Flut sogar den Vorsprung überschwemmen, auf dem Urbain stand, und sich über den halben Titan ausbreiten, bevor sie wieder zurückschwappte.

Eines Tages werde ich an diesem Meer stehen, sagte Urbain sich. Ich werde mit wissenschaftlicher Ausrüstung anrücken und in der schwarzen, öligen Flüssigkeit nach lebenden Organismen suchen. Eines Tages.

Seufzend schaute er sich beim Wiedereintritt in die Realität in seinem engen, kleinen Büro um. Er wusste, dass niemand die Oberfläche des Titan betreten würde – auf viele Jahre hinaus nicht.

Dann fiel sein Blick auf die dreidimensionale Abbildung des Landegeräts, das über seinem Schreibtisch schwebte. Es wirkte plump und träge, doch für Urbain war es ein Symbol für pragmatische Eleganz. Du wirst auf die Oberfläche des Titan hinabsteigen, meine Schöne, sagte er stumm zu der Projektion.

Die Konstruktion des Landegeräts war im Grunde ein Kinderspiel gewesen, wurde er sich bewusst. Es war unter seiner gründlichen Aufsicht von seinen Ingenieuren und Technikern gebaut worden. Dieser Teil war wirklich recht einfach gewesen.

Die eigentliche Herausforderung bestand darin, dieses Habitat zum Saturn zu bringen und in einer Umlaufbahn um den Ringplaneten zu stationieren, so dass Urbain und seine Wissenschaftler das Landegerät in Echtzeit zu steuern vermochten.

Die Zeit hatte frühere Versuche zunichte gemacht, eine Fernerkundung des Titan durchzuführen. Es dauerte mehr als

eine Stunde, ein Signal von der Erde zum Saturn zu senden, selbst wenn die beiden Planeten sich am nächsten standen. Ferngesteuerte Sonden scheiterten ungeachtet der technischen Raffinesse an dieser Zeitverzögerung. Für Jahrzehnte hatten Wissenschaftler auf der Erde frustriert mit den Zähnen geknirscht, während eine Sonde nach der anderen in Bodenspalten fiel oder von öligem schwarzem Schnee überzogen wurde, nur weil es Stunden dauerte, bis die menschlichen Controller ihnen die entsprechenden Anweisungen zu geben vermochten.

Das war einmal, sagte Urbain sich. Nun werden wir das Landegerät aus einer Entfernung von ein paar Lichtsekunden kontrollieren. Notfalls können wir auch einen Befehlsstand im Orbit um Titan selbst platzieren und die Reaktionszeit auf weniger als eine Sekunde reduzieren.

Aber er wusste auch, dass kein Mensch den Fuß auf den Titan setzen würde. Nicht für viele Jahre. Der Gedanke betrübte ihn zutiefst. Er wollte selbst über diese kalte, dunkle Oberfläche aus schwarzem Eis stapfen. Im tiefsten Innern wollte Edouard Urbain der erste Mensch sein, der die Oberfläche des Titan betrat.

317 Tage nach dem Start

»Meine Güte, hier unten sieht es aus wie in einem Filmstudio.«

Holly führte Manuel Gaeta durch den Versorgungstunnel, der unterm Dorf verlief. Deckenlampen schalteten sich automatisch ein, während sie durch den Tunnel gingen, und erloschen wieder, als sie vorbei waren. Die Wände waren mit

Kabelbäumen, Rohrleitungen, Ventilen, Steuerpulten und im Abstand von hundert Metern mit Bildtelefonen gesäumt. An der Decke verliefen Rohrleitungen mit Farbcodes: Blau für Trinkwasser, Gelb für Abwasser, das zur Kläranlage floss, und Rot für Warmwasser, das den Wärmeaustauschern außen am Habitat zugeführt wurde. Der Tunnel hallte wider vom Summen der Pumpen und elektrischen Ausrüstung. Holly spürte die Vibrationen der metallenen Bodenplatten durch die Sohlen der Soft-Boots.

»Was ist ein Filmstudio?«, fragte sie.

»Wo man Videos dreht«, erwiderte Gaeta und ließ den Blick über die Rohrleitungen schweifen. »Wenn man eine Szene im alten Rom spielen will, baut man eine Kulisse, die so aussieht wie das alte Rom, müssen Sie wissen.«

»Ach ja. Ich verstehe. Aber warum sieht das hier wie ein Filmstudio aus?«

Er grinste. »Schauen Sie einmal auf die Rückseite einer Kulisse. Sie ist nur eine Fassade, normalerweise aus Plastik. Beim Blick hinter die Kulissen sieht man, dass sie mit Balken und Gerüsten gestützt werden.«

»Und dieser Ort erinnert sie daran?«, fragte sie verwirrt.

»Quasi«, erwiderte er. »Ich meine, ein paar Dutzend Meter über unseren Köpfen ist das Dorf…«

»Nein, wir sind schon unterm Dorf durch«, berichtigte Holly ihn. »Wir befinden uns nun unterm Park und gehen in Richtung der Farmen.«

»Wie auch immer. An der Oberfläche wirkt alles so real, aber hier unten sieht man, dass es nur eine Attrappe ist.«

»Ist es nicht!«, sagte sie nachdrücklich. »Es ist so real wie irgend möglich. Sie essen doch die Lebensmittel, die wir auf

den Farmen anbauen, oder? Sie schlafen in einem Apartment im Dorf. Wie real sollte es denn noch sein?«

Gaeta hob beschwichtigend die Hände. »He, nur mit der Ruhe. Nehmen Sie das nicht gleich persönlich. Ich wollte damit nur sagen, dass das ganze Habitat ein künstliches Gebilde ist. Es sieht zwar aus wie ein reales Dorf und reale Farmen und all das, aber wenn man hier unten ist, sieht man doch, dass es sich um eine große Maschine handelt.«

»Ja, stimmt«, sagte Holly. »Das ist allgemein bekannt.«

Sie gingen für eine Weile schweigend weiter, wobei die Deckenbeleuchtung bei ihrer Passage im Wechsel sich ein- und ausschaltete. Wie von Zauberhand, sagte Holly sich. Dann erinnerte sie sich daran, dass sie eigentlich im Büro bei der Arbeit hätte sein müssen. Aber es macht Spaß, die Tunnels zu erkunden, sagte sie sich. Man kann schließlich nicht immer nur arbeiten. Ab und zu will man auch ein wenig Spaß haben.

Der Tunnel gabelte sich vor ihnen, und in einer Wand tat sich ein anderer Tunnel auf, der ihren auf einer unteren Ebene kreuzte.

»Diese Richtung«, sagte Holly und schwang ein Bein übers Geländer.

»Dort hinunter?«, fragte Gaeta.

»Sicher.« Sie flankte übers Metallgeländer, packte die unterste Strebe und baumelte dort für einen Moment. Dann ließ sie sich vier Meter tief auf den Metallboden des unteren Tunnels fallen.

»Kommen Sie«, rief Holly zu Gaeta herauf. »Es ist eine Abkürzung zu den Farmen.«

Er beugte sich mit skeptischem Blick übers Geländer. Dann kletterte er langsam und methodisch über die Reling und ließ

sich neben ihr auf den Boden fallen, wobei er leicht auf den Zehenballen landete.

»Für einen Stuntman sind Sie aber recht zimperlich«, frozzelte sie.

»So bleibt ein Stuntman an einem Stück«, erwiderte er grinsend. »Es gibt alte Stuntmen und kühne Stuntmen, aber es gibt keine kühnen alten Stuntmen.«

Holly lachte verstehend.

»Wie weit ist es noch bis zu den Farmen?«, fragte Gaeta.

»Nicht mehr weit.«

»Wie weit?«

Sie runzelte die Stirn und antwortete: »Weniger als drei Kilometer.«

»Sind Sie sicher?«

»Ich habe mir alle Tunnel eingeprägt«, sagte Holly.

»Alle? Jeden einzelnen? Jeden Kilometer?«

»Jeden Zentimeter.«

Er lachte. »Alles im Kopf gespeichert, was?«, sagte er und tippte sich an die Schläfe.

Holly zog den Palmtop aus der Tasche des Gewands und drückte mit dem Daumen die Positions-Taste. Auf dem Bildschirm erschien eine schematische Darstellung der Tunnel, die sich unter der künstlichen Landschaft des Habitats hindurchschlängelten; ein blinkender roter Cursor markierte ihren Standort.

Gaeta schaute ihr über die Schulter auf den Bildschirm. Sie spürte seinen warmen Atem im Nacken und fühlte seine Körperwärme.

»Unglaublich«, sagte er ehrfurchtsvoll. »Sie haben Recht.«

»Ich habe es Ihnen doch gesagt, oder? Ich habe mir den

ganzen Grundriss des Habitats eingeprägt. Jeden einzelnen Zentimeter.«

Gaeta legte sich die Hand aufs Herz und machte eine leichte Verbeugung. »*Perdone mi, Senorita.* Ich bitte um Verzeihung, dass ich an Ihnen gezweifelt habe.«

»*Da nada*«, sagte Holly, womit ihre Spanischkenntnisse aber auch schon erschöpft waren. Sie schwor sich, irgendwann die Sprache gründlicher zu lernen.

Ihr Abenteuer hatte vor der Mittagspause begonnen, als Gaeta in Hollys Büro gekommen war und um eine Genehmigung für eine Exkursion außerhalb des Habitats ersucht hatte.

»Muss den Anzug testen«, erklärte er. »Wir haben schon ein halbes Dutzend Änderungen daran vorgenommen und müssen ihn nun im harten Vakuum testen.«

Holly schaute vom Bürostuhl zu ihm auf und bemerkte, dass seine Augen die dunkelsten waren, die sie jemals gesehen hatte.

»Da müssen Sie sich an die Sicherheitsabteilung wenden«, sagte sie. »Dies ist die Personalabteilung.«

Gaeta zuckte leicht die Achseln. »Ja, ich weiß, aber ich sagte mir, dass Sie mir vielleicht helfen könnten. Ich kenne niemanden in der Sicherheitsabteilung, und wir beide haben uns zumindest schon kennen gelernt.«

Irgendwie hatte sie den Eindruck, dass das eine Lüge war. Oder vielleicht ein Vorwand, um mich zu sehen?, fragte Holly sich. Ohne lang zu überlegen, rief sie im Sicherheitsbüro an und vereinbarte einen Gesprächstermin für Gaeta.

Dann lud er sie zum Mittagessen ein, und sie unterhielten sich über seinen Plan, auf die Oberfläche des Titan

abzusteigen, und das Leben im Habitat; und ehe sie es sich versah, erzählte Holly ihm ihre Lebensgeschichte – oder zumindest den Teil, an den sie sich erinnerte.

»Nehmen wir uns den Nachmittag doch frei«, schlug er plötzlich vor.

Holly nahm einen Schluck Kaffee und sagte sich, dass auf dem Schreibtisch zu viel Arbeit auf sie wartete; auf der anderen Seite war Manny nicht unattraktiv, und wenn er lächelte, leuchteten diese dunklen Augen auf wie Kerzen auf einer Geburtstagstorte.

»Und was sollen wir tun?«, fragte sie.

Er breitete die Hände aus und grinste sie an. »Nichts. Einfach nur herumhängen. Für ein paar Stunden einmal gar nichts tun.«

»Ich hätte eine bessere Idee«, sagte Holly und stellte die Kaffeetasse mit einem leisen Klirren ab.

»Welche denn?«, fragte er.

»Wir gehen auf eine Erkundungstour«, sagte Holly.

Also führte sie ihn zu einer Einstiegsluke, die in die Rückseite des Verwaltungsgebäudes eingelassen war, und dann die Metallleiter hinunter in den Versorgungstunnel.

»Wie der Abstieg zu den Morlocks«, murmelte er, als sie die Leiter hinunter kletterten.

»Ohrlocks?«, fragte Holly verständnislos.

Gaeta lachte nur.

Während sie durch den Tunnel gingen, sich unterhielten, sich umschauten und Entdeckungen machten, wurde Holly sich bewusst, dass sie mit diesem Mann allein war und niemand wusste, wo sie war. Was soll ich tun, wenn er sich an mich ranmacht?, fragte sie sich. Und ein anderer Teil ihres

Bewusstseins fragte, was soll ich machen, wenn er sich nicht an dich ranmacht?

Er ist schon ein Hengst, sagte Holly sich, während sie durch den Tunnel marschierten. Er war nicht viel größer als sie, aber kräftig und muskulös. Sie hatte unter dem wachsamen Blick ihrer Schwester noch nie die Gelegenheit zu sexuellen Experimenten gehabt – obwohl sie nach dem zu urteilen, was Pancho ihr erzählt hatte, schon in der Schule etliche ›Spielgefährten‹ und sogar ernsthafte Liebschaften gehabt hatte. Das war aber gewesen, bevor sie gestorben war.

Soll ich Malcolm ein bisschen eifersüchtig machen?, fragte sie sich. Er beachtet mich gar nicht. Vielleicht wird er Notiz von mir nehmen, wenn er sieht, dass ich mich mit diesem Prachtkerl treffe. Vielleicht…

»Wie gut kennen Sie eigentlich Dr. Cardenas?«, fragte Gaeta, als sie an einer Tunnelgabelung anhielten.

Holly zögerte für einen Moment und rief das mental abgespeicherte Tunnel-Netzwerk auf. »In dieser Richtung«, sagte sie mit einem Fingerzeig, »geht es zu den Farmen. Und in dieser Richtung zu den Fabriken.«

Er kratzte sich am Kinn. »Wir müssen dann den ganzen Weg zum Dorf zurückgehen?«

»Sicher. Es sind nur ein paar Kilometer.«

»Gibt es denn kein Transportmittel?«

Holly lachte. »Sie wollen mir doch nicht etwa erzählen, dass Sie schon müde sind!«

»Nee, eigentlich nicht. Ich sagte mir nur, dass es langsam Abendessenszeit wird und dass ich vorher noch duschen und mich umziehen sollte, wissen Sie.«

Holly spürte, wie ihr Puls sich beschleunigte. Versuchte er

vielleicht, mich in sein Apartment zu locken?

»Ich bin mit Dr. Cardenas zum Abendessen verabredet«, erklärte er, »und ich will einen guten Eindruck bei ihr machen.«

Hollys Gesicht verdüsterte sich. »Mit Dr. Cardenas?«

Er musste ihre Enttäuschung bemerkt haben. Sie wurde sich bewusst, dass sogar ein Blinder sie gesehen hätte.

»Es geht bei diesem Gespräch darum, dass sie Nanoroboter programmieren will, um meinen Anzug zu dekontaminieren«, erklärte er. »Sie ist so sehr damit beschäftigt, ihr Labor einzurichten, dass ich nur beim Abendessen die Möglichkeit habe, mich mit ihr zu unterhalten.«

»Aha.«

»Es ist rein dienstlich.«

»Ja. Ich verstehe.«

Gaeta warf ihr einen verschmitzten Lausbubenblick zu. »Möchten Sie mitkommen? Oder bringen Sie doch einen Freund mit; dann wären wir zwei Pärchen.«

Plötzlich wurde Holly sich bewusst, dass sie gar keinen Freund hatte, den sie zu dieser Verabredung mitbringen könnte. Sie hatte wohl viele Bekannte, aber die meisten von ihnen waren Kollegen aus dem Büro. Seit der Ankunft im Habitat hatte sie ihr ganzes Denken und Handeln auf Eberly ausgerichtet. Bis zu diesem Tag, als Gaeta in ihrem Büro erschienen war.

Und nun das.

»Nein«, sagte sie mit fester Stimme. »Aber trotzdem danke. Ich habe noch viel nachzuarbeiten.«

Er nickte zerknirscht. »Ich habe Sie von ihrer Arbeit abgehalten, was?«

»Das ist schon in Ordnung«, sagte Holly. »Es war ein schöner Nachmittag.«

Sie machte im Tunnel kehrt und ging in die Richtung zurück, aus der sie gekommen waren. Gaeta holte sie schnell ein.

»Vielleicht möchten Sie morgen mit mir zu Abend essen?«, schlug er vor.

Hollys Miene hellte sich wieder auf. »Morgen? Sicher, wieso nicht.«

»Großartig«, sagte er und lächelte sie an.

Im Apartment angekommen zog Gaeta sich aus, duschte und befand, dass der Epilationseffekt noch so weit vorhielt, dass eine Rasur im Moment nicht erforderlich war. Während er sich mit einem Auge auf die Digitaluhr neben dem Bett ankleidete, wies er das Telefon an, eine Nachricht an Wendell Sloane in Selene zu schicken. »Mr. Sloane«, sagte er leicht unbehaglich wegen der formalen Anrede. »Status-Bericht betreffend Ms. Lane. Keine besonderen Vorkommnisse. Sie arbeitet noch immer in der Personalabteilung. Sie scheint keinerlei persönliche Bindungen zu haben; keinen festen Freund und auch sonst ein kaum ausgeprägtes Sozialleben. Ich habe heute mit ihr zu Mittag gegessen. Sie ist wirklich eine patente junge Dame: Sehr intelligent und sehr engagiert. Sie scheint mit ihrer Arbeit hier im Habitat glücklich zu sein. Sagen Sie ihrer Schwester, dass sie sich keine Sorgen zu machen braucht, was sie betrifft. Aber ich werde sie wunschgemäß trotzdem im Auge behalten. Ich wollte Sie nur wissen lassen, dass es hier keine Probleme gibt.«

Das müsste die Großkopferten in Selene für eine Weile zufrieden stellen. Ohne ihre Unterstützung wird dieser ganze

Titan-Stunt den Bach runtergehen. Die Astro Corporation war nämlich der größte Geldgeber für Manuel Gaeta und sein Team.

Sammi Vyborg saß steif am Schreibtisch und schaute durch die offene Tür des winzigen Büros ins größere Büro auf der anderen Seite des Gangs. Es gehörte seinem unmittelbaren Vorgesetzten, Diego Romero.

Vyborg schaute auf die Digitaluhr in der Ecke des Schreibtischs, die unablässig Zahlen abspulte. Es ist doch jeden Tag das Gleiche, sagte Vyborg sich missmutig. Den Morgen bringt er damit zu, Betriebsamkeit vorzutäuschen, und dann macht er den ganzen Nachmittag blau. Ich sitze hier vor einem Berg Arbeit, und er macht sich nachmittags einen schönen Lenz. Er ist der zweite Mann in der Abteilung und arbeitet nur halbtags – wenn's hoch kommt.

Mach dich nicht verrückt, ermahnte Vyborg sich. Mach dich locker. Es wird Zeit, diesen inkompetenten, faulen Hund gegen den Direktor auszuspielen. Mit ein bisschen Glück bringe ich sie beide zu Fall.

Romero trat auf den Gang hinaus und schloss die Bürotür hinter sich. Als er sich umdrehte, sah er, dass Vyborg ihn beobachtete.

»*Buenos tardes*«, sagte er mit einem Lächeln und einer leichten Verbeugung.

Vyborg erwiderte das Lächeln säuerlich.

Als Romero gegangen war, stand Vyborg vom Schreibtisch auf und ging den Gang entlang zum Büro des Leiters der Kommunikations-Abteilung, Zeke Berkowitz. Er klopfte einmal an die halb offene Tür, sodass sie in der Schiene

klapperte.

»Herein«, rief Berkowitz. Als Vyborg die Tür aufschob und ins Büro trat, lächelte Berkowitz und sagte: »Ach, Sammi. Was kann ich für Sie tun?«

Leutselig war die treffende Bezeichnung für Berkowitz. Der Mann schaute auf eine lange und erfolgreiche Karriere im Videonachrichten-Business zurück – zuerst als Lokalreporter, dann als Moderator und schließlich als globaler Manager. Er hatte sich nie Feinde gemacht, obwohl im Haifischbecken der Medien viele Leute versucht hatten, an seinem Stuhl zu sägen, ihn durch hinterhältige Intrigen zu Fall zu bringen und ihn sogar zum Rücktritt zu zwingen. Er hatte all das mit einem Lächeln und einem feinsinnigen Spruch über christliche Nächstenliebe überlebt, garniert mit selbstironischem jüdischem Humor.

Als er dann das vorgeschriebene Rentenalter erreicht hatte, wechselte der noch immer jugendliche Berkowitz in den akademischen Bereich und führte eine neue Generation angehender Journalisten und Public Relations-Experten in die harte Realität der Kommunikationsbranche ein. Es war auf einer internationalen Konferenz gewesen, wo er James Wilmot kennen gelernt hatte, den berühmten Anthropologen; die beiden Männer waren sofort Freunde geworden, obwohl sie auf verschiedenen Seiten des Atlantiks lebten und arbeiteten. Jahre später hatte Wilmot Berkowitz angeboten, als Leiter der Kommunikationsabteilung im Weltraum-Habitat zu fungieren, das zum Saturn fliegen sollte. Berkowitz – der nach einer fünfzigjährigen glücklichen Ehe kürzlich zum Witwer geworden war – hatte die Gelegenheit ergriffen, die Erinnerung an das gemeinsame Leben so weit wie möglich

hinter sich zu lassen.

Nun lehnte der stattliche, sonnengebräunte und etwas mollige Mann sich auf dem Bürostuhl zurück. Eine Reihe von Hologrammen an der Wand hinter ihm zeigte ihn bei Tennis-Turnieren und auf Golfplätzen. Er lächelte den düster und verkniffen dreinblickenden Vyborg warmherzig an.

»Was gibt es denn, Sammi?«, fragte Berkowitz jovial. »Sie schauen aus, als ob Sie eine Kröte geschluckt hätten.«

Vyborg nahm auf dem Stuhl vor Berkowitz' Schreibtisch Platz und legte los: »Es gefällt mir überhaupt nicht, Ihnen das zur Kenntnis zu bringen…«

»Aber Sie werden es trotzdem tun. Muss wichtig sein.«

»Das ist es.«

»In Ordnung. Raus damit.«

»Es geht um Romero.«

»Der alte Don Diego? Was passt Ihnen denn nicht an ihm?«

Vyborg zögerte gerade so lang, um Berkowitz zu zeigen, dass ihm das, was er tat, widerstrebte. »Es fällt mir sehr schwer, das zu sagen, weil der Mann immerhin mein direkter Vorgesetzter ist, aber… Nun, er bekommt es einfach nicht geregelt.«

»Ist nicht wahr.«

»Doch. Er verbringt nur einen halben Tag im Büro und ist dann verschwunden. Wie soll er da seine Arbeit schaffen?«

»Dafür haben wir doch Sie, Sammi.«

»Was?«, entfuhr es Vyborg.

Berkowitz setzte sein liebenswertestes Lächeln auf, verschränkte die Hände wie zum Gebet auf dem Schreibtisch und sagte: »Diego Romero ist ein wunderbarer alter Mann, ein großer Lehrer, der eine außergewöhnliche Karriere hinter sich

hat.«

»Hinter sich hat«, wiederholte Vyborg.

»Er ist eigentlich nur deshalb in dieser Abteilung, weil Wilmot ihn in diesem Habitat haben wollte und irgendwo unterbringen musste. Also arbeitet er nun bei uns.«

»Aber er arbeitet gar nicht«, sagte Vyborg unwirsch. »Er sitzt fast nie an seinem Schreibtisch.«

»Das ist schon in Ordnung, Sammi. Ich habe ihm nicht viel aufgegeben. Ich verlasse mich darauf, dass Sie die Arbeit erledigen. Lassen Sie Don Diego in Ruhe; er wird für dieses Habitat noch sehr wertvoll sein – als ein Dozent.«

»Ein Dozent?«, sagte Vyborg atemlos. »Man hat ihn in Mexiko gefeuert, weil er nicht autorisierten Müll gelehrt hat. Wollen Sie etwa zulassen, dass er seine Blasphemien hier verbreitet?«

Das tat Berkowitz' Lächeln nicht den geringsten Abbruch. »Gedankenfreiheit ist nicht blasphemisch, Sammi. Er ist ein großartiger Dozent.«

»Ja, und er lehrt den Rest der Büro-Belegschaft, wie man ohne etwas zu tun über die Runden kommt«, murmelte Vyborg.

»Wenn Sie irgendwelche Unregelmäßigkeiten in dieser Abteilung bemerken, informieren Sie mich sofort darüber. Pronto. Don Diego ist aber ein Sonderfall. Lassen Sie ihn in Ruhe.«

Vyborg erkannte, dass er verloren hatte. Er nickte und erhob sich vom Stuhl. »Ich verstehe. Es tut mir Leid, Sie belästigt zu haben.«

»Sie haben mich nicht belästigt«, sagte Berkowitz großmütig. »Meine Bürotür steht Ihnen immer offen, Sammi.«

Vyborg schaute sich im Büro des Direktors um. Es war viel größer als seins. Es hatte sogar ein Fenster, das auf den Park und den dahinter liegenden schimmernden See hinausging. Ohne ein weiteres Wort drehte er sich um und ging hinaus; ich werde sie beide irgendwie loswerden müssen, sagte er sich.

Als er sich wieder in seinem Büro befand, hatte Vyborgs Laune sich wieder beträchtlich gebessert. Berkowitz wollte Don Diego erlauben, häretisches Gedankengut zu verbreiten, sagte er sich. Dadurch wird Berkowitz genauso schuldig wie der alte Mann selbst. Vielleicht kann ich beide mit einem Streich erledigen.

Doch als er sich wieder an den Schreibtisch setzte, trübte seine Stimmung sich erneut ein. Das heißt, dass ich warten muss, bis wir den Saturn erreicht haben. Das dauert mir aber zu lang. Ich kann nicht monatelang oder gar über ein Jahr warten. Ich muss sie *sofort* loswerden.

318 Tage nach dem Start

Als Holly am nächsten Morgen in ihr Büro kam, hatte sie bereits eine Nachricht auf dem Computerbildschirm: KOMMEN SIE SOFORT ZU MIR. MORGENTHAU.

Holly grämte sich noch immer, Ruth Morgenthau an Eberlys Schreibtisch sitzen zu sehen. Obwohl es nun schon fast zwei Monate her war, seit Eberly das Büro verlassen hatte, erwartete Holly noch immer, Malcolm dort zu sehen. Als sie die Tür zum Büro des Direktors öffnete, saß allerdings Morgenthau hinterm Schreibtisch. Ihr teigiges Gesicht war düster und ausdruckslos.

»Wo waren Sie gestern Nachmittag?«, fragte Morgenthau barsch, bevor Holly sich noch zu setzen vermochte.

Holly versteifte sich. »Ich habe mir den Nachmittag frei genommen. Ich habe die Arbeit abends zu Hause erledigt.«

»Waren Sie krank?«, fragte Morgenthau.

Holly sagte sich, dass sie mit einer simplen Lüge diese Unterhaltung zu beenden vermochte. »Nein«, erwiderte sie stattdessen. »Ich… ich musste einfach mal für eine Weile aus dem Büro 'raus; das ist alles.«

»Finden Sie, dass Sie zu hart arbeiten?«

»Mir gefällt meine Arbeit.«

Morgenthau trommelte mit ihren Wurstfingern auf der Schreibtischplatte herum. Trotz der verabredeten Kleiderordnung prangten Diamantringe an den Fingern der Frau, und ihr Gewand leuchtete in allen Farben des Regenbogens. Holly bemerkte, dass der Schreibtisch mit Papieren übersät war. Malcolm indes war immer sehr auf Ordnung bedacht gewesen.

»Bitte setzen Sie sich doch, Holly«, sagte Morgenthau.

Holly nahm einen der Stühle vorm Schreibtisch. Ärger keimte in ihr auf. Ich habe das Recht, einen Nachmittag frei zu nehmen, wenn ich das will, sagte sie sich. Ich leite schließlich dieses verdammte Büro. Ich mache die ganze Arbeit. Ich kann gehen und ein wenig Spaß haben, wenn ich will. Aber sie sagte nichts und setzte sich brav hin.

Morgenthau schaute sie für eine Weile an und sagte dann: »Sie wissen, und ich weiß, dass eigentlich Sie dieses Büro leiten. Ich bin nur eine Galionsfigur für Malcolm, während Sie die eigentliche Arbeit tun.«

Holly hätte ihr fast von ganzem Herzen beigepflichtet, hielt

aber an sich.

»Ich habe aber nichts gegen dieses Arrangement«, fuhr Morgenthau fort. »Ich finde es sogar recht befriedigend.«

Holly nickte skeptisch und rechnete mit noch Schlimmerem.

»Aber«, sagte Morgenthau, »Sie müssen mich nicht mit der Nase darauf stoßen. Sie müssen mir zumindest nach außen hin den Respekt für meine Position erweisen.«

»Aber das tue ich doch!«

»Gestern haben Sie es jedenfalls nicht getan. Es steht Ihnen nicht zu, sich den Nachmittag frei zu nehmen, ohne mir vorher Bescheid zu sagen. Im Grunde müssten Sie mich sogar um Erlaubnis fragen, aber ich will mal nicht gar so kleinlich sein. Aber wie sieht das denn aus, wenn jemand wie Professor Wilmot eine Auskunft von mir haben möchte und ich ihm sage, meine Assistentin wird die Information beschaffen, aber meine Assistentin ist überhaupt nicht an ihrem Schreibtisch? Sie ist nicht einmal im Büro? Und ich weiß auch nicht, wo sie ist?«

»Sie hätten mich doch anrufen können. Ich habe immer meinen Pieper dabei.«

»Sie müssen mich jederzeit über ihren Aufenthaltsort informieren. Ich will Sie nicht erst suchen müssen.«

Holly wurde immer ärgerlicher. »Sie mögen mich nicht besonders, nicht wahr?«

Im ersten Moment wirkte Morgenthau überrascht, beinahe erschrocken. »Sie sind keine Gläubige«, gestand sie dann. »Und noch schlimmer, sie sind eine Wiedergeborene. Ich finde das…« – sie suchte nach dem passenden Wort – »degoutant. Beinahe sündig.«

»Das war auch nicht meine Entscheidung. Meine Schwester

hat sie getroffen, als ich so krank war, dass ich nicht wusste, wie mir geschah.«

»Trotzdem. Sie haben versucht, Gottes Urteil über Sie zu revidieren. Sie haben versucht, dem Tod von der Schippe zu springen.«

»Würden Sie das denn nicht versuchen?«

»Nein! Wenn Gott mich zu sich ruft, dann werde ich mit Freude gehen.«

Je eher, desto besser, sagte Holly sich.

»Aber meine religiösen Überzeugungen stehen hier auch nicht zur Debatte. Ich will, dass Sie mich jederzeit über Ihren Aufenthaltsort informieren.«

»Ich verstehe«, erwiderte Holly und unterdrückte ihren Zorn.

Morgenthau setzte wieder dieses Lächeln auf, das Holly irgendwie gezwungen anmutete, und fügte hinzu: »Natürlich nur während der Bürozeiten. Was Sie nach Dienstschluss tun, müssen Sie selbstverständlich mit Ihrem Gewissen vereinbaren.«

»Selbstverständlich.«

»Sofern es nicht Doktor Eberly betrifft.«

Das ist es also!, sagte Holly sich. Sie ist sauer, weil sie mein Interesse an Malcolm bemerkt hat. Vielleicht weiß sie mehr als ich. Vielleicht sieht sie, dass Malcolm sich auch für mich interessiert!

»Dr. Eberly ist viel zu beschäftigt für irgendwelche persönlichen Engagements, Holly. Sie müssen aufhören, ihn abzulenken.«

Sie versucht ihn zu schützen. Sie stellt sich zwischen Malcolm und mich.

Holly erhob sich. »Ich hätte Ihnen sagen sollen, dass ich den Nachmittag frei nehmen wollte«, sagte sie kalt. »Es wird nicht wieder vorkommen.«

»Gut!« Morgenthau klatschte so laut in die Hände, dass Holly erschrak. »Wo wir das nun geklärt hätten – ich werde heute den ganzen Tag nicht im Büro sein. Sie übernehmen die Vertretung.«

»Wo werden Sie denn sein?«, fragte Holly überrascht über den plötzlichen Wechsel der Tonart.

Morgenthau lachte leise und wedelte mit dem Finger in der Luft. »Nein, nein, ich muss Ihnen nicht sagen, wohin ich gehe. Ich bin schließlich Abteilungsleiterin. Ich kann kommen und gehen, wie es mir beliebt.«

»Ja, stimmt. Sicher.«

»Aber nur zu Ihrer Information«, sagte Morgenthau und stemmte sich schnaufend vom Bürostuhl hoch, »ich werde den ganzen Tag mit Malcolm verbringen. Wir werden ein paar Entwürfe für die neue Verfassung erörtern.«

Eberly trank Kräutertee, während Vyborg und Jaansen leise, aber leidenschaftlich diskutierten. Kananga war von dieser Unterhaltung offensichtlich gelangweilt, während Morgenthau sie schweigend verfolgte und dabei Pralinen futterte.

Kananga ist ein Mann der Tat, sagte Eberly sich. Er ist kein tiefgründiger Denker, was aber auch nur von Vorteil ist. Er gibt ein nützliches Werkzeug ab. Morgenthau ist da schon anders. Sie sitzt nur stumm wie eine Sphinx da und beobachtet alles. Was wohl in ihrem Kopf vorgeht? Was wird sie von den hiesigen Vorgängen nach Amsterdam berichten? Vermutlich

alles.

»Wenn man den Leuten all diese persönlichen Freiheiten zugesteht«, sagte – beziehungsweise zischte – Vyborg, »wird das Resultat Chaos sein. Anarchie.«

»Die meisten Bewohner sind doch in dieses Habitat gegangen, um repressiven Regimes zu entfliehen. Wenn ihre persönliche Freiheit nicht garantiert wird, dann werden sie die ganze Verfassung ablehnen.« Jaansen lehnte sich auf dem Sofa zurück und lächelte, als ob er die Diskussion schon für sich entschieden hätte.

»Persönliche Freiheit«, spie Vyborg förmlich aus. »Das ist genau die Art von Freizügigkeit, die fast zum Zusammenbruch der Zivilisation geführt hätte. Wenn da nicht die Neue Moralität gewesen wäre…«

»Und die Heiligen Jünger«, warf Morgenthau ein. »Und das Schwert des Islam«, fügte sie mit einem Blick auf Kananga hinzu.

Jaansen schaute sie und Vyborg mit einem Stirnrunzeln an. »Was auch immer Sie davon halten, diese Leute werden keine Verfassung akzeptieren, die nicht ihre historischen Rechte garantiert. Sie sind nur deswegen hier, weil sie der Restriktionen auf der Erde überdrüssig waren.«

Vyborg war da anderer Ansicht. Er führte die Debatte fort.

Der am Ende des Kaffeetischs sitzende Eberly sagte sich, dass Vyborg, der auf dem besten Lehnstuhl des Raums saß und die storchenartigen Beine unter sich angezogen hatte, wie eine zusammengerollte Schlange aussah: dünn, klein, dunkelhäutig und mit bedrohlich glitzernden Augen. Jaansen war das genaue Gegenteil: ruhig, hellhäutig und so stoisch wie ein Gletscher. Und er hatte noch immer diesen verdammten

Palmtop in der Hand und spielte damit herum wie mit einem Voodoo-Requisit.

»In einer geschlossenen Ökologie wie dieser dürfen wir keine Wirrköpfe und Unruhestifter dulden«, schaltete Kananga sich ein. »Wir sollten sie ohne Raumanzug aus der Luftschleuse stoßen!«

Morgenthau lachte. »Mein lieber Oberst, wie können wir uns auf Luftschleusen-Justiz verlegen, wenn das Gesetz jedem Bürger einen ordentlichen Prozess für jedes Vergehen garantiert, das er vielleicht begeht?«

»Meine Rede!«, rief Vyborg und schaute Jaansen ins Gesicht. »Wir haben hier keinen Platz für eine Kuscheljustiz.«

Morgenthau schürzte die Lippen und sagte: »Es gäbe vielleicht noch eine andere Möglichkeit.«

»Und welche?«

»Ich habe gehört, dass Wissenschaftler auf der Erde damit experimentieren, Menschen elektronische Sonden in den Schädel einzupflanzen. Sie verbinden die Sonden mit dem Gehirn…«

»Bioelektronik«, sagte Jaansen.

»Ja«, pflichtete Morgenthau ihm bei. »Indem diese Sonden mit verschiedenen Gehirn-Zentren verbunden werden, vermag man das Verhalten einer Person zu kontrollieren und zum Beispiel kriminellen Verhaltensweisen vorzubeugen.«

»Na und?«, fragte Vyborg missmutig.

»Vielleicht können wir solche Sonden verwenden, um auch hier das Verhalten zu kontrollieren«, sagte Morgenthau.

»Den Leuten Sonden ins Gehirn einpflanzen, um ihr Verhalten zu kontrollieren?« Jaansen schauderte.

»Das könnte funktionieren«, sagte Morgenthau.

»Sie würden der Operation aber zustimmen müssen«, gab Vyborg zu bedenken.

»Nicht, wenn sie einer Straftat überführt wären«, wandte Kananga ein.

»Auf jeden Fall wäre es eine Möglichkeit, die Leute zu kontrollieren«, sagte Morgenthau.

»Die Bevölkerung würde dem nie zustimmen«, erwiderte Jaansen und schüttelte den Kopf. »Die Leute sind schließlich nicht blöd. Sie würden der Regierung nie eine solche Macht über sich einräumen.«

»Wir müssten es ihnen doch nicht sagen«, wandte Kananga ein. »Sondern es einfach tun.«

Es entspann sich eine Diskussion, die zunehmend hitzig wurde. Eberly schaute nur zu, hörte zu und süffelte Tee, während sie sich beinahe in die Haare gerieten.

»Dürfte ich wohl einen Vorschlag machen?«, fragte er dann. Er sprach nur leise, aber aller Blicke richteten sich sofort auf ihn.

»Selbst in so genannten Demokratien auf der Erde haben die desolaten Zustände, die durch den Klimakollaps verursacht wurden, zu autoritären Regierungen geführt. Selbst in den Vereinigten Staaten herrscht die Neue Moralität mit eiserner Faust über die meisten Großstädte.«

»Genau aus diesem Grund haben die meisten dieser Leute sich auch diesem Habitat angeschlossen«, legte Jaansen dar. »Weil sie in Freiheit leben wollen.«

»Mit der Illusion von Freiheit«, murmelte Kananga.

»Säkularisten«, grummelte Morgenthau. »Renitente und Ungläubige. Agnostiker und ausgesprochene Atheisten.«

»Im Grunde stimme ich mit Ihnen überein«, sagte Jaansen

und ließ den Palmtop zwischen den Händen hin- und herwandern. »Ich bin auch ein Gläubiger. Ich erkenne durchaus die Notwendigkeit einer straffen Kontrolle der Menschen. Aber diese Säkularisten sind keine Dummköpfe. Viele von ihnen sind Wissenschaftler. Und noch mehr sind Ingenieure und Techniker. Ich will damit sagen, wenn wir eine Verfassung vorlegen, die die beanspruchten Freiheitsrechte nicht garantiert, werden sie sie ablehnen.«

»Aber nicht, wenn *wir* die Stimmen auszählen«, sagte Morgenthau mit einem koketten Zwinkern.

»Lassen Sie die Scherze«, entgegnete Jaansen.

»Das ist alles schon vorgekommen«, sagte sie kichernd.

Eberly stieß einen langen Seufzer aus. Wieder richteten sich alle Blicke auf ihn.

»Niemand von Ihnen hat ein Verständnis für historische Zusammenhänge«, sagte er. »Sonst wüssten Sie nämlich, dass dieses Problem früher schon aufgetreten ist und auch pragmatisch gelöst wurde.«

»Gelöst?«, fragte Vyborg. »Wie denn?«

Eberly lächelte im Bewusstsein des größeren Wissens und sagte: »Vor über hundert Jahren war Russland Teil eines staatlichen Gebildes, das als die Union sozialistischer Sowjetrepubliken bezeichnet wurde.«

»Das weiß ich auch«, sagte Vyborg säuerlich.

»Sowjetrussland hatte eine Verfassung, die die liberalste auf der ganzen Welt war. Sie garantierte jedem Bürger Freiheit und Gleichheit. Und doch war die Regierung eine der repressivsten weltweit.«

»Wie haben sie das denn hingekriegt?«, fragte Jaan-sen interessiert.

»Das war ganz einfach«, erwiderte Eberly. »Inmitten all dieser hehren Verfassungsgrundsätze von wegen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen gab es nämlich eine klitzekleine Klausel, die besagte, dass die Verfassung im Falle eines Notstands zeitweilig außer Kraft gesetzt werden könne.«

»Ein Notstand«, sinnierte Kananga.

»Zeitweilig«, sagte Vyborg.

Eberly nickte. »Es hat auch ganz gut funktioniert. Die Sowjetunion befand sich in einem dauernden Belagerungszustand, und die Regierung herrschte durch Schrecken und Desinformation. Es funktionierte beinahe für ein dreiviertel Jahrhundert, bis die Sowjetregierung unter dem Druck der westlichen Welt, insbesondere der alten Vereinigten Staaten zusammenbrach.«

»Nur dass wir keinen äußeren Feind haben, auf den wir uns berufen könnten«, sagte Vyborg.

Eberly breitete die Hände aus. »Dann geben wir den Leuten eben die beste, gütigste und freiheitlichste Verfassung, die sie je gesehen haben. Aber wir werden dafür sorgen, dass diese Notstands-Klausel eingebaut wird.«

Morgenthau lachte herzhaft. »Und wenn die Verfassung dann in Kraft ist, müssen wir nur noch einen Notstand ausfindig machen.«

»Oder einen konstruieren«, ergänzte Vyborg.

Nun lächelte sogar Jaansen. »Und wenn jemand protestiert…«

»Stecken wir ihm eine neuronale Sonde ins Gehirn«, sagte Morgenthau, »und verwandeln ihn in einen Muster-Bürger.«

»Ein Modell-Zombie«, murmelte Jaansen.

»Oder noch besser«, sagte Kananga grinsend, »wir schmeißen ihn aus der Luftschleuse.«

Drei Tage vor dem Jupiter-Swingby

Eberly beauftragte Jaansen, sein Apartment mindestens einmal die Woche auf Wanzen zu überprüfen.

»Meinen Sie wirklich, dass Wilmot Ihnen nachspioniert?«, fragte der große, blasse Norweger, während er mit einem elektronischen Detektor in der Hand durchs Schlafzimmer ging.

»Ich würde das jedenfalls tun, wenn ich an seiner Stelle wäre«, sagte Eberly.

»Haben Sie sein Büro denn verwanzt?«, fragte Jaansen mit einem Lächeln.

»Natürlich.«

»In drei Tagen fliegen wir am Jupiter vorbei«, sagte Jaansen. »Das ist ein Meilenstein.«

Eberly pflichtete ihm mit einem knappen Kopfnicken bei. »Ich interessiere mich aber mehr dafür, was innerhalb als außerhalb des Habitats geschieht.«

»Wir werden neuen Brennstoff bunkern«, sagte Jaansen, ganz der Ingenieur. »Ohne ihn werden wir den Saturn nicht erreichen.«

»Ich habe andere Dinge im Kopf. Wichtigere Dinge.«

»Zum Beispiel?«

»Die bevorstehenden Wahlen.«

»Sie sind sauber«, verkündete Jaansen und schaltete den Detektor aus. »Keine Kameras, keine Mikrofone und kein

Spannungsabfall bis hinunter in den Mikrovolt-Bereich. Hier ist nichts, was nicht hierher gehört.«

»Gut.« Eberly begleitete ihn ins Wohnzimmer zurück und bedeutete ihm, auf dem Sofa Platz zu nehmen.

»Früher oder später müssen wir die Leute dazu bringen, über eine neue Verfassung und neue Anführer abzustimmen«, sagte Eberly und setzte sich in den Sessel.

Jaansen nickte, steckte den Detektor in die Tasche und zog den unvermeidlichen Palmtop aus einer anderen.

»Ich mache mir Gedanken über die Wahlen«, sagte Eberly.

»Bis dahin ist es noch eine lange Zeit.«

»Aber nicht einmal mehr ein Jahr. Wir müssen uns schon darauf vorbereiten.«

Jaansen nickte und spielte mit dem Palmtop herum.

»Die Wissenschaftler werden für jemanden aus ihren Reihen stimmen, wahrscheinlich für Urbain.«

Wieder ein Kopfnicken von Jaansen.

»Sie stellen einen großen Stimmenblock dar.«

»Aber keine Mehrheit.«

»An sich nicht«, sagte Eberly. »Aber angenommen, die Ingenieure und Techniker stimmen genauso ab wie sie.«

Erkenntnis dämmerte in Jaansens Gesicht. »Das wäre dann freilich eine Mehrheit. Sogar eine große Mehrheit.«

»Deshalb müssen wir irgendwie einen Keil zwischen die Ingenieure und Techniker auf der einen Seite und die Wissenschaftler auf der anderen Seite treiben«, sagte Eberly.

»Und wie sollen wir das anstellen?«

Eberly lächelte. »Ich werde Ihnen erklären, wie ich mir das vorstelle.«

Edouard Urbain versuchte das Zittern zu unterdrücken, das ihn beim Blick aus dem Beobachtungsfenster befiel. Der riesige Planet Jupiter, der vor ein paar Wochen noch nicht mehr als ein heller Stern gewesen war, zeichnete sich nun auch für das bloße Auge als deutlich sichtbare Scheibe ab. Sie war an den Polen deutlich abgeplattet und wurde von Wolkenbändern in gedeckten Farben umspannt, die sich um den Umfang dieser großen Welt schwangen. Vier kleine Sterne flankierten die Scheibe: die Monde, die Galilei mit seinem ersten Teleskop entdeckt hatte.

Urbain wusste, dass die Forschungsstation *Thomas Gold* sich in einem engen Orbit dicht oberhalb dieser bunten Wolken bewegte. Ich könnte auch dort sein, sagte er sich zum tausendsten Mal. Ich selbst hätte die Teams leiten können, die die Lebensformen auf Europa und Jupiter studieren. Stattdessen bin ich hier in dieser glorifizierten Arche eingesperrt, zusammen mit Renegaten und Verrückten wie diesem Gaeta.

Er wusste, dass es Einbildung war, doch Jupiter schien sich vor seinen Augen aufzublähen. Nein, so nah sind wir nun auch wieder noch nicht, sagte Urbain sich. In drei Tagen erst werden wir den Planeten in seiner ganzen Pracht vor uns haben.

Der Stab der Wissenschaftler und ihre Ausrüstung im Habitat *Goddard* waren viel kleiner, als Urbain gehofft hatte. Das Universitäts-Konsortium war nämlich nicht bereit, seine besten Leute auf eine jahrelange Reise zum Saturn zu entsenden. Sollten sie etwa Däumchen drehen, während das Habitat in Schleichfahrt zu diesem fernen Planeten unterwegs war? Kommt nicht in Frage. Das Gesicht des Chef-

Wissenschaftlers des Konsortiums erschien in voller, schmerzlicher Schärfe vor Urbains geistigem Auge:

»Wir können doch nicht unsere besten Leute für ein paar Jahre auf Eis legen, Edouard. Sie fliegen mit einem Rumpf-Team zum Saturn. Wenn Sie in einen Orbit um den Planeten gegangen sind, werden wir unsere Top-Forscher in einem Schiff mit Ionentriebwerk zu Ihnen hochschicken, so dass sie in zwei Monaten bei Ihnen sind.«

Diese Schmach brannte noch immer in Urbains Herzen. Ich gehöre also nicht zu ihren besten Leuten. Ich habe mein Leben lang auf dem Mars und auf dem Mond gearbeitet, drei Jahre im Orbit um dieses Höllenloch von Venus verbracht, habe mein Leben der Planetenwissenschaft gewidmet – und dann traut man mir nur zu, Kindermädchen für ein Rumpf-Team aus Wissenschaftlern zu spielen, die auch nur zweite Garnitur sind.

Das schmerzte. Es schmerzte heftig. Zumal seine Frau sich geweigert hatte, mit ihm zu kommen; stattdessen hatte sie die Scheidung verlangt. Sie hatte ihm seit Jahren gesagt, dass es töricht von ihm sei, die politischen Aspekte seiner Karriere zu ignorieren.

»Such dir Freunde«, hatte Jearvne-Marie ihm immer wieder gesagt. »Stell dich gut mit denjenigen, die etwas für dich tun können.«

Doch dazu war er nicht in der Lage. Das war einfach nicht sein Stil. Er hatte gute und solide Arbeit geleistet; nicht unbedingt auf dem Niveau, auf dem man Nobelpreise gewinnt, aber es waren trotzdem wichtige Beiträge gewesen. Und nun dies. Das Ende der Straße. Zum Saturn verbannt. Ich werde im Rentenalter sein, wenn ich endlich aus diesem

Habitat herauskomme.

Ich hätte mehr auf Jean-Marie hören sollen. Ich hätte ihren Rat befolgen sollen. Ich hätte auch dem Berater der Neuen Moralität größere Aufmerksamkeit schenken sollen. Sie ziehen nämlich die Strippen hinter den Kulissen. Mittelmäßige Gläubige werden befördert, während kompetente Forscher wie ich auf keinen grünen Zweig kommen.

Ein vergeudetes Leben, sagte er sich.

Und doch flammte beim Blick auf Jupiter, der wie eine Leuchtboje in den dunklen Tiefen des Alls hing, wieder die alte Neugier in ihm auf. Es gibt dort draußen ein ganzes Universum, das der Erforschung harrt! Welten über Welten! Ich werde zwar nicht in der Lage sein, Jupiter und seine Monde zu studieren, aber ich werde vor allen anderen den Saturn erreichen. Ich werde die ersten Echtzeit-Sonden auf Titans Oberfläche hinunterschicken.

Er dachte an das Kettenfahrzeug, das seine Leute gerade bauten. Es wird auf der Oberfläche von Titan kreuzen und in ein paar Wochen mehr Daten über diese Welt sammeln, als sämtliche Wissenschaftler auf der Erde während ihres ganzen Lebens anzuhäufen vermocht hatten. Bevor die jungen und dynamischen Nachwuchskräfte die Ionentriebwerks-Schiffe auch nur besteigen, werde ich schon Daten von Titan senden. Und von der Wolkenschicht des Saturn. Und von den Eisringen.

Vielleicht wird mein Leben doch nicht vergeudet sein, sagte Edouard Urbain sich. Vielleicht werde ich diesmal einen Volltreffer landen. Vielleicht werde ich doch noch einen Nobelpreis einheimsen.

Vielleicht, sagte er sich, wird sogar Jeanne-Marie zu mir

zurückkehren.

In der Werkstatt, wo er und sein Team arbeiteten, führte Manuel Gaeta Kris Cardenas um seinen EVA-Anzug herum. Von Helmholtz und seine vier Techniker standen an den Bänken, die zwei Wände des Raums säumten; sie beobachteten, wie ihr Chef und die Nanotech-Expertin langsam um den schweren und klobigen Anzug herumgingen und ihn inspizierten, als handele es sich um eine neue Garderobe für Frankensteins Monster.

Sie war mit einem Köfferchen im Labor erschienen, das sie neben der Tür auf den Boden gestellt hatte, als Gaeta zu ihrer Begrüßung erschienen war. Die Techniker hielten sich davon fern.

Nun schauten sie und Gaeta zum Anzug auf, dessen Kopf- und Schulterpartie sie überragte. Sie glänzte im Licht der Deckenbeleuchtung.

»Was für ein Ungetüm«, murmelte Cardenas. Mit dem Helm und den Gelenk-Armen erinnerte der Anzug sie an eine mittelalterliche Ritterrüstung.

»Er muss so groß sein«, sagte Gaeta, während sie langsam um den Anzug herumgingen. »Steckt nämlich viel Ausrüstung drin.«

»Vielleicht auch noch Platz für eine Bar«, witzelte sie.

»Nee«, erwiderte Gaeta mit einem verschmitzten Grinsen. »Es ist nur so viel Platz, dass ich mich reinquetschen kann. Der Rest ist ausgefüllt mit Sensoren, Kameras, VR-Transmittern, Servomotoren für die Bewegung der Arme und Beine, Strahlenschutz, Lebenserhaltungs-Systemen…«

»Systeme? Plural?«

»Aber sicher. Redundante Systeme müssen sein. Wenn eins ausfällt, springt das nächste ein.«

Cardenas schaute aufs glänzende Finish des Anzugs. »Ist das Cermet?«

»Zum Teil«, sagte Gaeta. »Er besteht außerdem aus vielen Organometallen. Und er hat Halbleiter-Oberflächen, die von Borosilikaten und Buckminsterfulleren geschützt werden.«

»Und wie zieht man ihn an?«

Er führte sie zur Rückseite des Anzugs. »Man steigt durch die Luke ein.«

»Wie der Eingriff in eine altmodische lange Unterhose!«, sagte Cardenas lachend.

Gaeta neigte den Kopf auf die Seite. »So habe ich das zwar noch nie gesehen, aber wo Sie es nun sagen – ja, sie haben Recht. So in der Art.«

»Würden Sie mir zeigen, wie man dort einsteigt?«, fragte Cardenas wieder sachlicher.

»Sicher. Sie möchten hinein? In Ordnung, ich werde Ihnen dabei helfen.«

Cardenas schüttelte den Kopf. »Nein. Sie steigen ein.« Mit einem Kopfnicken wies sie in Richtung des Köfferchens, das sie an der Tür zurückgelassen hatte. »Dann werde ich nämlich Proben von den Rückständen nehmen, die Sie an der Außenseite hinterlassen haben.«

»Proben?«

»Wenn Sie Nanomaschinen haben wollen, die spezifisch auf die Beseitigung Ihrer Rückstände programmiert sind, muss ich genau wissen, woraus sie bestehen – bis hinunter auf die molekulare Ebene.«

Gaeta nickte verstehend. »In Ordnung. He, Fritz, ich muss in

den Anzug!«, rief er von Helmholtz zu.

Von Helmholtz und die vier Techniker gingen zum Anzug. Der Cheftechniker hielt inne und fragte: »Dr. Cardenas, brauchen Sie vielleicht Ihren Koffer?«

»Ja, den werde ich brauchen. Danke.«

Er brachte Cardenas das Köfferchen, während zwei der Techniker die Luke des Anzugs öffneten und die anderen zwei die Kontroll-Computer hochfuhren, die an der anderen Seite des Labors standen.

»Sie wollen aussteigen, wenn wir Jupiter passieren?«, fragte Cardenas Gaeta, während von Helmholtz ihr den Koffer gab.

»Ja. Ein paar Millionen VR-Zuschauer werden das Erlebnis des Vorbeiflugs am Jupiter mit uns teilen. Das wird vielleicht ein Spaß.«

»Den Jupiter-Swingby auf einem Weltraumspaziergang beobachten. Das würde ich selbst gern erleben«, sagte Cardenas.

Die Techniker entriegelten die Luke an der Rückseite des Anzugs, und Gaeta ging zu ihnen hinüber. »Sicher, wieso nicht?«, sagte er über die Schulter zu Cardenas. »Fritz, du bist doch fähig, eine VR-Ausrüstung zu improvisieren, nicht wahr?«

»Es wäre mir eine Ehre«, sagte von Helmholtz. Cardenas vermochte indes nicht zu sagen, ob das nun sein Ernst oder Sarkasmus war.

Sie schaute zu, wie Gaeta ein Bein über den Rand der Luke hob, sich an beiden Seiten festhielt und das andere Bein nachzog. Sein Kopf verschwand in der Dunkelheit im Innern des Anzugs.

Sie hörte einen dumpfen Schlag, gefolgt von einer Serie

gedämpfter spanischer Flüche.

»Ist ziemlich eng da drin«, sagte einer der Techniker und grinste sie an.

»Ok, ich bin drin«, rief Gaeta. Die Techniker schlossen die Luke und verriegelten sie.

Cardenas ging zur Vorderseite des Anzugs und musste den Kopf in den Nacken legen, um Gaetas Gesicht durchs stark getönte Helmvisier zu sehen.

Der rechte Arm des Anzugs setzte sich mit dem Summen und Surren der Servomotoren in Bewegung.

»Hallo, Chris«, ertönte Gaetas verstärkte Stimme, und er winkte ihr zu. »Wollen wir ein Tänzchen wagen?«

Aber sie hatte sich schon auf den Boden gekniet und öffnete den Koffer, der ihre Analyse-Werkzeuge enthielt. Von wegen Tänzchen.

Zwei Tage vor dem Jupiter-Standby

Die Cafeteria war vom Lärm klirrenden Bestecks und vieler Unterhaltungen erfüllt. Ilja Timoschenko verzichtete darauf, sich an den langen Schlangen vor den verschiedenen Theken anzustellen und komponierte sich lieber ein Menü aus den Verkaufsautomaten. Er hatte ein ›Mampfburger‹-Sandwich und eine Schüssel mit dampfender Suppe auf dem Tablett; damit stand er nun vorm Getränkeautomaten.

»Die Qual der Wahl, was?«

Timoschenko drehte den Kopf und sah, dass Jaansen, einer der Top-Ingenieure, neben ihm stand – groß, schlank und so blass wie die Mitternachtssonne.

Ohne ein Wort schob Timoschenko den Plastikbecher unter die Cola-Düse und drückte auf die Taste. Dann ging er weg und suchte nach einem Tisch, an dem noch niemand saß. Als er das Tablett abstellte, kam jedoch auch schon Jaansen mit einem Salat und einem Glas Milch zu seinem Tisch.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«, fragte Jaansen und stellte schon das spartanische Mittagessen auf den Tisch. »Ich muss mit Ihnen sprechen.«

»Worüber?«, fragte Timoschenko. Jaansen war einer der Chefs und stand ein paar Sprossen über ihm auf der Leiter.

»Politik«, sagte Jaansen, zog einen Stuhl unterm Tisch hervor und setzte sich.

Mit einem Mal war Timoschenko der Appetit vergangen. »Ich interessiere mich überhaupt nicht für Politik«, sagte er.

»Früher hatten Sie sich aber dafür interessiert. Sie waren sogar ein engagierter Aktivist.«

»Sie sehen ja, wohin mich das gebracht hat.«

Jaansen machte eine vage Handbewegung. »Aber hier ist es doch gar nicht so schlimm, oder? Wenn Sie schon ins Exil gehen müssen, dann ist dieser Ort besser als die meisten anderen.«

»Sind Sie auch ins Exil geschickt worden?«, fragte Timoschenko spontan.

»Nein, ich bin freiwillig hierher gekommen. Für mich ist das eine Gelegenheit, eine große Engineering-Operation zu leiten.«

»Den Chef zu markieren, meinen Sie wohl.«

»Sie könnten auch ein Chef sein«, sagte Jaansen. »Sogar der oberste Chef von allen.«

Timoschenko schaute ihn finster an.

»Ich meine das wirklich so, Ilja. Sie könnten sich für das Amt

des Verwaltungschefs bewerben, sobald die neue Verfassung in Kraft getreten ist.«

»Sie machen wohl Witze.«

»Das ist mein voller Ernst. Sie könnten kandidieren, und Sie hätten gute Aussichten auf den Sieg. Alle Ingenieure und Techniker würden für Sie stimmen. Das ist ein großer Stimmenblock.«

»Und weshalb sollten sie wohl für mich stimmen?«

»Weil Sie einer von uns sind. Alle kennen und respektieren Sie.«

Timoschenko grunzte verächtlich. »Ich habe kaum Freunde. Es kennt mich auch kaum jemand, und diejenigen, die mich kennen, mögen mich nicht besonders. Und ich kann es ihnen nicht einmal verdenken.«

Jaansen ließ aber nicht locker. Er zog den Palmtop aus der Tasche seiner Kutte und gab Zahlen ein, während er sprach.

»Politik ist im Grunde nichts anderes als Arithmetik«, sagte er und tippte fleißig Zahlen ein. »Sie werden von Ihren Kollegen viel mehr respektiert, als Sie glauben. Sie werden eher für sie als für Urbain stimmen, und…«

»Urbain? Er bewirbt sich um ein öffentliches Amt?«

»Natürlich. Er ist schließlich Leiter der Wissenschafts-Abteilung, nicht wahr? Die Wissenschaftler glauben, dass ihnen dieses Habitat gehöre. Sie glauben, wir alle müssten ihnen zu Diensten sein. Natürlich wird er kandidieren. Und er wird auch gewinnen, sofern es Ihnen nicht gelingt, die Ingenieure und Techniker hinter sich zu versammeln.«

Timoschenko schüttelte den Kopf. »Ich interessiere mich nicht für Politik«, wiederholte er. Aber er blieb trotzdem sitzen, hörte Jaansen zu und schaute zu, wie er die Zahlen in

den Palmtop tippte.

Eine halbe Stunde später, auf der anderen Seite der vollen und lauten Cafeteria, schickte Edouard Urbain sich an, die Mahlzeit zu beenden und ins Büro zurückzugehen. Die kalte Kartoffelsuppe war ein fader Aufguss einer Vichyssoise. Er hatte keine anständige Mahlzeit mehr genossen, seit er Montreal verlassen hatte. Wilmot hat natürlich kein Gespür für eine gute Küche. Wenn ich erst einmal Verwaltungschef bin, werde ich schon dafür sorgen, dass die Köche ihr Handwerk erlernen.

Es gab tausend Dinge zu tun: Der Bau des Rovers war ins Stocken geraten, der Jupiter-Swingby stand kurz bevor, und dieser Eberly wollte eine Verfassung für das Habitat ausarbeiten und sich selbst zum Verwaltungschef aufschwingen.

Unmöglich!, sagte Urbain sich, während er die fade Suppe löffelte. Dies ist eine wissenschaftliche Mission, und dieses Habitat dient einzig und allein der Wissenschaft. Folglich muss ein Wissenschaftler den Regierungschef stellen.

»Sind Sie auch schon so aufgeregt wie ich?«

Urbain schreckte auf. Er schaute hoch und sah, wie der Chefingenieur, der Norweger Jaansen, ihn freundlich anlächelte. Widerwillig bedeute Urbain ihm, auf dem leeren Stuhl an der anderen Seite des Tisches Platz zu nehmen.

»Aufgeregt?«, fragte er, als Jaansen den angebotenen Stuhl nahm.

»Wegen des Jupiter-Swingby.«

»Ach so. Ja, ich glaube schon«, murmelte Urbain, während er den Rest der Suppe löffelte. Dann bemerkte er, dass Jaansen

kein Essen auf dem Tisch stehen hatte. »Essen Sie denn nicht zu Mittag?«

»Ich habe schon gegessen«, sagte der Ingenieur. »Ich wollte gerade gehen, als ich Sie allein hier sitzen sah.«

Urbain hätte es eigentlich vorgezogen, allein zu essen. Aber er sagte nichts und griff nach der Teetasse. In den Restaurants wurde eine Art Wein ausgeschenkt. In der Cafeteria aber nicht.

»Ich vermag an gar nichts anders mehr zu denken als an den Swingby«, sagte Jaansen. »Und an die Betankungs-Prozedur. Ich habe alle Punkte des Ablaufs ein Dutzend Mal gecheckt, aber ich werde trotzdem das Gefühl nicht los, dass ich irgendetwas vergessen habe.«

»Dafür haben wir schließlich Checklisten«, sagte Urbain unwirsch.

Jaansen lächelte. »Ja, ich weiß. Aber trotzdem…«

Urbain trank den Tee aus. »Wenn Sie mich entschuldigen wollen«, sagte er und schickte sich an, aufzustehen.

Jaansen berührte ihn am Ärmel. »Haben Sie noch eine Minute? Etwas hätte ich gern noch mit Ihnen besprochen.«

»Ich muss ins Labor zurück.«

Jaansen nickte; die eisblauen Augen mit den hellblonden Wimpern schauten enttäuscht. »Ich verstehe.«

»Eine Minute, sagen Sie?«, gestand Urbain ihm unter dem Einfluss eines plötzlichen Schuldgefühls zu.

»Vielleicht auch zwei.«

»Was gibt es denn?«, fragte Urbain. Er beugte sich vor, nahm das Tablett vom Stuhl und stellte das Geschirr drauf.

»Ich brauche Ihre Hilfe. Ihre Anleitung.«

»In welcher Angelegenheit?«

Der Ingenieur schaute sich fast verstohlen um, bevor er erwiderte: »Sie wissen doch, dass der Leiter der Human Resources ein Komitee bildet, um eine neue Verfassung für uns auszuarbeiten.«

»Ja, davon habe ich gehört.«

»Und sobald die Verfassung in Kraft getreten ist, sollen wir eine Regierung wählen.«

Worauf will er eigentlich hinaus?, fragte Urbain sich und nickte.

»Ich vermute, dass Sie diese Regierung leiten wollen«, sagte Jaansen.

»Ach was. Will ich das?«

»Sind Sie bereit, ein solches Opfer zu bringen?«, fragte Jaansen mit ernstem Blick. »Das wird eine große Verantwortung sein.«

Urbain wollte etwas sagen; doch dann hielt er inne und formulierte die Worte im Geiste vor, bevor er antwortete: »Ich habe schon ernsthaft darüber nachgedacht. Das ist eine große Verantwortung, da haben Sie völlig Recht. Weil dies jedoch eine wissenschaftliche Mission ist, muss sie auch von einem Wissenschaftler geleitet werden. Als Chef-Wissenschaftler habe ich eigentlich keine andere Wahl. Ich muss die Verantwortung übernehmen.«

»Vorausgesetzt, die Leute wählen Sie überhaupt«, sagte Jaansen.

»Natürlich werden sie mich wählen! Wen sollten sie denn sonst wählen?«

Einen Tag vor dem Jupiter-Swingby

»Und wo werden Sie sein, wenn wir den Jupiter passieren?«, fragte Don Diego.

Holly schaute vom Stachelbeerstrauch auf, den sie an der Böschung anpflanzte. »Im Büro«, sagte sie mit einem Lächeln. »Ich muss ab und zu auch ein wenig arbeiten.«

Der alte Mann wischte sich mit der Rückseite der behandschuhten Hand den Schweiß von der Stirn. »Halten Sie das, was wir hier tun, etwa nicht für Arbeit?«

»Das ist Vergnügen. Ich meine, es ist schon körperliche Arbeit. Aber es ist trotzdem Vergnügen. Wenn ich ›Arbeit‹ sage, dann meine ich damit die Tätigkeit, für die ich angestellt wurde.«

»Sie scheinen aber jeden Tag hier draußen Zeit mit mir zu verbringen«, sagte Don Diego, während sie an einem widerspenstigen spiraligen Stahlkabel zog, das halb im Boden vergraben war.

»Ich bin gerne hier draußen.« Holly wurde sich bewusst, dass sie eigentlich lieber im Freien als im Büro war. Sie genoss es, mit diesem älteren Mann zu arbeiten und zu reden, mit diesem seriösen und zugleich unbekümmerten Mann, der ein so guter Zuhörer war und von dem sie so viel zu lernen vermochte.

»Vorsicht«, sagte Holly, als er das widerspenstige Kabel aus der Erde zu ziehen versuchte. »Es ist vielleicht mit irgendetwas Wichtigem verbunden.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nur Schrott, den die Bautrupps zurückgelassen haben. Anstatt den Bereich zu säubern, wofür sie schließlich auch bezahlt wurden, haben sie die Abfälle die Böschung hinuntergeworfen, wo sie glaubten,

dass niemand sie sehen würde.«

Holly ging zu ihm hinüber und half ihm. Gemeinsam zogen sie das wellige Kabel aus dem Boden. Richtig, es war mit nichts verbunden. Nur Schrott, der vom Bau des Habitats übrig geblieben war.

»Vielleicht sollten wir Aufräumtrupps organisieren, die alle Kanäle und Böschungen absuchen«, sagte Holly sich laut. »Auf diese Weise könnten wir vielleicht noch ein paar brauchbare Materialien gewinnen.«

»Ich mache mir mehr Sorgen wegen der Auswirkungen auf unsere Gesundheit. Stahl rostet, und der Rost sickert in die Trinkwasser-Reservoirs.«

»Das Wasser wird doch in der Kläranlage gereinigt«, sagte Holly.

Er nickte skeptisch. »Ich mache mir trotzdem Sorgen.«

Holly widmete sich wieder dem Stachelbeerstrauch. Sie drückte die frische Erde um den Strauch fest, richtete sich langsam wieder auf und verschränkte die Hände auf dem Rücken.

»Genug für heute«, sagte sie und schaute zum langen Sonnenfenster hinauf. Es lag schon im Halbschatten. »Abendessenszeit.«

»Gestatten Sie, dass ich Sie zum Abendessen in meiner Hazienda einlade?«, fragte Don Diego und zog sich die fleckigen, schmutzigen Handschuhe aus.

Holly lächelte. Sie wusste, dass seine Hazienda ein Einzimmer-Apartment war – etwa mit der gleichen Größe und dem Schnitt wie ihr eigenes.

»Wieso soll ich heute Abend nicht etwas kochen?«, schlug sie vor.

Er wirkte im ersten Moment verlegen und sagte dann: »Sie sind ein Mensch mit vielen Talenten, Holly, aber ich glaube, ich bin doch ein besserer Koch als Sie.«

»Zeigen Sie mir, wie man Chili zubereitet?«, fragte sie begierig.

»Natürlich. Aus Soja und Pintobohnen«, erwiderte er. »Ich werde Ihnen sogar zeigen, wie man die Bohnen so zubereitet, dass sie nicht blähen.«

»Bekomme ich denn *nie* mehr was zu essen?«, beklagte Manny Gaeta sich. »Die Cafeteria hat wahrscheinlich schon wieder geschlossen.«

»Dann spielt es eh keine Rolle mehr, nicht wahr«, sagte Fritz von Helmholtz unwirsch.

Im Panzeranzug stand Gaeta einen guten halben Meter über den Deckplatten. Er schaute durchs stark getönte Visier des Helms auf von Helmholtz hinab.

»*Cabrön*«, murmelte Gaeta. Fritz ist mir manchmal so sympathisch wie Hämorrhoiden, sagte er sich.

Von Helmholtz schaute von seinem Palmtop auf und blickte ihn mit gerunzelter Stirn an. »Wir müssen zuerst noch den Vakuum-Test durchführen.«

»Es ist verdammt heiß hier drin. Ich schwitze.«

»Dann schalte die Kühlung ein«, sagte von Helmholtz ungerührt.

»Ich will die Batterien nicht unnötig belasten.«

»Die laden wir über Nacht wieder auf.«

Gaeta wusste, dass er den Test einfach abzubrechen vermochte, indem er den Anzug herunterfuhr und die Luke öffnete. Er steckte nun schon seit Stunden in diesem Kokon

und hatte fast jede Prozedur durchlaufen, die sie brauchen würden, um den Vorbeiflug am Jupiter aufzuzeichnen. Gaeta war müde, verschwitzt und fühlte sich unwohl.

Aber er wusste, dass Fritz Recht hatte. Du musst alles überprüfen. Vergewissere dich, ob auch alles funktioniert. Nicht dass du eine böse Überraschung erlebst, wenn du draußen bist.

»In Ordnung, Vakuum-Test«, murmelte er und überflog die Weihnachtsbaumbeleuchtung der Kontrolllampen, die in den Helmkragen eingelassen waren. Alles im grünen Bereich außer zwei gelben Lampen: eine schlappe Batterie und ein Lüfter, der zu langsam lief. Vielleicht ist das der Grund dafür, weshalb es hier drin so verdammt heiß ist, sagte er sich.

Fritz stand an der großen Überwachungs-Konsole und studierte den Diagnosebildschirm. »Dieser Lüfter wird ausgetauscht werden müssen«, sprach er ins Mikrofon.

Einer der Techniker nickte missmutig. »Die Verabredung zum Abendessen hat sich damit erledigt«, grummelte er.

Fritz richtete sich auf und drehte sich zu Gaeta um. »Komm, meine kleine Sylphe. Zur Luftschleuse Nummer vierzehn.«

Gaeta setzt sich in Bewegung. Der Anzug fühlte sich trotz der Servomotoren, die die Arm- und Beinbewegungen erleichterten, starr an. »Ich fühle mich hier drin wie ein Zinnsoldat«, sagte er Fritz. »Ölkännchen! Ölkännchen!«

Fritz verzog keine Miene. »Die Lager sind selbst schmierend. Wenn der Anzug bewegt wird, schleifen die Gelenke sich mit der Zeit ein.«

»Ja, sicher.«

Gaeta folgte Fritz zur Doppeltür des Labors. Einer der Techniker öffnete sie ihnen. Zu seiner Überraschung sah Gaeta

Holly Lane draußen auf dem Gang stehen. Sie machte große Augen, als sie den Anzug auf sich zustapfen sah.

Er bewegte langsam den Arm und krümmte die Finger in einer mechanischen Bewegung. »Hallo, Holly«, rief er.

»Manny? Stecken Sie da drin?«

»Ja.«

Sie präsentierte ihm einen kleinen Plastikbeutel. »Ich habe ihnen etwas Chili mitgebracht. Selbst gemacht.«

»Wir haben im Moment keine Zeit zum Essen«, sagte von Helmholtz. »Wir sind sehr beschäftigt.«

»Kommen Sie doch mit, Holly«, rief Gaeta. »Wir gehen zur Luftschleuse vierzehn runter.« Er setzte den schweren Gang durch den Korridor fort.

»Sie wollen jetzt schon nach draußen gehen?«, fragte Holly und machte ihm hastig den Weg frei.

»Nee. Die Sicherheits-Jungs haben meine EVA gestrichen. Sie wollen gleich eine ganze Truppe rausschicken, um die Brennstofftanks in Empfang zu nehmen, die vom Jupiter kommen. Ich bleibe in der Schleuse, während sie geöffnet wird, um den Leuten nicht im Weg zu sein. Wir werden den Vorbeiflug am Jupiter morgen aufnehmen; das ist nämlich der Zeitpunkt der größten Annäherung.«

»Darf ich dabei zuschauen?«

»Sicher«, sagte Gaeta und freute sich über das nervöse Zucken in Fritz' rechter Wange. »Kommen Sie nur mit.«

Tanker *Graham*

»He, Tavalera, pass gut auf, wir beginnen nun mit dem

Rendezvous-Manöver.«

Raoul Tavalera murmelte eine Obszönität. Ich weiß auch, dass wir mit dem verdammten Rendezvous-Manöver beginnen, entgegnete er dem Skipper stumm. Wieso, zum Teufel, sind wir wohl sonst hier draußen?

Die *Graham* war kaum mehr als ein Paar leistungsstarker Fusionstriebwerke und eine Wohnkapsel, die die zweiköpfige Besatzung beherbergte: den herben Skipper und Tavalera, der die Tage zählte, bis er sein soziales Jahr beendet hatte und wieder in seine Heimat New Jersey zurückkehren konnte. Er schwor sich, nach der Rückkehr den Boden zu küssen und die Oberfläche des Planeten Erde nimmermehr zu verlassen.

Die kleine *Graham* hatte drei riesige, mit Wasserstoff- und Helium-Isotopen gefüllte Kugeln im Schlepp, mit denen die Fusionstriebwerke beschickt werden sollten. Die Kugeln würden bald ans näher kommende Habitat angeflanscht werden; nachdem dieser Auftrag dann erledigt war, würden die *Graham* und ihre zweiköpfige Besatzung in die relative Sicherheit und Behaglichkeit der Station *Gold* zurückkehren, die sich im Orbit um den Jupiter befand.

Der Skipper hatte sich auf dem Kommandantensitz angeschnallt; ihr hässliches, teigiges Gesicht verschwand fast völlig unter dem Sensor-Helm. Alles, was Tavalera von ihr sah, war ihr fieses Pferdegebiss und der versiffte Overall, den sie trug, seit sie die Raumstation vor vier Tagen verlassen hatten.

Als Tavalera zum ersten Mal zum Jupiter gekommen war, hatte er sich über die Aussicht gefreut, in die Wolken von Jupiter einzutauchen. Vor seinem geistigen Auge lief eine waghalsige Operation ab, bei der er in die obere Schicht von

Jupiters wirbelnden Wolken eintauchte und Isotope aus der abgrundtiefen Atmosphäre des Planeten schöpfte. Riskant und aufregend. Und lebensnotwendig.

Fusionsbrennstoff vom Jupiter versorgte nämlich die Kraftwerke und Nuklearraketen der Zivilisation im ganzen Sonnensystem, von der Erde bis hin zum Asteroidengürtel und darüber hinaus.

Damals hatte Tavalera sich noch ein aufregendes Leben vorgestellt, wo er spannende Missionen in Jupiters Wolken durchführte und von Schwärmen von Groupies angeschmachtet wurde. Die Realität war stinklangweilig. Die spektakulären Tauchgänge in die wirbelnden Wolken wurden von robotischen Raumfahrzeugen erledigt, die aus der Sicherheit der Station *Gold* ferngesteuert wurden. Tavaleras einzige Flugmission bestand in routinemäßigen Shuttleflügen und darin, Brennstofftanks zu Schiffen aus der Erde-Mond-Region oder dem Gürtel zu transportieren. Und die Frauen an Bord der Station suchten sich die Männer nach dem Kriterium des Ranges aus, was bedeutete, dass Tavalera – ein popeliger Ingenieur, der sein soziales Jahr ableistete – ziemlich weit unten auf der ›Wunschliste‹ stand. Außerdem, sagte er sich griesgrämig, waren die meisten Frauen eh hässlich, und die paar hübschen waren wahrscheinlich lesbisch.

Er begann die Missionen zu zählen, zählte die Tage und Stunden und Minuten, bis er endlich entlassen wurde und nach Hause fliegen durfte. Diese Mission war besonders langweilig gewesen: Vier geschlagene Tage lang schleppte er drei große Brennstoffbehälter zu einem Rendezvous-Punkt mit dem näher kommenden Habitat, das zum Saturn unterwegs war. Tavalera war schon seit vier Tagen nicht mehr aus dem

Overall herausgekommen und sah dementsprechend aus. Der Skipper hat ihn deswegen gefrotzelt und gefragt, ob er denn nicht mit den Kleidern unter die Dusche gehen wolle. Schlampe!, sagte er sich.

Alles, was er nun zu tun hatte, war still zu sitzen und die Anzeigen auf der Steuerkonsole zu beobachten, während der Skipper die drei großen Tanks zum anfliegenden Habitat manövrierte. Es war eine schwierige Mission gewesen; sie hatten den meisten Brennstoff der *Graham* schon dafür verbraucht, über den Nordpol des Jupiter aufzusteigen, um sich der fünfzig Millionen Elektronenvolt-Synchrotron-Strahlung zu entziehen, die um den Äquator des Planeten tobte. Dann hatten sie sich weiter als auf allen bisherigen Missionen vom Jupiter entfernen müssen – ganze zwanzig Planetendurchmesser in Richtung der Sonne –, bis sie die große Magnetosphäre des Planeten mit der starken Strahlung verlassen hatten. In der der Sonne abgewandten Richtung erstreckte der Schweif der Magnetosphäre sich fast bis zur Umlaufbahn des Saturn.

Der Hauptbildschirm zeigte das Habitat in einer Falschfarben-Infrarotdarstellung. Tavalera schaute zum Beobachtungsfenster auf und sah die *Goddard* von trübem Sonnenlicht eingerahmt, das vom langen röhrenförmigen Körper reflektiert wurde. Für ihn hatte das Habitat die Anmutung eines Abflussrohrstücks, das lautlos durch den leeren Raum trieb.

»Löse Tank Nummer eins«, sagte der Skipper mechanisch.

Tavalera sah, dass die Freigabelampe grün aufleuchtete. Er vergrößerte die Darstellung auf dem Bildschirm und sah eine Armada von Technikern in Raumanzügen und Einmann-

Raumgleitern am anderen Ende des Habitats hin und her wuseln: Sie warteten darauf, den Kugeltank abzufangen und ans fliegende Abflussrohr anzuflanschen.

Bei Tank Eins lief alles reibungslos, wie auch bei Tank Zwei.

»Oh, oh«, sagte der Skipper plötzlich.

Tavaleras Herz krampfte sich in der Brust zusammen. Es gab Probleme.

»Tank Drei hängt«, sagte sie ruhig. »Du wirst rausgehen und ihn losmachen müssen.«

Vor dieser Eventualität hatte Tavalera sich schon die ganze Zeit gefürchtet. Er hatte keine Probleme damit, in einem Schiff durchs Vakuum des Raums zu fliegen, nicht einmal in einer so winzigen Kiste wie der *Graham*. Aber mit nichts anderem als einem dünnen Raumanzug dort draußen zu sein – das machte ihm wirklich Angst.

Der Skipper klappte das Helmvisier hoch. »Was ist los, Sonnyboy; hast du mich nicht verstanden?«, fragte sie schroff. »Steig in einen Anzug! Wir müssen den Tank lösen, bevor dieses verdammte Habitat außerhalb unserer Reichweite ist.«

Wir, sagte Tavalera sich. Sie sagt, ›wir‹ müssten die Panne beheben. Aber sie meint nur mich. Sie selbst bleibt schön hier drin.

Widerwillig löste er den Gurt, stieß sich vom Sitz ab und schwebte in den rückwärtigen Bereich des Moduls, wo die Raumanzüge aufbewahrt wurden. Es dauerte nur etwa zwanzig Minuten, in den Anzug zu steigen und die Schläuche anzuschließen, doch der Art und Weise nach zu urteilen, wie der Skipper ihn verfluchte, schien es Stunden zu dauern. Schließlich kam sie zu ihm herüber und prüfte ihn aus; sie machte das aber so fahrig, dass Tavalera wusste, dass sie

geschludert haben musste. Dann schob sie ihn zur Luftschleuse.

»Mach schon, du Lahmarsch.«

Gaeta war hungrig, müde, verschwitzt und überhaupt nicht gut drauf, während er darauf wartete, dass die Techniker die innere Luke der Luftschleuse öffneten.

Wie er sie aus dem Innern des gepanzerten Anzugs betrachtete, fragte er sich, wieso die *idiotas tarugas* so lang brauchten, nur um die richtigen Zahlen in die an der Wand montierte Tastatur der Luftschleuse einzugeben.

Fritz legte die Hand auf den Ohrhörer und murmelte etwas ins Mikrofon.

»Wieso dauert das so lang?«, fragte Gaeta ungehalten.

»Sicherheitsanweisung«, sagte Fritz. »Sie haben ein Team auf einer EVA und wollen sichergehen, dass sie nicht in der Nähe der Luftschleuse sind, wenn wir sie öffnen.«

»*Maldito.* Ich will doch gar nicht nach draußen, ich will nur in der offenen Luftschleuse stehen. Hast du ihnen das denn nicht gesagt?«

»Sie wissen…« Fritz neigte den Kopf und legte wieder die Hand auf den Ohrhörer. »Wiederholen Sie das noch mal?« Er hörte zu, nickte und schaute zu Gaeta auf. »Noch fünf Minuten. Dann können wir die Luftschleuse evakuieren.«

»Fünf Minuten«, grummelte Gaeta.

Holly trat vor ihn; sie wirkte wie eine kleine Elfe, als sie zum Helm visier aufschaute.

»Besteht irgendeine Möglichkeit, dir das Chili zukommen zu lassen?«, fragte sie mit einem Lächeln. »Du musst doch schon am Verhungern sein da drin.«

Er erwiderte ihr Grinsen und fragte sich, in welchem Maß sie sein Gesicht durchs stark getönte Visier überhaupt zu sehen vermochte. Er dankte ihr stumm für den Gefallen, den sie ihm – unwissentlich – getan hatte. Gaeta hatte nämlich schon seit über einem Jahr versucht, einen Flug im Habitat mit dem Ziel Saturn zu ergattern. Dann hatte Wendell ihn aus dem Hauptquartier der Astro Corporation angerufen, und in weniger als zwei Wochen war alles arrangiert worden. Er hatte nicht mehr zu tun, als ein Auge auf dieses dürre Mädchen zu halten, was überhaupt kein Problem war. Und als Gaeta nun auf Holly hinabschaute, wurde er sich bewusst, dass sie gar nicht dürr war; sie war schlank, geschmeidig und noch dazu verdammt attraktiv. *Una guapa chiquita.*

»Ich bin wirklich schon am Verhungern«, sagte er zu Holly, »aber ich darf diese Blechbüchse erst dann wieder öffnen, wenn der Test gelaufen ist, den wir durchführen wollen.«

Sie nickte leicht verdrießlich.

Plötzlich verscheuchte Fritz sie mit einem Winken von Gaeta und sagte den Technikern, dass sie die innere Luke öffnen sollten.

»Ich dachte, du hättest fünf Minuten gesagt«, sagte Gaeta ebenso ungehalten wie überrascht.

»Fünf Minuten, bis wir die äußere Luke öffnen dürfen«, sagte Fritz nervös, während einer der Techniker den Code der Luke eingab. »Wir wollen uns jetzt schon darauf vorbereiten. Ich habe auch noch nichts zu Abend gegessen.«

Gaeta lachte, als die schwere Luke sich einen Spalt weit öffnete. Zwei Techniker zogen sie ganz auf. Der klobige Anzug passte nämlich nur durch die große Frachtluke der Luftschleuse. Der Anzug hatte keine beweglichen Teile außer

den Gelenken für die Arme und Beine. Der darin eingesperrte Gaeta hatte das Gefühl, einen Panzer zu fahren.

Er erhaschte einen Blick auf Holly, die an der Seite stand und gespannt zuschaute, während er über die Schwelle der Luke stapfte und mit den gestiefelten Füßen im Innern der Luftschleuse zum Stehen kam.

»Schließe die innere Luke«, ertönte Fritz' spröde Stimme im Helmlautsprecher.

»Bestätige Schließen der inneren Luke«, sagte Gaeta.

Sie waren nun alle aus seinem Blickfeld verschwunden. An der Wand links neben sich sah er die Schaltfläehe der Luftschleuse mit den roten und grünen Kontrolllampen. Das Licht wurde gedämpft, als die innere Luke sich schloss, und eine der roten Lampen wechselte über Gelb zu Grün.

Gaeta war allein in der kahlen Kammer eingesperrt, wie ein Roboter in einer metallenen Gebärmutter. Er spürte einen Druck auf der Blase, doch den spürte er immer, wenn er nervös war. Das würde sich wieder legen. Und das wäre auch besser so, sagte er sich; wir haben nämlich darauf verzichtet, einen Katheter zu legen.

»Auspumpen«, sagte Fritz.

»Auspumpen«, wiederholte er.

Er hörte die Pumpen nicht, die die Luft aus der Kammer absaugten, und spürte nicht einmal die Vibrationen durch die dicken Sohlen der Anzugstiefel. Wie oft habe ich schon in diesem Anzug gesteckt, sagte Gaeta sich. Das erste Mal bei der Wanderung durchs Mare Imbrium. Dann beim Sturz in die Wolkendecke der Venus. Und beim Eintauchen in die Jupiteratmosphäre. Vielleicht ein Dutzend Testläufe für jeden Stunt. Insgesamt fast fünfzigmal. Ich fühle mich hier drin fast

schon wie zu Hause.

»Öffne Außenluke in dreißig Sekunden«, sagte Fritz.

»Öffnung in dreißig.«

»Mach aber keine Dummheiten.«

Gaeta schüttelte den Kopf im Helm. Mach dir nicht ins Hemd, Fritz, sagte er sich. »Ich werde wie eine Statue hier stehen bleiben«, versprach er. »Keine Tricks.«

»Zehn… neun…«

Trotzdem würde es mir gefallen, sagte Gaeta sich, mal kurz nach draußen zu gehen und ein bisschen rumzudüsen. Vielleicht einen Kreis ums Habitat fliegen. Wir müssen den Anzugs-Antrieb früher oder später ohnehin testen.

»Drei… zwei…«

Fritz würde durchdrehen, sagte Gaeta sich mit einem stummen Lachen.

»Null.«

Die Außenluke glitt langsam auf. Zuerst sah er nichts als schwarze Leere, doch dann passte die Polarisierung des Visiers sich an, und die Sterne erschienen. Tausende von Sternen. Millionen. Helle kleine Lichtpunkte perforierten die Leere dort draußen wie funkelnde Diamanten, die auf einem Tuch aus schwarzer Seide ausgestreut waren. Und an einer Seite floss der leuchtende Strom der Milchstraße, ein verschlungener Pfad, der sich glühend durch den Himmel zog – geheimnisvoll und verlockend.

Gaeta war kein religiöser Mensch, doch jedes Mal, wenn er die Majestät der wirklichen Welt sah, bekam er feuchte Augen und murmelte die immer gleiche Lobeshymne: »Die Erde ist des Herrn, und was darinnen ist, der Erdkreis und die darauf wohnen.«

Rendezvous mit Hindernissen

Wie ein Hummer, der über den Meeresboden kroch, hangelte Tavalera sich am steifen Kabel aus Buckminsterfulleren entlang, das die *Graham* mit der Brennstoffkugel verband. Als er den Tank erreicht hatte, kletterte er vorsichtig die Sprossen hinauf, die in die Metallkugel eingelassen waren. Als er das Verbindungsstück erreichte, schlang er eine Leine um die nächste Sprosse, die aus der gewölbten Oberfläche des Tanks ragte. Er hatte Bedenken, ohne durch eine Leine gesichert zu sein im leeren Raum zu arbeiten, aber die Anzugsleinen waren zu kurz, um die Entfernung zwischen der Luftschleuse der *Graham* und dem Verbindungsstück am Brennstofftank zu überbrücken. Als er sicher vertaut war, beugte er sich so weit nach vorn, wie das im Raumanzug möglich war, und versuchte die Verbindung, die sich der Entriegelung widersetzte, mit der Helmlampe anzustrahlen.

Jedes Mal, wenn er eine EVA absolvieren musste, rechnete er damit, zu erfrieren und im eisigen Vakuum des Raums zu erstarren. Und jedes Mal war er dann wieder überrascht, dass es im Anzug so warm wurde. Fünf Minuten hier draußen, und ich schmore wie im Kochtopf eines Kannibalen, sagte er sich missmutig. Er blinzelte den Schweiß aus den Augen und verfluchte sich, weil er vergessen hatte, ein Stirnband anzulegen.

»Und?« Die Stimme des Skippers drang noch gehässiger als sonst aus dem Helmlautsprecher.

»Ich suche die Stelle, wo es hängt«, sagte Tavalera. »Gib mir

noch ein paar Minuten.«

»Richte die Kamera drauf, dass ich auch was sehe.«

Ich würde dir die Kamera am liebsten in deinen knochigen Hintern schieben, grummelte Tavalera stumm. Er tat jedoch wie geheißen, löste die Minicam vom Ausrüstungsgürtel und ließ sie im Schlitz in der linken Anzugschulter einrasten. Das Licht der Kamera und der Helmlampe verschmolzen miteinander.

Tavalera schüttelte den Kopf und sagte: »Ich weiß nicht, wo es hängt. Aus meiner Sicht ist alles in Ordnung.«

Der Skipper murmelte etwas, das zu leise war, als dass er es verstanden hätte. »Überprüfe den Empfänger«, sagte sie dann.

Tavalera überprüfte stattdessen die Sicherheitsleine. Er war nämlich nicht darauf erpicht, vom Brennstofftank abzudriften und im interplanetaren Raum zu verschwinden. Es waren zwar viele Leute vom Habitat draußen, aber er vermochte sich nicht darauf zu verlassen, dass sie ihn rechtzeitig erreichen würden. Oder es auch nur versuchen würden.

»Und?«, ertönte es noch gereizter.

»Ich arbeite daran«, schnauzte er zurück.

Der Empfänger hatte den Selbsttest beendet: Die Batterie war fast geladen, und das Gerät empfing das Steuersignal vom Schiff.

»Muss ein mechanisches Problem sein«, sagte Tavalera.

»Versuch es mit der Überbrückung.«

»Das nützt nichts, wenn es sich um ein mechanisches Problem handelt.«

»Versuch es mit der Überbrückung«, wiederholte der Skipper.

Tavalera schnaufte ärgerlich und fragte sich, wie viel

Strahlung er pro Sekunde wohl abbekam; dann tippte er den Überbrückungsbefehl in die kleine Tastatur des Empfängers, was mit den Handschuhen des Raumanzugs gar nicht so leicht zu bewerkstelligen war.

»Hat keinen Zweck«, meldete er.

»Ich sehe es auch«, sagte der Skipper. »Es muss an der Mechanik liegen.«

»Stimmt.« Das habe ich dir doch gesagt, du taube Nuss, fügte er stumm hinzu.

»Wenn wir es nicht in vierzehn Minuten geschafft haben, werden wir das Rendezvous verpassen. Das Habitat wird dann zu weit von uns entfernt sein.«

Und dann können wir heimgehen, sagte Tavalera sich. Soll doch jemand anders den verdammten Tank zu diesen Pappnasen fliegen. Wer, zum Teufel, hat ihnen überhaupt gesagt, dass sie zum Saturn fliegen sollen?

»Du wirst ihn manuell lösen müssen«, sagte der Skipper.

»Na toll.«

»Mach schon!«

Er sah, dass es unmöglich war, die Metallklinke mit den Händen zu öffnen. Sie bestand aus massivem Asteroiden-Aluminium, war eine robuste Ausführung und ließ sich nur mit dem richtigen elektronischen Befehl entriegeln. Wenn sie sich nämlich zu leicht öffnete, gab sie den Tank vielleicht vorzeitig frei oder verursachte sogar eine Kollision.

»Durchtrenn sie!«, sagte der Skipper. »Nimm den Laser!«

Tavalera schaute zur *Graham* auf, die vielleicht hundert Meter vom Kugeltank entfernt war. Für ihn schien sie aber tausend Kilometer weit entfernt. Durch die transparente Blase des Besatzungsmoduls sah er den Skipper auf dem

Kommandantensitz thronen; ihre Gesichtszüge vermochte er jedoch nicht zu erkennen. Ist auch besser so, sagte er sich. Im Vergleich zu ihr sieht selbst eine Vogelscheuche noch gut aus.

»Mach schon«, drängte der Skipper, »die Uhr läuft.«

Er zog den Hand-Laser aus dem Ausrüstungsgürtel und fragte sich, ob er überhaupt stark genug war, um die Aluminiumklinke zu durchdringen. Wahrscheinlich saugt er mir nur die Anzugbatterien leer, und ich ersticke dann hier draußen. Aber das wird sie wohl nicht jucken.

»Mach schon!«

»Ich mach' ja schon«, schrie er zurück. Er entsicherte den Laser und führte ihn bis auf einen Zentimeter an die widerspenstige Klinke heran.

Er verzog das Gesicht und betätigte den Abzug. Die störrische Klinke sprühte Funken.

Der an der Luftschleuse stehende Gaeta schaute ins Universum hinaus und widerstand dem Drang, eine Runde zu fliegen.

»Alle Systeme im grünen Bereich«, sagte Fritz ihm. »Noch vier Minuten bis zum Testende.«

Vier Minuten, sagte Gaeta sich. Ich wette, ich könnte in vier Minuten einmal ums Habitat herumfliegen.

Während er den Blick schweifen ließ, sah er zwei große Kugeltanks in sein Blickfeld driften; ein paar Gestalten in Raumanzügen kletterten auf ihnen herum. Die Brennstoff-Tanks, sagte er sich. Ich sollte den Leuten lieber nicht ins Gehege kommen. Männer bei der Arbeit. Und Frauen.

Und dann wanderte Jupiter durch die Drehung des Habitats ins Bild – eine entfernte große Kugel, mit blassen Farben

gemasert und an den Polen abgeflacht wie ein Strandball, auf dem ein Kind saß. Und dann erschien noch eine Kugel, weiter entfernt als die anderen – oder vielleicht war sie kleiner.

Noch ein Brennstofftank? Gaeta erinnerte sich, dass jemand gesagt hatte, es seien insgesamt drei. Ein kleines Raumschiff schwebte in der Nähe des Tanks. Wahrscheinlich das Transportschiff, sagte er sich. Dann sah er, dass der Tank Funken sprühte. Was, zum Teufel, machen die da?

»Drei Minuten«, ertönte Fritz' monotone Stimme. Er klang gelangweilt.

Gaeta grinste. Ich hab' genug Saft im Antriebstank, um bis zu diesem Abflussrohr zu fliegen, sagte er sich. Spätestens dann wäre Fritz wohl nicht mehr gelangweilt!

»Worüber lachst du denn?«

Gaeta wurde sich bewusst, dass er vernehmlich gelacht haben musste, und Fritz hatte es empfangen. »Lachen? Wer, ich?«

»Nein, der Mann im Mond«, erwiderte Fritz. »Worüber hast du gelacht?«

»Über gar nichts«, sagte Gaeta und sagte sich zugleich, was für ein Spaß es wäre, aus der Schleuse zu springen und einen Rundflug ums Habitat zu machen.

»Und?«, fragte der Skipper gereizter als je zuvor.

Tavalera schaltete den Laser aus und schaute auf die Klinke. Der Strahl hatte sie zur Hälfte durchtrennt.

»Gib mir noch ein paar Minuten«, sagte er.

»Mach schon voran. Das Fenster schließt sich in weniger als zehn Minuten.«

Tavalera nickte im Kugelhelm und schaltete wieder den

Laser ein. Gleißende Funken stoben.

»Wieso die Verzögerung?«, ertönte eine Männerstimme im Lautsprecher.

Wahrscheinlich der Boss der Habitats-Besatzung, der auf den dritten Brennstofftank wartet, sagte Tavalera sich.

»Wir haben ein Problem mit dem Entriegelungsmechanismus des Tanks«, antwortete der Skipper. »Wir arbeiten dran. Wir werden ihn in ein paar Minuten zu euch schicken.«

Ihre Stimme war honigsüß im Vergleich zu dem Ton, den sie ihm gegenüber anschlug, sagte er sich.

»Der Befestigungspunkt dreht sich aus der Position«, sagte die Stimme gereizt. »Und meiner Besatzung läuft die Zeit davon. Einen so langen Kontakt hatten wir nicht eingeplant.«

»Ich werde den Anflugwinkel anpassen«, sagte der Skipper angespannt. »Das sollte kein Problem sein.«

»Die Zeit drängt.«

»Ja, ja, nur mit der Ruhe. Wir arbeiten dran.«

Wir, sagte Tavalera sich missmutig.

»Tavalera«, schrie der Skipper ihn so laut an, dass er zusammenzuckte. »Erledige das endlich!«

»Ich bin fast durch«, sagte er und drehte sich, damit sie sah, dass die Klinke fast schon durchschnitten war.

Dann ging der Laser aus.

»Was ist denn jetzt wieder los?«, keifte sie.

»Weiß nicht«, murmelte Tavalera und schüttelte das nutzlose kleine Werkzeug. »Ich glaube, der Kondensator muss wieder aufgeladen werden.«

»Brich sie durch!«

»Hä?«

»Die Klinke, du Volltrottel! Sie ist doch fast schon durchtrennt. Brich sie ab! *Sofort!*«

Ohne weitere Überlegung ließ Tavalera den Laser los und packte die Metallklinke mit beiden behandschuhten Händen. Sie gab aber keinen Millimeter nach.

»Brich sie ab!«, schrie der Skipper ihn an. »Mach schon!«

Verzweifelt packte Tavalera den Laser mit einer Hand, während er mit der anderen die Klinke gepackt hielt. Vielleicht hat der Kondensator doch noch etwas Power, sagte er sich und betätigte den Abzug.

Es geschah alles so plötzlich, dass er keine Chance hatte, es zu verhindern. Der Laser feuerte eine Salve von Pikosekunden-Pulsen. Dann hatte Tavalera die Klinke in der Hand und verlor das Gleichgewicht. Er taumelte und ließ den Laser los. Der wirbelte zum Ende der Leine, wurde abrupt abgebremst und schnellte wieder zu Tavalera zurück.

Dabei wurde noch eine Salve von Pulsen abgefeuert, die ihn ins Bein trafen.

Er schrie schmerzerfüllt auf. Der Brennstofftank riss sich von der *Graham* los und driftete ab in den Raum.

»Verdammt! Er entfernt sich von uns!«, rief der Boss der Habitat-Besatzung.

»Ich kann ihn nicht stoppen«, schrie der Skipper zurück.

Tavalera war das egal. Der Schmerz, der ihm durchs Bein schoss, war so stark, dass er fast die Besinnung verlor. Er wusste, dass er sterben würde – die Frage war nur, ob er eher verbluten oder ersticken würde, während die Luft aus dem Anzug entwich.

Rettung

Gaeta hatte nichts anderes zu tun, als in der Luftschleuse zu stehen und darauf zu warten, dass Fritz ihn übers Ende des Tests informierte. Also tippte er auf die Tastatur am Ärmel des Anzugs, um den Gesprächen der Crew zu lauschen, die die Brennstofftanks am Habitat anflanschte.

Offenbar gab es Probleme mit dem dritten Tank – er war noch immer draußen beim Transportschiff, und jemand machte sich mit einem Laser-Schweißbrenner daran zu schaffen.

»…verdammter Idiot«, hörte er die keifende Stimme einer Frau, »…wie, zum Teufel, hast du nur den Anzug beschädigt?«

»Ich brauche Hilfe!« ertönte eine ängstliche Stimme. »Ich blute.«

Bluten?, fragte Gaeta sich. Beschädigter Anzug?

Dann sagte eine dritte – männliche – Stimme ebenso verärgert wie besorgt: »Der Tank ist vom Kurs abgekommen! Wir kommen nicht an ihn ran!«

»Ich kann auch nichts machen«, jammerte die Frau. »Er hat es vermasselt.«

»Helft mir«, rief die Stimme des Verwundeten.

»Wir können dich nicht erreichen, verdammt!«, belferte der Mann. »Du driftest in Gegenrichtung ab und bist fast schon außerhalb unserer Reichweite.«

»Ich sterbe…«

»Das hast du deiner eigenen Dummheit zu verdanken«, kreischte die Frau.

Gaeta schaltete wieder auf die Interkom-Frequenz um und

sprach ins Helmmikrofon: »Schalte alle Kameras an, Fritz.«

»Was? Was hast du denn vor?«

»Schalte die Kameras an,, verdammt!«, blaffte Gaeta und stürzte sich aus der Luftschleuse. Das ist ein Job für Superman, sagte er sich.

Die Triebwerke des Anzugs zündeten schon beim ersten Versuch, und Gaeta sah, dass er in der Grabesstille des leeren Raumes auf den vagabundierenden Brennstofftank zuflog. Doch im Helmlautsprecher herrschte alles andere als Stille.

»Komm zurück!«, schrie Fritz. »Du kannst…«

Gaeta wechselte einfach von der Interkom-Frequenz zur hektischen Kommunikation der anderen.

»…können, verdammt noch mal, nichts machen«, sagte der Chef der Besatzung.

»Er wird dort draußen umkommen!«, sagte die verzweifelte Frau.

Der Verwundete selbst meldete sich nicht mehr.

»Dranbleiben«, sagte Gaeta ins Mikrofon. »Ich werde ihn zurückholen.«

»Wer, zum Teufel, ist das denn?«

»Manuel Gaeta«, stellte er sich vor. »Ich bin zu dem Verletzten unterwegs. Seht ihr mich?«

»Ja!«, sagten der Besatzungs-Chef und die Frau im Chor.

Der Brennstofftank wurde größer. Mein Gott, was für ein Brocken, sagte Gaeta sich. Trotz allem musste er lachen. *Huevos tremendos.*

»Wie ist sein Name?«, fragte Gaeta, während er auf den Brennstofftank zuflog.

»Was?«

»Wer hat das gefragt?«

»Der Name der verletzten Person. Wie ist ihr Name?«

»Tavalera«, erwiderte die Frau. »Raoul Tavalera.«

Ein Chicano, sagte Gaeta sich. »He, Raoul, *habla Espanol?*«, rief er.

Keine Antwort.

»Raoul!«, schrie Gaeta. »Raoul Tavalera! Wo bist du? Bist du in Ordnung?«

»Ich bin… hier.« Die Stimme klang sehr schwach. »Aber nicht mehr lange.«

»Halte durch, Mann«, sagte Gaeta. Der Brennstofftank füllte bereits den größten Teil des Blickfelds aus und raste wie eine riesige runde Metall-Welt auf ihn zu. »Dein Anzug hat sich wahrscheinlich selbst abgedichtet und auch die Blutung gestillt.«

Nichts.

»Wo bist du verletzt, Mann?«, fragte Gaeta, während er den Anflug verzögerte und sich für die Landung auf der riesigen Kugel vorbereitete.

»Am Bein…«

»Ach, das ist nicht so schlimm. Du kommst schon wieder in Ordnung.«

»He, Gajetta oder wie auch immer du heißt«, unterbrach der Chef der Besatzung ihn. »Ich hole meine Leute rein, um den Sauerstoffvorrat zu ergänzen und schicke dann noch ein paar Gleiter raus, um den Tank abzufangen.«

»Was ist mit Tavalera?«, fragte die Frau unwirsch.

Gaeta driftete um die Wölbung des Tanks und hielt nach dem Verletzten Ausschau. »Ich sehe ihn«, rief er. »Ich werde mich um ihn kümmern.«

Tavalera trieb, von der Leine gehalten, ein paar Meter über

der Oberfläche des Tanks. Gaeta sah, dass sein linkes Bein von drei kleinen Brandlöchern perforiert war.

Sonst schien der Hartschalenanzug unbeschädigt; die Sicherheits-Manschette musste das Bein wie vorgesehen abgedichtet haben.

Gaeta löste Tavaleras Leine und hängte sie in seinen Panzeranzug ein. Dann machte er sich mit dem verletzten Astronauten in den Armen auf dem Rückweg zur Luftschleuse des Habitats.

»Hörst du mich, Mann?«, fragte er Tavalera und klopfte ihm auf den Kugelhelm.

Tavalera schlug die Augen auf. »Wer, zum Teufel, bist du?«, fragte er benommen.

Gaeta grinste. »Dein Schutzengel, Mann. Ich bin dein verdammter Schutzengel.«

Holly beobachtete die ganze Aktion auf Fritz' tragbarem Monitor. Sie verfolgte mit den anderen Technikern, wie Gaeta mit dem schlaffen Astronauten in den mächtigen Armen des Panzeranzugs zur Luftschleuse zurückkehrte.

Er hat ihn gerettet, sagte Holly sich mit klopfendem Herzen. Er hat diesem Mann das Leben gerettet.

Während die Techniker die Luftschleuse mit Luft füllten, lief Holly zum Wandtelefon an der Innenluke und rief einen Rettungssanitäter. Selbst auf dem handtellergroßen Display des Telefons war das Erstaunen im Gesicht des Sanitäters deutlich zu erkennen, aber er versprach, in weniger als fünf Minuten ein Team zur Luftschleuse zu schicken.

Die innere Luke öffnete sich mit einem Seufzen, und Gaeta ging hindurch, den verletzten Astronauten im Arm.

»Hast du alles aufgenommen?«, fragte Gaeta, wobei seine Stimme vom Anzug zu einem Dröhnen verstärkt wurde. »Waren die Kameras alle an?«

»Ja, ja«, sagte Fritz. Er klang ungehalten. »Du wirst schon auf allen Nachrichtenkanälen erscheinen, nur keine Sorge.«

Drei Sanitäter in weißen Overalls kamen durch den Gang zur Luftschleuse geeilt, gefolgt von einer selbst fahrenden Trage und einer Art Rettungswagen. Sie zogen dem Verletzten schnell den Helm aus, klatschten ihm eine Sauerstoffmaske aufs Gesicht, schälten ihn aus dem Anzug und stachen ihm eine Kanüle in den Arm. Dann transportierten sie ihn zur Krankenstation im Dorf ab.

Holly wandte sich an Gaeta, der noch immer im massiven Anzug steckte.

»Du hast ihm das Leben gerettet«, sagte sie und schaute zu ihm auf. Sie vermochte sein Gesicht durchs stark getönte Visier kaum zu erkennen.

»Er hat für eine schöne Publicity gesorgt«, sagte Fritz mit einer gewissen Schärfe in der Stimme.

»Er hat sein Leben riskiert, um einen Menschen in Not zu retten«, entgegnete Holly.

»Ja, er hat sein Leben riskiert«, sagte Fritz mit einem beinahe empörten Schnaufen. »Und er hat auch den Anzug riskiert, der 'zig Millionen wert ist.« Er schaute zu Gaeta auf und fügte hinzu: »Einen Draufgänger finden wir immer wieder; den Anzug zu ersetzen wäre aber nicht so leicht. Oder so billig.«

Gaeta lachte; es klang wie Donner, der von den Metallwänden des Korridors widerhallte. »Komm schon, Fritz, gehen wir in die Werkstatt, damit ich endlich aus dieser Blechbüchse rauskomme.«

Holly ging neben Gaeta her, die Tupperdose mit dem Chili in der Hand. Es war inzwischen eiskalt. Gaeta stapfte durch den Gang wie ein martialischer Roboter in einem schlechten Video, auf der anderen Seite flankiert von Fritz. Die Techniker liefen hinterher.

Schließlich erreichten sie die Werkstatt, und die Techniker öffneten die Luke im Rücken des Anzugs. Gaeta kroch heraus, richtete sich auf und streckte befreit die Arme über den Kopf. Holly hörte Wirbel knacken.

»Verdammt, tut das gut«, sagte er lächelnd.

Sie trat näher an ihn heran und sah, dass seine Kleidung völlig durchgeschwitzt war. Er roch wie alte Käsesocken.

Gaeta sah ihren Gesichtsausdruck. »Ich sollte wohl erst mal duschen, was?«

Fritz grollte ihm noch immer. »Ein Weltraumspaziergang war nicht eingeplant. Du hättest das nicht tun dürfen. Was, wenn die Antriebseinheit versagt hätte? Sie war noch nicht für die Flugzulassung getestet.«

Gaeta grinste ihn an. »Fritz, jetzt ist sie getestet. Es hat alles bestens funktioniert. Sei doch nicht so ein miesepetriger *fregado.* Außerdem hätte ich den Mann dort draußen doch nicht seinem Schicksal überlassen können.«

»Trotzdem hattest du kein Recht…«

»Lass gut sein, Fritz. Es ist vorbei, und dem wertvollen Anzug ist auch nichts passiert.« Dann sagte er an Holly gewandt: »Warte noch ein paar Minuten, Mädchen. Ich muss erst mal duschen und frische Klamotten anziehen.«

Er ging ins Bad am hinteren Ende der Werkstatt und pfiff dabei – ziemlich falsch – eine Melodie. Holly sah, dass die Techniker sich dem Anzug widmeten, die Systeme

überprüften und sie der Reihe nach abschalteten.

Gaeta kam zurück – er trug einen frischen Overall, und das nasse Haar war zurückgekämmt.

»Wo gehen wir essen?«, fragte er. »Ich bin schon am Verhungern.«

Fritz warf einen Blick auf die Armbanduhr. »Die Restaurants haben alle schon geschlossen. Wir werden in unseren Quartieren essen müssen.«

Holly hob die Tupperdose hoch. »Ich habe noch Chili, aber es muss erst wieder aufgewärmt werden.«

»Chili! Lecker!«, sagte Gaeta.

»Es reicht aber nicht für uns alle«, sagte Holly mit einem Blick auf Fritz und die anderen Techniker.

Gaeta fasste sie am Arm und ging mit ihr zur Tür des Labors. »Aber für uns beide reicht es doch, oder? Diese Clowns sollen selbst sehen, wie sie zu ihrem Abendessen kommen.«

Holly ließ sich von ihm auf den Gang hinausführen, ohne sich noch einmal zu den anderen umzudrehen. Das werde ich Malcolm melden müssen!, sagte sie sich.

Charles Nicolas war ein rundlicher, kinnloser, kleiner Mann, der das Talent hatte, selbst in einem legeren Hemd und einer bequemen Hose korrekt gekleidet zu wirken. Als Leiter der Nachtschicht im Kommunikations-Büro hatte er Gaetas Heldentat fasziniert mitverfolgt.

Seine Assistentin, Elinor, war auch seine Frau. Sie war etwas größer als er, viel dünner und beherrschte die Kunst, in C&A-Klamotten wie ein Dior-Model zu wirken. Sie verbrachten jeden wachen Augenblick zusammen und schliefen natürlich auch im selben Bett. Wo Charles jedoch von Gaetas Leistung

bei der Rettung des Astronauten schwärmte, war Elinor skeptischer.

»Vielleicht haben sie die ganze Sache auch inszeniert«, sagte sie in ihrer piepsigen und dennoch sexy Stimme zu ihrem Mann.

Charles spielte das Video erneut ab. »Inszeniert? Wie hätten sie das denn inszenieren sollen? Es war ein Unfall. Der Junge hätte dabei umkommen können.«

»Sie hätten es schon vor Wochen zu inszenieren vermocht. Als PR-Maßnahme.«

»Es hat aber niemand zugeschaut außer uns und der EVA-Crew.«

»Aber sie haben alles auf einem Speicherchip, nicht wahr? Sie werden es zu den Sendern auf der Erde übertragen.«

Charles schüttelte den Kopf. »Dazu brauchten sie eine Genehmigung. Sie werden Vyborg fragen müssen; er ist für die Pressemitteilungen zuständig.«

»Er wird es genehmigen«, sagte Elinor. »Sie müssen ihn nur fragen. Er *liebt* die Öffentlichkeit.«

»Professor Wilmot aber nicht.«

»Dann fragen sie Wilmot erst gar nicht. Sie wenden sich an Vyborg, und er wird es genehmigen und Wilmot einfach übergehen.«

»Meinst du?«

»Ich wette einen Fünfer mit dir«, erwiderte Elinor.

Charles sagte nichts. Elinor hatte wahrscheinlich Recht. Das hatte sie meistens. So auch in diesem Fall: Es erfolgte ein Anruf von jemandem namens von Helmholtz, der sich als Gaetas Cheftechniker identifizierte und um die Erlaubnis bat, das Video von der Rettung an die Erde und nach Selene zu

übertragen. Charles leitete die Anfrage auf Vyborgs Privatleitung um. In weniger als zehn Minuten rief Vyborg zurück und erteilte die Erlaubnis.

»Du schuldest mir einen Fünfer«, sagte Elinor und grinste kess.

»Ich wette nicht«, sagte er.

»Das macht keinen Unterschied«, sagte sie. »Das ist ein moralischer Sieg für mich.«

Er versuchte, das Thema zu wechseln. »Hast du dich schon entschieden, wie wir unser Dorf nennen sollen?«

»Jedenfalls nicht Dorf C«, sagte sie.

»Ich finde, wir sollten es nach einer bedeutenden literarischen Figur benennen. Vielleicht Cervantes. Oder Shakespeare.«

»Wusstest du schon, dass beide im selben Jahr gestorben sind?«

»Nein.«

»Doch. 1616. Du kannst es nachschauen.«

»Ich glaube es trotzdem nicht.«

»Willst du fünf Piepen wetten?«

»*Darauf* wette ich«, sagt Charles und streckte die Hand aus.

Sie gaben sich die Hand drauf, und Elinor sagte sich: Wir sind nun schon über zehn Jahre verheiratet, und er hat immer noch nicht geschnallt, dass ich nur sichere Wetten eingehe. Sie lächelte ihren Mann voller Sympathie an. Das liebe ich so an ihm – unter anderem.

Holly und Gaeta gingen langsam den sanft ansteigenden Pfad entlang, der zu ihrem Apartmentgebäude führte. Es war schon weit nach Mitternacht; das Habitat befand sich im Nacht-

Modus. Die Sonnenfenster waren geschlossen, und es war dunkel bis auf die Laternen, die auf schlanken Pfählen den Pfad säumten, und den erleuchteten Fenstern in ein paar Wohnquartieren.

»Schau mal zu den Sternen hoch«, sagte Gaeta und blieb mitten auf dem Pfad stehen.

»Das sind keine Sterne«, sagte Holly, »sondern Lichter vom Hochland.«

»Diese dort drüben sehen wie Blütenblätter aus«, sagte er und wies nach oben. »Ich glaube, ich werde sie das ›Sternbild der Blumen‹ nennen.«

Sie kicherte. »Das sind doch nur Lichter, Manny. Schau, diese schlangenförmigen Linien dort oben…« –sie zeigte auf die entsprechende Stelle – »sind die Radwege zwischen der Lebensmittel-Fabrik und Dorf C, und das Dorf selbst…«

»Sieht aus wie ein riesiger Tintenfisch, nicht wahr? Schau, das ist der Körper, und dort sind die langen Tentakel.«

Sie stellte sich in der Dunkelheit so dicht neben ihn, dass sie seine Körperwärme spürte.

»Und was ist das wohl für ein Sternbild?«, fragte sie und deutete auf die parallelen Lichterketten, die einen Obstgarten markierten.

»Schau'n wir mal«, murmelte er. »Wie wär's mit dem Sternbild Tic-Tac-Toe?«

Sie mussten beide lachen, und plötzlich lag sie in seinen Armen, und er küsste sie. Meine Güte, sagte Holly sich, worauf lasse ich mich da nur ein?

»Er hat den Mann hierher gebracht?«, fragte Eberly.

Eberly stand am Spülbecken und hatte eine Schüssel voll

Frühstücksflocken in der Hand. Kananga war unangemeldet hereingeplatzt; er hatte nur einmal laut an die Tür des Apartments geklopft und war dann eingetreten, ohne ein ›Herein‹ abzuwarten. Eberly war sicher, dass er die Türen abgeschlossen hatte, bevor er sich gestern zur Nachtruhe begeben hatte. Wie hatte Kananga sie geöffnet? Eberly erinnerte sich, dass der Mann auf der Erde Polizeibeamter gewesen war. Er muss eine gewisse Routine darin entwickelt haben, verschlossene Türen zu überwinden und in die Wohnungen anderer Leute einzudringen.

Kananga nickte nur. »Er liegt im Krankenhaus. Die Beinverletzungen waren anscheinend nicht besonders schlimm. Der Laser hatte das Fleisch beim Beschuss verschmort, sodass es kaum blutete. Das eigentliche Problem war der Schock.«

»Wie lang muss er im Hospital bleiben?«, fragte Eberly und ließ abwesend Haferflocken in eine Plastikschüssel rieseln. »Wir sollten ihn so bald wie möglich zur Jupiterstation zurückschicken.«

»Dafür ist es schon zu spät«, sagte Kananga. Er stand auf der anderen Seite der Küchenzunge, die als Barriere zwischen der Küche und dem Wohnzimmer diente. »Wir haben uns schon zu weit vom Jupiter entfernt, als dass sie noch ein Raumschiff schicken könnten, um ihn abzuholen. Sie brauchten ein Spezialschiff mit Ionentriebwerk, aber die Belegschaft der Station ist nicht bereit, nur wegen ihm eins anzufordern.«

»Das bedeutet, wir haben diesen Mann nun am Hals?«

Kananga nickte. »Das medizinische Personal hält ihn unter Quarantäne, bis sie mit Sicherheit wissen, dass er keine Schadstoffe im Blut hat.«

»Aber er kann nicht hier bleiben! Das Habitat ist doch kein Obdachlosenasyl!«

»Wünschen Sie, dass ich ihn aus einer Luftschleuse werfe?«

Eberly starrte den Oberst an. Die Frage sollte offenbar ein Scherz sein, aber in seinem dunklen ernsten Gesicht war nicht die Spur eines Lächelns.

»Lassen Sie diese Scherze«, sagte Eberly.

»Dann wird er also hier bleiben. Allerdings weiß er es noch nicht. Jemand wird ihm die Nachricht überbringen müssen. Sie wird ihm wahrscheinlich nicht gefallen.«

Eberly stellte die Schüssel mit dem Frühstück auf die Arbeitsplatte und ging ins Wohnzimmer.

»Ich werde sie von Holly überbringen lassen. Oder von Morgenthau; sie ist schließlich die amtierende Leiterin der Abteilung Human Resources. Wir werden ihn irgendwie in die Population des Habitats integrieren müssen.«

»Das wird ihm nicht gefallen«, wiederholte Kananga. »Er hätte in ein paar Wochen zur Erde zurückkehren sollen.«

»Er wird bleiben müssen, es sei denn, er kann es sich leisten, sich von einem Ionentriebwerks-Schiff abholen zu lassen.«

»Er wird erwarten, dass wir das erledigen.«

»Das ist in unserem Budget nicht vorgesehen«, sagte Eberly mit einem Kopfschütteln. »Wilmot würde das Geld nicht bewilligen. Er wäre dazu auch gar nicht imstande. Für so etwas ist einfach kein Geld da.«

»Vielleicht könnte ein Nachrichtensender als Sponsor auftreten«, regte Kananga an. »Die Rettung war immerhin die Sensation in den Morgennachrichten.«

»Vielleicht. Ich werde Vyborg bitten, diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen.« Eberly hielt inne und rieb sich

nachdenklich das Kinn. »Andrerseits könnten wir die ganze Sache vielleicht zu unserem Vorteil nutzen.«

»Und wie?«

»Ich weiß es noch nicht. Aber es muss doch einen Weg geben, davon zu profitieren. Wir haben schließlich einen echten Helden in unserer Mitte, diesen Stuntman Gaeta.«

»Er ist ein Außenseiter. Er wird zur Erde zurückkehren, nachdem er seinen Auftrag ausgeführt hat.«

»Zur Erde zurückkehren? jemand schickt ein Schiff für ihn?« Kananga wirkte erstaunt ob dieser Vorstellung. »Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Vielleicht kann er den Flüchtling mit zurücknehmen.«

»Vielleicht. Doch in der Zwischenzeit sollten wir nach einer Möglichkeit suchen, ihn zu benutzen. Am besten alle beide.«

»Und wie?«, fragte Kananga erneut.

»Helden sind immer wertvoll«, erwiderte Eberly, »wenn man sie zu manipulieren vermag. Ich muss nach einem Weg suchen, Gaeta für unsere Zwecke einzuspannen.«

Kananga zuckte die Achseln. »Einen Trost haben wir immerhin.«

Eberly schaute ihn durchdringend an. »Wie meinen Sie das?«

»Es wird nicht wieder vorkommen. Wir werden keine Flüchtlinge mehr an Bord nehmen. Die Jupiterstation war der letzte Außenposten der Menschen. So weit draußen gibt es niemanden mehr außer uns.«

Sprach's, drehte sich um und verließ das Apartment. Eberly wurde sich bewusst, dass er Recht hatte. Sie hatten nun schon eine größere Entfernung von der Erde zurückgelegt als je ein Mensch zuvor. Sie hatten die Grenzen des erforschten Raums hinter sich gelassen und stießen ins Unbekannte vor.

Mit einem Stirnrunzeln kontrollierte Eberly die Vordertür. Sie war gut verschlossen. Und doch war Kananga gekommen und gegangen, als ob sie weit offen gestanden hätte.

425 Tage nach dem Start

Holly wachte langsam aus etwas auf, das ein Traum gewesen zu sein schien.

Manny war natürlich weg. Er war gegangen, nachdem sie es hier in ihrem Bett miteinander getrieben hatten. Er hatte sie im Liebestaumel benommen und erschöpft zurückgelassen; sie spürte noch die Wärme durch die Berührungen seiner Hände, der Küsse und seines Körpers, der sich an sie geschmiegt hatte.

Sie schaute lächelnd zur Decke empor. Dann kicherte sie. Ich muss Don Diego unbedingt sagen, was für ein tolles Chili er da gekocht hat. Ein richtiges Aphrodisiakum.

Ein Blick auf die Digitaluhr auf dem Nachttisch sagte ihr, dass sie eigentlich aufstehen, duschen, sich ankleiden und ins Büro gehen müsse. Trotzdem blieb sie in Gedanken versunken auf den zerknitterten, verschwitzten Laken liegen.

Doch dann schoss ihr etwas durch den Kopf und riss sie aus ihren Nachbetrachtungen. Malcolm! Was, wenn er es herausfindet? Ich wollte ihn doch nur eifersüchtig machen und seine Aufmerksamkeit auf mich lenken. Nun wird er mich hassen!

Das Telefon summte.

»Kein Bild«, sagte Holly scharf. »Antworten.«

Malcolms Gesicht erschien in der Luft überm Fußende des

Bettes. Sie stieß einen stummen Schrei aus. Er weiß Bescheid!

Er hat es herausgefunden! Holly setzte sich ruckartig auf und krallte die Finger in die Laken, obwohl sie wusste, dass Eberly sie nicht sehen konnte. Schuldgefühle schlugen in Wellen über ihr zusammen und löschten alle anderen Empfindungen aus.

»Holly, sind Sie da?«, fragte Eberly und schielte leicht, als ob dadurch ihr Bild in seinem Apartment sich manifestieren würde.

»Ja, Malcolm«, sagte sie bemüht ruhig. »Ich… bin heute Morgen etwas spät dran.«

»Noch mal zu diesem Mann, den Gaeta gestern Abend an Bord des Habitats gebracht hat«, sagte Eberly und ignorierte das Zittern in ihrer Stimme. »Er wird so lange im Habitat bleiben, bis jemand sich bereit erklärt, ein Schiff zu schicken und ihn abzuholen.«

Er weiß es nicht!, sagte sie sich; sie war so erleichtert, dass sie fast wieder in die Kissen gesunken wäre. Mit Mühe und Not vermochte sie Eberlys Projektion mit einem »Ja?« zu antworten.

»Ich möchte, dass Sie ihn befragen, sobald die Sanitäter die Quarantäne aufgehoben haben. Wir brauchen ein vollständiges Dossier über ihn.«

Er weiß es nicht, sagte sie sich erneut. Es ist alles in Ordnung. Er weiß nichts davon. »Ich verstehe. Natürlich.«

»Gut. Veranlassen Sie gleich alles.«

Hollys Verstand begann wieder zu arbeiten. »Haben Sie Morgenthau schon Bescheid gesagt?«, fragte sie.

Seine Brauen zogen sich etwas zusammen. »Sagen Sie ihr Bescheid.«

Sie nickte. »Alles klar. Gut. Ich werde sie informieren. Sie

will nämlich über alles informiert werden, müssen Sie wissen.«

»Sie werden sich darum kümmern«, sagte er beinahe schroff.

»Geht klar.«

Nun schien er doch die Zurückhaltung in ihrer Stimme zu bemerken. »Holly, wäre es Ihnen lieber, wenn *ich* mit Morgenthau spreche?«

Das Herz schlug ihr bis zum Hals. »Ach, Malcolm, ich will Sie damit doch nicht behelligen.« Innerlich war sie jedoch schier aus dem Häuschen. Ihm liegt etwas an mir! Ihm liegt wirklich etwas an mir!

»Ich werde sie anrufen«, sagte er und lächelte sie an. »Wenn Sie dann im Büro sind, wird sie schon Bescheid wissen.«

»Danke, Malcolm!«

»Keine Ursache«, sagte er. Dann brach er die Verbindung ab, und der Bildschirm wurde dunkel.

Holly blieb im Bett sitzen. Sie fühlte sich plötzlich elend, weil sie mit einem anderen Mann geschlafen hatte, und hatte schreckliche Angst, dass Malcolm es herausfinden könnte.

Als Ruth Morgenthau an jenem Morgen im Büro erschien, saß sie Sammi Vyborg schon vor ihrem Schreibtisch sitzen und auf sie warten.

»Ich dachte, Sie würden den Vorbeiflug am Jupiter beobachten«, sagte sie, ging um den Schreibtisch herum und sank schwer auf den gepolsterten Stuhl.

Vyborg beugte sich nach vorn. »Durch die Heldentat dieses Stuntmans ist der Vorbeiflug vergleichsweise zu einer Bagatelle geworden. Jeder Sender bringt das Video.«

»Ja?«, fragte Morgenthau. »Wieso sind Sie dann hier? Wenn

es um den Flüchtling geht«, sagte sie hochnäsig, »darüber habe ich schon mit Eberly gesprochen. Er will, dass Holly…«

»Es geht nicht um den Flüchtling«, sagte Vyborg kühl.

Sie musterte ihn eingehend. Sein schmales Totenkopf-Gesicht wirkte durch den unterdrückten Zorn noch grimmiger als sonst.

»Worum geht es dann?«

»Eberly hat mir versprochen, mich zum Leiter der Kommunikations-Abteilung zu machen. Aber er unternimmt nichts in dieser Richtung.«

»Solche Dinge brauchen Zeit, Sammi«, beschwichtigte Morgenthau ihn. »Das wissen Sie doch. Sie müssen Geduld haben.«

»Er hat bisher noch keinen Finger gerührt«, insistierte Vyborg.

»Geduld, Sammi. Geduld.«

Seltsamerweise lächelte Vyborg. Morgenthau mutete es wie das Lächeln einer Klapperschlange an, die auf ihr Opfer zuglitt.

»Ich habe einmal einen Zeichentrickfilm gesehen«, sagte er, »wo zwei Geier im Geäst eines Baums saßen. ›Nur Geduld, du Arsch, ich werde jemanden *killen*‹, sagte der eine zum andern.«

Morgenthau spürte, wie sie bei Vyborgs rüder Diktion rote Wangen bekam. »Und wen würden *Sie* gern killen?«

»Natürlich die beiden Leute, die zwischen mir und der Leitung der Kommunikationsabteilung stehen.«

»Ich würde davon abraten…«

»Keiner von beiden ist ein *Gläubiger*. Der Abteilungsleiter ist ein Jude – nicht dass er die Gebote seiner Religion befolgen würde. Der andere ist ein alter Knacker von einem Mexikaner,

der mehr Zeit mit Gärtnern als im Büro verbringt. Ihn loszuwerden dürfte kein Problem sein.«

»Sie dürfen aber nichts unternehmen, ohne zuvor Eberlys Genehmigung einzuholen.«

»Spielen Sie keine Spielchen mit mir. Wir beide wissen doch, dass Eberly nichts anderes als eine Schießbudenfigur ist. Sie sind hier die eigentliche Autorität.«

»Unterschätzen Sie Eberly nicht. Er vermag gut mit Menschen umzugehen. Er ist ein charismatischer Charakter. Ich will nicht, dass Sie überstürzt handeln.«

»Ja, ja. Aber ich glaube an den alten Spruch ›hilf dir selbst, dann hilft dir Gott‹. Ich habe das Warten satt. Es wird Zeit, zur Tat zu schreiten.«

Morgenthau schürzte missbilligend die Lippen. Aber sie sagte nichts.

Holly duschte, frisierte sich und kleidete sich an. Und bevor sie das Apartment verließ, rief sie noch Morgenthau an.

»Dr. Eberly möchte, dass ich den Neuankömmling befrage«, sagte sie zur Projektion Morgenthaus. »Ich habe mich in der Medizinischen Abteilung erkundigt; die Quarantäne wird heute Morgen aufgehoben. Ich werde also gleich dorthin gehen und nicht erst ins Büro.«

Holly formulierte den Satz wie eine Absichtserklärung – weder als Frage noch als Bitte um Erlaubnis. Eberlys Name an sich war schon die Genehmigung.

Morgenthau schien das genauso zu sehen. »Eberly hat mich vorhin schon angerufen und mir Bescheid gesagt. Ich danke Ihnen trotzdem, dass Sie mich informiert haben, Holly. Ich sehe Sie im Büro, wenn Sie vom Krankenhaus

zurückkommen.«

Raoul Tavalera saß im winzigen Solarium des Hospitals, unter einer Glaskuppel auf dem Dach des Gebäudes. Obwohl es schon Vormittag war und Licht durch die Sonnenfenster des Habitats strömte, kam Holly es so vor, als ob es ein etwas trüber Tag sei. Das Sonnenlicht wirkte schwach, als ob es durch eine dünne Wolkenschicht gefiltert würde. Wir sind fünfmal weiter von der Sonne entfernt als die Erde, sagte sie sich. Natürlich ist das Sonnenlicht schwächer.

Tavalera war mit einem schlecht sitzenden grauen Overall bekleidet. Sein Pferdegesicht hatte einen verdrießlichen, beinahe depressiven Ausdruck. Er stand nicht vom Stuhl auf, als Holly ihm gegenübertrat und sich vorstellte. Sie trug eine maßgeschneiderte rosefarbene Bluse über einer grauen Hose – Bürokleidung.

»Ich bin von der Abteilung Human Resources«, sagte Holly, nachdem sie sich einen Stuhl herangezogen und neben Tavalera gesetzt hatte. Er traf keine Anstalten, ihr zu helfen. Sie rang sich ein Lächeln für ihn ab und eröffnete ihm: »Ich bin hier, um mir Ihre komplette Lebensgeschichte anzuhören.«

Er erwiderte das Lächeln nicht. »Ist das wahr? Soll ich für ein verdammtes Jahr oder noch länger hier festsitzen?«

»Ja, sofern niemand ein Schiff schickt, um Sie abzuholen, werden Sie uns leider auf dem ganzen Weg bis zum Saturn begleiten müssen.«

»Wer, zum Teufel, sollte denn ein Schiff schicken, um mich abzuholen?«, murmelte er. »Ich bin nur ein popeliger Ingenieur, ein verdammter Arbeitssklave, mehr nicht.«

Holly holte Luft. »Mr. Tavalera, ich bin zwar auch keine

Heilige, aber ich würde es begrüßen, wenn Sie sich einer etwas gewählteren Ausdrucksweise befleißigten.«

Er schaute sie von der Seite an. »Eine Gläubige?«

»Eigentlich nicht. Ich bin keine Kirchgängerin.«

»Die verd… äh, ich meine, es war die Neue Moralität, die mich überhaupt erst hierher geschickt hat. Ich musste einen zweijährigen Zivildienst leisten. Hatte keine andere Wahl.«

»Ich verstehe.«

»Wirklich? Ich hatte nur noch ein paar Wochen, und dann hätte man mich nach Hause gebracht. Und nun fliege ich zum verd… zum Saturn, um Himmels willen!«

Holly wies auf den Panoramablick übers Dorf und die liebliche grüne Landschaft des Habitats. »Es gibt schlimmere Orte, wissen Sie. Vielleicht wird es Ihnen hier sogar gefallen.«

»Ich habe auf der Erde Familie. Freunde. Ich wollte mein Leben wieder auf die Reihe bringen…« Seine Stimme erstarb. Holly sah, dass er sich beherrschen musste, um nicht auszuflippen.

»Sie können ihnen doch Mitteilungen schicken. Und wir könnten hier eine sinnvolle Arbeit für Sie suchen. Sie werden das Leben hier genießen, wollen wir wetten?«

Tavalera schaute sie finster an.

»Ich weiß, dass es Ihnen wie eine schreckliche Katastrophe vorkommen muss«, sagte Holly so sachlich wie nur möglich, »aber Sie sind nun einmal hier und sollten versuchen, das Beste daraus zu machen.«

»Sie haben leicht reden«, sagte Tavalera.

»Wir werden Ihnen auf jede nur erdenkliche Art helfen, solange Sie hier sind.«

»Wir?«

»Die Leute hier im Habitat. Die Human-Resources-Abteilung.«

»Schließt das auch Sie mit ein?«

»Ja, ich gehöre auch zur Abteilung Human Resources«, erwiderte Holly mit einem Nicken.

Tavaleras Miene schien sich etwas aufzuhellen. Aber nur ein bisschen.

Eberly schritt gemächlich den Pfad entlang, der am Seeufer verlief. Morgenthau war an seiner Seite.

»Es ist gut, einmal im Freien zu sein«, sagte er. »Ohne neugierige Blicke und gespitzte Ohren.«

»Man spioniert Ihnen nach?«, fragte Morgenthau. Sie wusste, dass es ein Leichtes war, molekülдünne Mikrofone an Wände und Decken zu sprühen. Und tropfengroße Kameras konnte man fast überall installieren.

»Wahrscheinlich nicht. Wilmot vermag sich in seiner Naivität nicht einmal vorzustellen, was wir tun. Aber es ist das Beste, sich gegen alle Eventualitäten zu wappnen, meinen Sie nicht auch?«

»Wir haben ein Problem mit Vyborg«, sagte sie, als ob sie eine Ankündigung machte.

»Er ist ungeduldig, ich weiß.«

»Er ist mehr als nur ungeduldig«, sagte Morgenthau. »Er plant eine Gewalttat.«

»Gewalttat?« Eberly verspürte ein flaues Gefühl im Magen. »Wie meinen Sie das?«

»Er ist nicht gewillt, darauf zu warten, dass Sie die beiden Männer über ihm in der Kommunikations-Abteilung absetzen«, sagte Morgenthau gelassen. »Er plant, gegen Sie

vorzugehen.«

»Dieser krumme Hund! Er wird alles vermasseln«, knurrte Eberly und kämpfte gegen die aufsteigende Furcht an. Wie vermag ich ihn aufzuhalten?, fragte er sich. Wie vermag ich ihn daran zu hindern, ohne schwach und unentschlossen zu wirken? Ich will ihre Loyalität, aber wenn ich versuche, sie zu bremsen und aufzuhalten, werden sie ohne mich weitermachen. Und was wird dann aus mir? Wenn wir den Saturn erreichen, werden sie mich zur Erde zurückschicken. Wieder ins Gefängnis!

»Ich sage Ihnen, er wird Gewalt anwenden«, sagte Morgenthau dringlich.

Eberly musste sich mit einer Willensanstrengung daran hindern, die Hände zu ringen. »Was soll ich tun? Wie soll ich ihn aufhalten?«

Morgenthau lächelte viel sagend. »Halten Sie ihn nicht auf.«

»Was?«

»Lassen Sie ihn gewähren. Sorgen Sie nur dafür, dass man das, was auch immer er tut, nicht zu uns zurückzuverfolgen vermag.«

Eberly starrte sie an und versuchte sich einen Reim auf ihre Worte zu machen.

Morgenthau ging weiter, als ob sie auf einer Promenade entlang schlenderte. »Wir wollen, dass Vyborg die Leitung der Kommunikations-Abteilung übernimmt. Wenn er bereit ist, einen Schritt in diese Richtung zu tun, wieso sollte man ihn stoppen?«, fragte sie.

»Was, wenn er ein Verbrechen begeht? Was, wenn er erwischt, gefasst und inhaftiert wird?«

»Deshalb dürfen wir uns mit ihm auch nicht in Verbindung

bringen lassen – erst dann, wenn er Erfolg gehabt hat.«

»Falls er aber scheitert…«

»Falls er Erfolg hat, ist er einen Schritt näher an unserem Ziel. Falls er aber scheitert, vermögen wir guten Gewissens zu sagen, dass wir damit nichts zu tun hatten.«

»Angenommen, er schafft es nicht«, sagte Eberly, »und er wird erwischt und belastet mich?«

»Dann haben Sie saubere Hände und ein reines Herz«, sagte Morgenthau honigsüß. »Ich bin sicher, dass es Ihnen mit Ihrer Überredungskunst gelingen wird, Wilmot und der ganzen Bevölkerung plausibel zu machen, dass man Sie zu Unrecht beschuldigt hat. Weil es nämlich die Wahrheit ist.«

Eberly ging schweigend weiter, und Morgenthau hielt mit ihm Schritt. Sie *will,* dass Vyborg losschlägt. Es würde ihr nicht einmal etwas ausmachen, wenn er einen Mord beginge. Wieso?, fragte er sich. Und gab sich auch gleich die Antwort: weil Vyborg dann durch sie erpressbar wäre. Und ich auch. Sie toleriert mich als Aushängeschild, weil ich Leute organisieren und auf unsere Seite ziehen kann. Aber sie ist die graue Eminenz. Sie hat hier die eigentliche Macht.

Interkonfessionelle Kapelle

Angesichts von zehntausend Seelen im Habitat und nur einer kleinen Kapelle, in der man Andacht halten konnte, sollte man meinen, dass dieses Gotteshaus Tag und Nacht überfüllt wäre, sagte Ruth Morgenthau sich, als sie in der ersten Reihe niederkniete. Aber nein, es ist leer außer mir.

Kalter Zorn erfüllte sie. Zehntausend Menschen und keiner

liebt Gott genug, um hier zum Gebet niederzuknien. Nur ich. Ich bin die Einzige hier.

Nicht ganz, sagte eine innere Stimme streng. Gott ist auch hier. Verneige dich zum Gebet. Bekenne deine Sünden und bitte deinen Schöpfer um Vergebung.

Also betete Morgenthau.

Sie hatte zu Gott gefunden – oder vielmehr hatte Gott sie gefunden –, als sie eine dürre vierzehnjährige Prostituierte in den schmutzigen Gassen Nürnbergs gewesen und einem allzu frühen Tod durch Unterernährung, Krankheit und Drogenmissbrauch entgegengeeilt war. Die Heiligen Jünger hatten sie gerettet, ihren Leib geheilt und ihre Seele gereinigt.

Doch der Hunger war geblieben. Sie wurde sich aber rechtzeitig bewusst, dass der Hunger Teufelswerk war, der heimtückische, unausweichliche Hunger, durch den sie der ewigen Verdammnis anheim fallen würde, wenn sie nicht jeden wachen Moment dem Dienst Gottes widmete. Sie betete um Erlösung, für die Kraft, dieses ständige, quälende Bedürfnis zu überwinden. Oft betete sie auch für den Tod, denn sie glaubte, nur der Tod würde ihrer Seelenqual ein Ende setzen. Sie versagte sich die Gesellschaft von Frauen und schlief allein in einer spartanischen Mönchszelle, um der Versuchung aus dem Weg zu gehen und den quälenden Hunger zu unterdrücken.

Und dann fand sie einen Ersatz, die lässliche Sünde, die den verbotenen Hunger sublimierte: Macht. Durch das Arbeiten mit Männern, indem sie praktisch jeden wachen Moment von den Männern umgeben war, die sie verabscheute und fürchtete, lernte sie schließlich ihre Machtspiele zu spielen. Sie ließ sich bewusst gehen, um körperlich unattraktiv zu wirken.

Aber sie feilte am Verstand und den Instinkten. Sie stieg in der Hierarchie der Heiligen Jünger auf. Niemand ahnte etwas von ihrem unterdrückten Verlangen. Männer und Frauen gleichermaßen respektierten ihre wachsende Macht.

Als man sie schließlich bat, an der Saturn-Mission teilzunehmen, sagte sie freudig zu.

»Wir haben jemanden ausgewählt, um eine gottesfürchtige Regierung im Weltraum-Habitat zu organisieren«, sagte ihr Vorgesetzter, »aber er ist nicht der Zuverlässigsten einer. Er behauptet zwar, ein Gläubiger zu sein, aber bei seinem Sündenregister kommen mir doch Zweifel an seinem Glauben.«

Morgenthau nickte. »Ich verstehe«, sagte sie. Und sie verstand wirklich. Das war nämlich *die* Gelegenheit zur Machtausübung, zur Herrschaft über zehntausend Männer und Frauen. Eine große Chance. Aber auch eine schreckliche Versuchung.

Also kniete sie allein in der kleinen Kapelle des Habitats und betete flehentlich um eine Handreichung. Und um Macht. Macht war gut, und Macht im Dienste Gottes war ein absoluter Segen. Sie hielt den Hunger im Zaum. Sie beschwichtigte die Teufel, die in ihr tobten.

Morgenthau betete um Seelenfrieden, um Demut und um Verständnis des Weges, den sie nach Gottes Willen gehen sollte. Doch vor allem betete sie um Macht.

335 Tage bis zur Ankunft

Holly war verlegen, als sie Gaeta nach zwei Tagen wieder sah.

Sie hatte einen guten dienstlichen Grund, ihn anzurufen, doch anstatt ihn zu sich ins Büro zu bitten, lud sie ihn zum Mittagessen ein. Er war einverstanden; allerdings unter der Bedingung, dass sie sich im Bistro und nicht in der Cafeteria trafen. Holly zögerte und fragte sich, ob er es dort vielleicht romantischer fand.

»Keine Sorge, ich lade dich ein«, sagte er.

Holly lachte, obwohl ihr gar nicht danach zumute war, und verabredete sich mit ihm im Bistro.

Trotzdem wurde sie immer nervöser, als es auf Mittag zuging. Wir haben eine Nacht zusammen verbracht, und er hat seitdem nichts mehr von sich hören lassen. Ich rufe ihn wegen einer dienstlichen Angelegenheit an, aber er will im Bistro zu Mittag essen, weil es dort gemütlicher und das Essen besser ist und vielleicht glaubt er, wir würden anschließend zu mir gehen und miteinander schlafen. Was aber auch keine Katastrophe wäre, sagte sie sich und grinste trotz des Schuldgefühls. Aber ich darf mich weder mit ihm noch mit sonst jemandem einlassen, weil Malcolm der Mann ist, den ich wirklich will.

›Ist das wirklich wahr?‹, fragte eine leise Stimme in ihrem Kopf. ›Malcolm hat noch nicht einmal deine Hand gehalten. Liebst du ihn wirklich?‹

Ja, sagte sie so schnell, dass erst gar kein Zweifel aufkommen konnte. Die Stimme meldete sich nicht mehr.

Gaeta saß schon an einem Tisch, als Holly das Bistro erreichte. Er sprang förmlich auf, und ein strahlendes Lächeln erschien auf seinem runzligen Gesicht.

Das Bistro war so winzig, dass die meisten Tische draußen im Gras standen. Dass es regnete, war im Habitat nicht zu

befürchten, und der einzige Wind war die leichte Brise, die von den großen Umwälzpumpen an den Enden des Habitats erzeugt wurde. Unterm Boden verlegte Schläuche bewässerten je nach Erfordernis die Wiesen und Felder, ohne Wasser in die Luft zu sprühen. Sensoren regelten den Feuchtigkeits- und Nährstoffgehalt des Bodens. Es gab weder Fliegen noch sonstiges umherschwirrendes Getier im Habitat, obwohl Holly wusste, dass der Boden von Ameisen, Würmern und den mikroskopischen Lebewesen wimmelte, die sterilen, toten Regolith vom Mond in fruchtbaren Humus verwandelten.

»Entschuldige die Verspätung«, sagte Holly und setzte sich auf den Stuhl, den Gaeta für sie freigehalten hatte.

»Nur fünf Minuten«, sagte er und nahm auch wieder Platz.

»Manchmal kommt man kaum aus dem Büro 'raus. Es gibt immer irgendetwas zu tun.«

Der flachköpfige Servier-Roboter kam an ihren Tisch gerollt; die Speise- und Weinkarte wurden auf der Touchscreen angezeigt. Sie trafen ihre Wahl, und der Roboter bahnte sich einen Weg zwischen den Tischen hindurch ins Restaurant zurück.

»Wir konzipieren gerade eine schöne kleine Doku über die Rettung«, sagte Gaeta. »Sie bekommt einen vorderen Platz bei den Nachrichtensendern. Sie übertrifft jetzt schon die Einschaltquoten für den Vorbeiflug am Jupiter.«

»Das ist ja großartig.«

Der Roboter kam mit ihren Drinks zum Tisch zurückgerollt. »Weshalb möchtest du mich nun sprechen?«, fragte Gaeta, als er Holly ihr mit einer Frostschicht überzogenes Cola-Glas reichte. Er wirkt vorsichtig, beinahe skeptisch, sagte Holly sich.

»Ich muss mit dir über Tavalera sprechen – den Typen, den du gerettet hast«, sagte sie.

»Wie? Er will einen Anteil?«

Das wunderte Holly »Nein. Daran denkt er wahrscheinlich nicht einmal. Er will einfach nur nach Hause.«

»Zurück zur Erde?«

»Richtig.«

Gaeta zuckte die Achseln. »Er kann von mir aus bei uns mitfliegen, wenn wir euch verlassen.«

»Genau darum wollte ich dich bitten.«

»Sicher. Kein Problem. Fritz wird das nicht gefallen, aber der Typ ist Ingenieur, nicht wahr? Also kann er als Reserve-Techie mitfliegen. Dann ist Fritz auch wieder zufrieden.«

Holly wurde sich bewusst, dass sie sich plötzlich nichts mehr zu sagen hatten. Außer allem.

Sammi Vyborg ließ das Mittagessen ausfallen. Er blieb im Büro und verfolgte Don Diego mit den Überwachungskameras, die überall im Habitat installiert waren. Kananga hatte ihm den Code der Sicherheitsabteilung für den Zugang zu den Kameras gegeben.

Der alte Mann hatte den Morgen wie immer im Büro zugebracht und die Routinevorgänge abgearbeitet, mit denen er sich als stellvertretender Leiter der Kommunikations-Abteilung befassen musste. Dann war er gegangen und hatte sich in sein Apartment zurückgezogen. Über die Kameras auf dem Dach des Verwaltungsgebäudes sah Vyborg Romero den Weg zum Apartmentgebäude entlanggehen. Er ging langsam, als ob er alle Zeit dieser Welt hätte. Nach ein paar Minuten kam er wieder zum Vorschein. Er war nun mit einem alten,

verschlissenen Arbeitsanzug bekleidet und steuerte auf den Wald jenseits des Dorfs zu – auch wie gehabt.

Den Zugang zu den Kameras in Romeros Apartment hatte Morgenthau ihm jedoch verwehrt.

»Das sind sensitive Daten«, hatte sie gesagt. »Nur mir und einem sehr kleinen Kader eingeschworener Gläubiger ist es gestattet, diese Aufzeichnungen zu sehen. Außerdem«, sagte sie mit einem spöttischen Lächeln, »wollen wir doch niemandes Privatsphäre verletzen, oder?«

Also musste der frustrierte Vyborg sich über die Außenkameras ein Bild machen.

Ungeduldig schaltete er von einer Kamera zur andem und behielt Romero im holografischen Blick, bis der alte Mann auf der zum Bewässerungskanal hin abfallenden Böschung verschwand. Es gab dort keine Kameras. Vyborg wusste aber, dass er allein dort draußen war – außer dieser jungen Frau aus Morgenthaus Abteilung, die ihm hin und wieder zur Hand ging. Ich werde Morgenthau veranlassen, sie an dem Tag zu beschäftigen, wenn ich zuschlage. Das sollte ein Leichtes sein. Aber wie soll ich den alten Mann beseitigen? Es muss wie ein Unfall aussehen.

Vyborg löschte den Bildschirm. Dann schloss er die Augen und sann über das Problem nach. Kananga, sagte er sich. Kananga wird wissen, was zu tun ist. Dieser Auftrag wird ihm bestimmt Spaß machen.

Eberly schaute wie ein Kunstliebhaber, der einen Rembrandt bewundert, auf das über dem Schreibtisch schwebende Dokument.

Sie ist perfekt, sagte er sich und lehnte sich zurück. Eine

Verfassung, gegen die unmöglich jemand zu stimmen vermochte. Jede hochgestochene Floskel aus der Geschichte, die von der Freiheit des Menschen kündete, war im Dokument enthalten. Und diese winzige Klausel, die tief im ganzen verbalen Dickicht versteckt war und es der Regierung erlaubte, alle Bürgerrechte für die Dauer eines Notstands außer Kraft zu setzen.

Es wird Zeit, sie den Leuten zu präsentieren. Sollen sie die Feinheiten erörtern und den Wortlaut Paragraph für Paragraph, Satz für Satz, zerpflücken. Sollen sie die nächsten Monate damit zubringen, das Dokument auseinander zu nehmen und wieder zusammen zu setzen. Sollen sie ausgiebig diskutieren und sich die Köpfe heiß reden. Am Ende werden sie sich auf etwas einigen, das dieser Vorlage sehr nahe kommt. Und ich werde dafür sorgen, dass die Notstandsklausel unverändert übernommen wird.

Er faltete andächtig die Hände und führte sie an die Lippen. Da wird Morgenthau sich aber freuen. Ich werde den uneingeschränkten Rückhalt der Neuen Moralität, der Heiligen Jünger und aller anderen Gläubigen genießen, die in der Bevölkerung verstreut sind. Sie werden für diese Verfassung stimmen. Sie werden einen massiven Stimmenblock bilden, auf den ich zählen kann. Falls überhaupt, werden sie den Text noch restriktiver fassen wollen, als er ohnehin schon ist. Ich vermag mir jetzt schon vorzustellen, wie Wilmot, Urbain und der Rest der Wissenschaftler sich mit den Gläubigen in die Haare kriegen! Das wird bestimmt lustig. Das Unterhaltungsprogramm für die nächsten Wochen steht schon fest.

Wenn die Verfassung dann in Kraft getreten ist, wird auch

die Zeit kommen, die neuen Führer des Habitats zu wählen. Nein, Führer im Plural ist falsch. Es kann hier nur einen Führer geben, und der bin ich.

Und wenn ich gewählt worden bin, werde ich erst einmal eine Säuberungsaktion durchführen. Dann werden alte Rechnungen beglichen, und ich sorge dafür, dass Morgenthau und diese Spinner von der Neuen Moralität vor mir im Staub kriechen.

Während sie zum Büro zurückging, wusste Holly nicht, ob sie Enttäuschung oder Erleichterung verspürte. Sie verspürte beides. Und sie war verwirrt.

Das Essen mit Manny war angenehm, sogar vergnüglich gewesen. Er hat auch nicht gefragt, ob wir zu mir gehen wollten. Wieso eigentlich nicht?, fragte sie sich. Er war warmherzig und freundlich, aber es schien, ais ob ihr kürzliches intimes Zusammensein nie stattgefunden hätte. Als ob er an Gedächtnisschwund oder so etwas litte. Einfach aus seinem Speicher gelöscht.

Sind alle Männer so? Hat es ihm denn *überhaupt* nichts bedeutet? Sie wurde sich bewusst, dass es ihr jedenfalls viel bedeutet hatte. Aber da war noch Malcolm. Vielleicht ist es auch besser, dass Manny sich eigentlich gar nicht für mich interessiert. Er hatte nur ein Abenteuer mit mir, das ist alles. Ich sollte es nicht so ernst nehmen. Aber er war so…

Sie spürte, dass sie den Tränen nahe war.

Vielleicht sollte ich mit Don Diego darüber sprechen, sagte sie sich. Dann schüttelte sie den Kopf. Damit kann ich ihm doch nicht kommen. Ich würde dastehen wie ein dummes Schulmädchen oder noch schlimmer. Aber ich muss mit

jemandem darüber sprechen. Ich brauche einen Freund, und er ist der einzige wahre Freund, den ich habe.

Kananga lauschte Vyborg, ohne ein Wort zu sagen, ohne ein Kopfnicken oder eine sonstige Geste – und er schien nicht einmal zu blinzeln. Er ging im trüben Abendlicht neben Vyborg her, sein kahl geschorener Schädel glänzte im Schein der Lampen am Wegesrand, und hörte so konzentriert zu, dass Vyborg sich schon fragte, ob der Mann vielleicht die Sprache verloren hätte.

»Was glauben Sie, was wir in dieser Sache tun können?«, fragte Vyborg schließlich.

»Wieso kommen Sie mit diesem Problem überhaupt zu mir?«, fragte Kananga seinerseits.

Vyborg schaute ihn finster an. »Weil Sie ein Mann der Tat sind. Weil Sie ohne mich nicht an Bord dieses Habitats wären. Ich habe die Friedenstruppe davon überzeugt, Sie auswandern zu lassen. Sonst hätte man Sie wegen Genozids vor Gericht gestellt.«

Kanangas dunkles Gesicht blieb unbewegt. Aber die alte Wut wallte wieder in ihm auf. Genozid! Die Hutus haben uns zu Tausenden abgeschlachtet, und niemand hat auch nur einen Finger gerührt. Und als wir dann die Macht ergriffen und es den Hutu mit gleicher Münze heimzahlten, kamen die Friedenstruppen mit ihren Satelliten-Kameras und Laser-Waffen. Sie haben uns verhaftet und vors Internationale Kriegsverbrechertribunal gestellt.

»Ich brauche Ihre Hilfe«, sagte Vyborg – in Verkennung der Wut in Kanangas Augen – in einem etwas moderateren Ton. »Niemand sonst vermag das für mich zu tun. Helfen Sie mir,

diesen alten Mann loszuwerden. Bitte.«

Der große, schlanke Ruander holte tief Luft. »Da gäbe es aber ein Problem«, sagte er und wies auf einen der Laternenpfähle, die den Weg säumten, auf dem sie gingen.

Vyborg begriff sofort. »Die Kameras.«

Kananga nickte bedächtig. »Morgenthau hat sogar Kameras in den Apartments installieren lassen.«

»Ja, ich weiß.«

»Wenn wir aber etwas in seinem Apartment unternehmen, bin ich sicher, dass wir Morgenthau dazu bewegen könnten, das Video zurückzuhalten.«

»Dann könnten wir ihn also unauffällig im Apartment um die Ecke bringen«, sagte Vyborg hoffnungsvoll.

»Aber was sollen wir hinterher mit der Leiche machen?« Kananga legte eine kaum wahrnehmbare Betonung auf das Wort ›wir‹, aber Vyborg hörte es dennoch und zog die richtigen Schlüsse daraus.

»Es muss wie ein Unfall aussehen. Oder wie ein natürlicher Tod. Er ist schließlich ein alter Mann.«

»In einer ausgezeichneten gesundheitlichen Verfassung. Ich habe seine Krankenakte überprüft.«

»Menschen sterben trotzdem«, blaffte Vyborg.

»Ja, vor allem, wenn sie Sterbehilfe bekommen«, sagte Kananga mit einem heiseren Kichern.

»Wollen Sie mir nun helfen oder nicht?«, fragte Vyborg, der zunehmend ungehalten wurde.

Kananga schwieg für eine so lange Zeit, dass Vyborg schon mit einer Ablehnung rechnete. Schließlich sagte er jedoch: »Es gibt keine Überwachungskameras unten in den Kanälen, wo er so viel Zeit verbringt, nicht wahr?«

Das stimmt, sagte Vyborg sich.

328 Tage bis zur Ankunft

Alle Abteilungsleiter hatten sich um den ovalen Konferenztisch versammelt. Wilmot saß an einer Seite in der Mitte, flankiert von Urbain und der rundgesichtigen dunkelhaarigen Andrea Maronella, der Leiterin der Agro-Gruppe. Eberly, der Wilmot genau gegenübersaß, betrachtete die Frau nach wie vor als ›Landpomeranze‹.

Einer nach dem andern referierten die Abteilungsleiter eine Kurzfassung der Wochenberichte. Eberly war schier zu Tode gelangweilt. Wieso zeichnet Wilmot nicht eine dieser Besprechungen auf und spielt sie jede Woche wieder ab?, fragte er sich. Damit würden wir alle ein paar Stunden Zeit sparen, und im Ergebnis käme es fast aufs Gleiche 'raus.

»Das war's dann wohl«, sagte Wilmot, nachdem der letzte Redner verstummt war. »Liegt noch etwas an?«

»Raoul Tavalera hat eine Stelle in der Instandhaltungs-Abteilung angenommen«, sagte Eberly. »Dem Vernehmen nach ist er nun mit Reparatur- und Ausbesserungsarbeiten beschäftigt.«

Tamiko O'Malley, der kleine japanische Leiter der INST, nickte bestätigend. »Er ist ein brauchbarer Techniker. Obwohl er so schnell wie möglich wieder zur Erde zurückkehren will.«

Wilmot richtete den Blick wieder auf Eberly. »Wie sieht es damit aus, Dr. Eberlv?«

»Wir wollen es so einrichten, dass er mit dem Video-Team zurückfliegt, wenn die Exkursion zum Titan beendet ist.«

Urbain schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Sie werden *nicht* die Erlaubnis bekommen, auf dem Titan zu landen. Niemals!«

»Der Teamleiter geht aber davon aus, dass es ihm erlaubt wird…«

»Niemals!«, wiederholte Urbain noch heftiger.

Wilmot legte dem Wissenschaftler beschwichtigend die Hand auf den Arm. »Ich dachte, Dr. Cardenas wollte ihm bei der Lösung des Kontaminationsproblems helfen.«

»Mit Nanomaschinen?«, blaffte Urbain. »Das glaube ich erst, wenn ich es mit eigenen Augen sehe. Nicht eher.«

»Es wird aber schwierig werden, ihm die Genehmigung zu verweigern. Ich meine, dieser Gaeta ist ein Medien-Held. Er hat diesen verletzten Astronauten gerettet. Deshalb genießt er ein hohes Ansehen im ganzen Habitat.«

»Wir müssen eine Vorführung von Dr. Cardenas' Nanomaschinen arrangieren«, sagte Wilmot, bevor Urbain etwas zu erwidern vermochte. »Eine Vorführung, die unter höchsten Sicherheitsvorkehrungen stattfindet. Ich will nicht das geringste Risiko eingehen, dass Nanobots in diesem Habitat Amok laufen.«

Urbain nickte gequält lächelnd. »Null-Risiko«, murmelte er, und sein Lächeln verriet Eberly, dass er wusste, Null-Risiko war ein Ding der Unmöglichkeit.

»Gut«, sagte Urbain. »Sind wir nun fertig?«

Ein paar Abteilungsleiter schoben die Stühle zurück. Doch dann räusperte Eberly sich laut und verkündete: »Es gäbe da noch etwas, wenn's recht ist.«

Wilmot, der sich schon halb vom Stuhl erhoben hatte, ließ sich wieder darauf fallen. Er schaute alles andere als erfreut.

»Was gibt's denn noch?«, fragte er pikiert.

»Mein Komitee hat einen Entwurf für eine Verfassung ausgearbeitet. Ich habe ihn durchgesehen, und ich halte die Zeit nun für gekommen, diesen Entwurf der breiten Öffentlichkeit zu präsentieren und ihn zur Abstimmung zu stellen.«

Etwas wie Argwohn flackerte kurz in Wilmots Augen auf.

»Sie haben doch schon diese ganze Diskussion um die Namensgebung inszeniert. Wollen Sie etwa schon wieder eine Debatte anzetteln?«

Doch Wilmot fasste sich mit einem Finger an den Bart und sagte: »Ich möchte Ihren Entwurf erst einmal sehen. Dann werden wir ihn von den Abteilungsleitern begutachten lassen. Anschließend werden wir ihn der Öffentlichkeit vorstellen.«

»Schön«, sagte Eberly mit einem gefälligen Lächeln. Genau das hatte er nämlich von Wilmot erwartet.

Holly erhob sich vom Schreibtisch und ging zu Morgenthaus Tür. In ihrer Vorstellung war dies nicht mehr Eberlys Büro; sie hatte Eberly seit Wochen schon nicht mehr gesehen, außer bei flüchtigen Begegnungen, bei denen immer auch andere Leute zugegen waren. Er macht sich nichts aus mir, redete sie sich ein und hoffte zugleich verzweifelt, dass das nicht stimmte. Sie fragte sich, was sie tun musste, dass sie ihm so viel bedeutete wie er ihr.

Sie klopfte an die Tür, und Morgenthau rief »Herein.«

Holly schob die Tür halb auf und sagte: »Ich werde für den Rest des Tages nicht im Büro sein. Ich will zu…«

Morgenthau wirkte besorgt, beinahe erschrocken. »Holly, ich wollte es Ihnen schon früher sagen, aber es ist mir eben erst

wieder eingefallen. Ich möchte, dass Sie Dr. Cardenas' Dossier auf den neusten Stand bringen.«

»Auf den neusten Stand? Ich dachte, wir hätten schon eine komplette Akte über sie.«

Morgenthau tippte auf den Palmtop-Computer, der auf dem Schreibtisch stand. Cardenas' Akte und ihr Bild erschienen überm Computer. Morgenthau scrollte die Datei so schnell, dass die Worte vor Hollys Augen verschwammen. Das war aber auch egal, denn Holly hatte die komplette Datei schon einmal gelesen und sich jedes einzelne Wort gemerkt.

»Hier. Da ist eine Lücke im Lebenslauf. Sie hat für ein paar Jahre das Nanolab auf Selene geleitet und dann plötzlich gekündigt. Ein paar Monate später ist sie nach Ceres gegangen, aber sie hat sich dort nicht mehr mit Nanotechnik befasst, soweit es aus den Aufzeichnungen hervorgeht. Ich möchte, dass Sie das mit ihr klären.«

»So kosmisch scheint das aber nicht zu sein, oder?«, sagte Holly.

»Meine liebe Holly«, sagte Morgenthau mit einem sich verhärtenden Gesichtsausdruck, »alles über Nanotechnik ist wichtig. Aus irgendeinem Grund hatte die Cardenas einen Karriereknick. Sie hat die Nanotech-Arbeit für ein paar Jahre ruhen lassen und will ihre Forschungen nun wieder aufnehmen – hier bei uns. Wieso? Was hat sie vor?«

»Okay«, sagte Holly. »Ich werde sie anrufen.«

»Laden Sie sie zum Mittagessen ein. Wenn sie ablehnt, gehen Sie in ihr Labor und verlassen es nicht eher, bis sie sich Ihnen gegenüber erklärt hat.«

»So wie Sie das sagen, könnte man glauben, es handele sich um eine polizeiliche Vernehmung.«

»Vielleicht sollte man tatsächlich eine durchführen.«

Holly fragte sich, wieso Morgenthau sich so echauffierte, und sagte: »Ich werde sie anrufen, bevor ich gehe.«

»Sofort, Holly«, sagte Morgenthau und hob einen Wurstfinger. »Ich will, dass das sofort erledigt wird. Essen Sie heute mit ihr zu Mittag. Ich möchte, dass Sie mir gleich morgen früh über diesen Punkt in Cardenas' Dossier berichten.«

Hollys erster Impuls war, Morgenthau zu empfehlen, ohne Raumanzug aus einer Luftschleuse zu springen. Doch dann wurde sie sich bewusst, dass die Frau noch nie so auf etwas gedrungen hatte. Das macht ihr wirklich zu schaffen, sagte Holly sich. Vielleicht ist dieser Nanotech-Kram doch gefährlicher, als ich dachte.

Don Diego richtete sich langsam und unter Schmerzen auf. Der Rücken ist meine Schwachstelle, sagte er sich und massierte sich das Kreuz. Falls es uns jemals gelingen sollte, den menschlichen Körper neu zu konstruieren, wird man den Schwerpunkt auf die Verbesserung des Rückens legen müssen.

Er marschierte langsam und bedächtig auf der Böschung des Kanals entlang. Der Schmerz strahlte vom Steißbein aus, an das er schlecht herankam. Er seufzte. Wenigstens ist dieser Abschnitt fast fertig, sagte er sich. Er hielt inne und betrachtete die blühenden Sträucher, die sich an die Böschung klammerten. Vielleicht ein paar Kakteen im nächsten Abschnitt, sagte er sich. Ich frage mich nur, ob es im Habitat überhaupt einen Kaktus gibt?

Er hatte eigentlich mit Hollys Erscheinen gerechnet; sie hatte

sich für diesen Nachmittag angesagt. Er wollte ihr zeigen, wie dieses Stückchen Wildnis sich entwickelte.

Jemand trat hinter einem Baum oben am Rand des Grabens hervor und kam den Abhang herab auf ihn zu. Ein großer, schlanker Schwarzer mit einem kahl rasierten Schädel und einem strichförmigen Bart, der die Konturen des Kiefers nachzeichnete. Er wird sich die blank geputzten Stiefel dreckig machen, sagte Don Diego sich.

»Guten Tag«, rief er dem Fremden auf Englisch zu. »Was führt Sie denn an diesen stillen Ort?«

Der Fremde lächelte freundlich. »Sie sind Diego Romero von der Kommunikations-Abteilung?«

»Der bin ich«, sagte Don Diego. Der Mann muss aus dem Büro sein, sagte er sich. Jemand musste sich wegen seines ständigen Fehlens beschwert haben. Oder…

»Sind Sie von der Instandhaltungsabteilung?«, fragte er etwas besorgt.

Der schwarze Mann kam näher. Er lächelte noch immer. »Nein, in dieser Hinsicht haben Sie nichts zu befürchten.«

Wie befohlen aß Holly mit Kris Cardenas im Bistro zu Mittag. Aber es lief nicht gut.

»Ich weiß, dass ich neugierig wirke«, sagte sie wie um Entschuldigung heischend, »aber meine Chefin macht sich Sorgen wegen der Nanotechnik, und da ist eine Lücke in Ihrem Lebenslauf…«

Cardenas legte die Gabel hin und nahm einen Schluck Limonade. Dann ließ sie den Blick über die auf dem Rasen verstreuten Tische schweifen, von denen die meisten leer waren, dann richtete sie den Blick wieder in Hollys Richtung.

Ihre strahlend blauen Augen schauten traurig, nicht verärgert; sie schienen an Holly vorbei in eine schmerzliche Vergangenheit zu blicken.

»Ich will nicht, dass jemand etwas davon erfährt«, sagte sie. »Ich werde es Ihnen erzählen, aber nur wenn Sie mir versprechen, es für sich zu behalten.«

Holly wollte schon zustimmen, doch dann sagte sie: »Ich werde aber meiner Chefin darüber berichten müssen.«

Cardenas schüttelte den Kopf. »Dann vergessen Sie es. Ich würde es Ihnen sagen, Holly, aber ich will nicht, dass es allgemein publik wird. Wenn Sie es Ihrer Chefin sagen, wird man mir nicht erlauben, hier Nanotech-Arbeiten durchzuführen.«

»Wieso denn nicht?«

»Weil ich Beihilfe zum Mord geleistet habe«, sagte Cardenas unverblümt.

Holly spürte, wie ihr die Kinnlade herunterklappte.

»Ich habe es zwar nicht vorsätzlich getan«, erklärte Cardenas. »Aber es war trotzdem schlimm genug.«

Als ob ein emotionaler Damm gebrochen wäre, erzählte Cardenas Holly die ganze Geschichte. Dass sie wegen der Nanobots, die sich in ihrem Körper tummelten, nach Selene verbannt worden war und nicht mehr zur Erde zurückkehren durfte. Dass ihr Mann sich geweigert hatte, sie auf dem Mond zu besuchen, dass ihre Kinder sich gegen sie gewandt hatten und dass sie ihre Enkelkinder nie gesehen hatte. Die Wut. Die Schmerzen und Tränen und der heiße Zorn auf die Narren und selbstzufriedenen Ignoranten, die die Angst der Menschen vor der Nanotechnik instrumentalisierten, um ihr Leben zu zerstören.

Sie erzählte Holly von Martin Humphries' Angebot. »Er sagte, er brächte mich zur Erde zurück, wenn ich ihm dabei helfen würde, das Raumschiff eines Konkurrenten zu sabotieren. Er war, weiß Gott, reich genug, um alles zu kaufen. Ich glaubte, er würde mir helfen. Ich hatte keine Ahnung, dass die Beschädigung eines Raumschiffs den Tod eines Menschen zur Folge haben sollte. Also ließ ich mich von Humphries kaufen, und sein größter Konkurrent starb, als das Raumschiff eine Panne hatte.«

»Dann sind Sie also niemals wieder zur Erde zurückgekehrt? Haben Ihre Familie nie wieder gesehen?«, fragte Holly mit leiser Stimme.

»Nie«, sagte Cardenas. »Als ich hörte, dass Dan Randolph wegen meiner Komplizenschaft gestorben war, habe ich gegenüber der Regierung von Selene ausgepackt. Ich habe sogar versucht, Selbstmord zu begehen, aber das hat nicht geklappt. Zur Strafe wurde ich aus Selenes Nanotech-Labor ausgeschlossen. Also ging ich nach Ceres, einem Vorposten im All, und arbeitete jahrelang mit den Felsenratten. Keine Nanotech-Arbeit. Ich schwor, nie wieder Nanotech-Forschung zu betreiben.«

»Aber nun wollen Sie wieder damit anfangen. Und zwar hier.«

Cardenas nickte. Sie wahrte zwar die Contenance, machte aber ein Gesicht, als ob sie von der Last der ganzen Welt niedergedrückt würde. »Ich habe beschlossen, dass ich nun genug gebüßt habe. Ich kann euch hier eine Hilfe sein. Ich will noch mal ein neues Leben beginnen.«

»Kommt mir irgendwie bekannt vor«, murmelte Holly.

»Wir beide sind Seelenverwandte.«

»Gut möglich.«

Cardenas musterte sie mit diesen strahlend blauen Augen. »Was werden Sie Ihrer Vorgesetzten also sagen?«

Hollys Entschluss stand bereits fest. »Nichts«, sagte sie. »Ich werde ihr nur sagen, dass Sie aus freien Stücken nach Ceres gegangen seien, um mit den Felsenratten zu arbeiten. Das ist schließlich nicht einmal gelogen, nicht wahr?«

Zum ersten Mal lächelte Cardenas. »Nein, das ist nicht gelogen. Es ist zwar auch nicht die Wahrheit – zumindest nicht die ganze Wahrheit. Aber es ist auch keine Lüge.«

Lächelnd ging Kananga auf Don Diego zu und blieb auf Armlänge entfernt vor ihm stehen. »Nein, ich bin nicht von der Instandhaltungsabteilung«, wiederholte er. »Ich habe vor, die Instandhaltungsabteilung von meiner Arbeit hier zu informieren«, sagte Don Diego, »aber ich habe noch nicht…«

Mit der Schnelligkeit eines springenden Leoparden schlug Kananga dem alten Mann voll auf den Solarplexus. Don Diego brach ohne einen Laut zusammen.

Kananga fing den alten Mann auf und hob ihn mühelos hoch. Keine Schleifspuren, sagte er sich. Keine Spuren am Tatort hinterlassen.

Er trug den keuchenden und benommenen Don Diego die Böschung hinab zum Betonbett des Kanals. Der alte Mann hustete und stöhnte; er schlenkerte schwach mit den Beinen und schlug mit flatternden Lidern die Augen auf.

Kananga kniete sich hin und drückte sein Gesicht in den Kanal. Dabei drückte er vorsichtig, fast zärtlich gegen den Hinterkopf, um ihn unter Wasser zu halten. Don Diego stieß noch ein paar Luftblasen aus, zappelte schwach und

erschlaffte dann. Das aufgewühlte Wasser floss wieder ruhig dahin. Kananga hielt Don Diego weiter unter Wasser gedrückt und zählte langsam bis hundert. Dann ließ er ihn los.

Zufrieden mit der grausigen Verrichtung stand Kananga auf. Nicht schlecht, sagte er sich und schaute sich um. Keine Furchen im Erdboden, keine Schleif spuren auf dem Beton, keinerlei Anzeichen eines Kampfes.

Niemand wird es je erfahren.

323 Tage bis zur Ankunft

Holly entdeckte die Leiche. Sie hatte Cardenas im Bistro zurückgelassen und war zum Kanal gegangen, wo Don Diego gearbeitet hatte. Zuerst sah sie keine Spur von ihm. Dann erspähte sie seinen Körper am unteren Rand der Böschung, halb im Wasser.

Sie schrie nicht. Sie weinte nicht einmal, als sie sich Stunden später in der Abgeschiedenheit ihrer Unterkunft befand – lange nachdem sie die Leiche des alten Manns aus dem Kanal gezogen und das medizinische Notfall-Team ihn für tot erklärt hatte.

Sie träumte in dieser Nacht von dem Vater, an den sie sich nicht zu erinnern vermochte. Manchmal erschien er ihr im Traum als Don Diego; manchmal war er eine schemenhafte gesichtslose männliche Gestalt, groß und fast schon bedrohlich. Einmal drehte der Mann ohne Gesicht ihr den Rücken zu, und sie war wieder ein kleines Kind, das gerade erst laufen lernte. Pancho war im Traum auch irgendwie präsent, doch am meisten wünschte Holly sich, dass ihr Vater

sich umdrehte, damit sie sein Gesicht zu sehen vermochte. Sie wollte ihn rufen, doch kein Laut entrang sich der Kehle. Sie streckte die Hand nach dem Mann aus, und als er sich schließlich doch zu ihr umdrehte, sah sie Malcolm Eberly mit kaltem Blick auf sie herunterschauen.

Holly schreckte aus dem Schlaf und setzte sich im Bett auf; der verstörende Traum löste sich langsam auf wie eine Wolke an einem Sommertag. Sie duschte und kleidete sich schnell an, ließ das Frühstück ausfallen und ging direkt zum kleinen Krankenhaus des Habitats. Sie wollte mit dem Arzt sprechen, der Don Diegos Leiche untersucht hatte. Sie wusste, dass sie eigentlich Morgenthau anrufen und ihr sagen sollte, dass sie später zur Arbeit käme, aber die Mühe machte sie sich nicht.

Im Krankenhaus war es still. Es herrschte eine ruhige, gelassene Atmosphäre. Die Belegschaft des Habitats war im Großen und Ganzen in einer guten körperlichen Verfassung und machte trotz des kalendarischen Alters einen jugendlichen Eindruck. Die größten medizinischen Probleme waren Unfälle und psychische Erkrankungen. Und der plötzliche Tod eines achtundneunzigjährigen Mannes, sagte Holly sich.

Dr. Yaňez' gewohnheitsmäßiges fröhliches Lächeln verschwand, als Holly ihn nach der Ursache von Don Diegos Tod befragte.

»Sehr bedauerlich«, sagte er. »Sehr traurig. Er war ein wunderbarer Mensch. Wir hatten viele lange Gespräche miteinander geführt.«

Er fasste Holly sanft am Ellbogen und führte sie zur Tür, die zum Garten im Innenhof des Krankenhauses führte.

»Ich will Sie aber nicht von der Arbeit abhalten«, sagte Holly.

»Es gibt heute nicht viel zu tun«, sagte er. »Unsere Leute sind geradezu widerlich gesund.«

Er führte Holly aus dem zweistöckigen Krankenhausgebäude hinaus und um den sorgfältig angelegten Blumengarten im Innenhof herum. Holly sagte sich, dass Don Diego dem Garten eine wildere, ursprünglichere Anmutung verliehen hätte.

Yañez schob die Hände in die Taschen des weißen Kittels und sagte: »Don Diegos Tod gibt mir irgendwie Rätsel auf. Er muss gestolpert und ins Wasser gefallen und ertrunken sein.«

»Wieso ist er einfach nicht wieder aufgestanden?«, fragte Holly.

Er zuckte die Achseln. »Vielleicht ist er mit dem Kopf aufgeschlagen. Er ist vielleicht ohnmächtig geworden – zu niedriger Blutdruck oder ein leichter Schlaganfall. Er war immerhin schon hoch betagt.«

»Gab es Anzeichen eines Schlaganfalls?«

»Nein, aber ein leichter Schlaganfall hinterlässt auch keine Spuren, die auf den ersten Blick sichtbar wären. Wir müssen gezielt danach suchen, und selbst dann würden wir vielleicht nichts finden. Wir sind hier schließlich nicht in New York oder Tokio, müssen Sie wissen. Wir haben keine entsprechend qualifizierten Pathologen.«

»Ich verstehe.«

»Es ist eine große Tragödie. Ein großer Verlust.«

»Sie sind sich aber sicher, dass es ein Unfall war?«, fragte Holly.

Yañez wirkte im ersten Moment erschrocken. »Ja. Natürlich. Was sollte es sonst sein?«

»Ich weiß nicht.«

Der Arzt schaute zu Holly auf. »Er war mein Freund. Wenn Fremdeinwirkungen als Todesursache vorgelegen hätten, dann wäre ich darauf gestoßen, das versichere ich Ihnen. Es war ein Unfall. Unglücklich und bedauerlich. Aber eben nur ein Unfall, nicht mehr.«

Je mehr der Doktor dies beteuerte, desto stärker wurden jedoch Hollys Zweifel, dass es sich wirklich um einen Unfall gehandelt hatte. Aber das ist doch verrückt, sagte sie sich. Was sollte es sonst sein außer einem Unfall? Wer hätte Don Diego denn umbringen sollen?

Trotzdem hörte sie sich fragen: »Dürfte ich einmal den Autopsiebericht sehen?«

»Er besteht überwiegend aus medizinischer Terminologie«, sagte Yañez. »Und Fotos von der Leiche.«

»Ich habe gar keine Fotos von Don Diego«, sagte Holly. »Kein Andenken.«

»Die Bilder eines toten Menschen sind aber nicht sehr erbaulich.«

»Das ist mir egal. Ich würde sie gern sehen.«

Der Doktor seufzte schwer. »Na schön. Ich werde Ihnen den Zugangscode geben, und dann können Sie Einsicht in die kompletten Aufzeichnungen nehmen.«

»Danke«, sagte Holly.

»*Da nada*«, erwiderte Yañez automatisch.

Eberly vermochte seine Wut kaum zu zügeln. Er stand mit rotem Kopf hinter dem Schreibtisch in seinem Apartment und knurrte Vyborg und Kananga an. »Mord!«, zeterte Eberly. »Ihr konntet es nicht abwarten, bis ich den alten Mann entfernt hatte. Also habt ihr euch entschlossen, ihn zu ermorden.«

»Es weiß doch niemand davon«, flüsterte Vyborg. »Er ist begraben und vergessen.«

»*Ich* weiß aber davon!«, blaffte Eberly. »Es ist meine Pflicht, dieses Verbrechen Wilmot zu melden. Was wollt ihr machen, wenn ich das versuche? Mich auch umbringen?«

»Nein, niemals«, sagte Kananga.

»Mörder. Meine engsten Freunde und Mitarbeiter sind Mörder.«

»Er war schließlich kein wahrer Gläubiger«, sagte Vyborg. »Nur ein gestrauchelter Katholik.«

»Und das rechtfertigt einen Mord?«

»Ich dachte, es sei auch in Ihrem Sinne, den alten Knacker loszuwerden«, sagte Kananga. »Das hat Sammi mir jedenfalls so gesagt.«

»Sie waren doch damit einverstanden, dass er beseitigt werden sollte«, verteidigte Vyborg sich. »Ich dachte, dass…«

»Sie *dachten*! Sie hatten beschlossen, auf eigene Faust zu handeln, ohne sich mit mir abzusprechen. Ohne sich zu fragen, wie Ihre Aktion sich auf meinen Master-Plan auswirken würde. Sie sollen nicht *denken.* Ich will, dass Sie meine Befehle befolgen. Sie sollen *gehorchen!*«

»Ja, wir haben verstanden«, sagte Vyborg, »aber…«

»Kein aber!«, schrie Eberly. »Entweder gehören Sie zu meinem Team oder nicht. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht. Entweder Sie befolgen meine Befehle aufs Wort, oder wir sind geschiedene Leute.«

Kananga schaute Vyborg an. Ich brauche ihnen nicht zu sagen, dass ich sie sofort Wilmot melden werde, falls sie mich im Stich lassen, sagte Eberly sich. Das ist den beiden völlig klar.

»Nun?«, sagte er. »Treffen Sie Ihre Wahl.«

»Ich werde natürlich bei Ihnen bleiben«, sagte Vyborg. »Es tut mir Leid, dass ich so… voreilig gehandelt habe.«

»Und Sie, Oberst?«

Kananga fiel es offensichtlich schwer, klein beizugeben, doch dann schluckte er sichtlich und sagte: »Ich stehe jederzeit zu Ihren Diensten, Sir.«

Eberly gestattete sich ein sparsames Lächeln. »Also gut. Vergessen wir den Vorfall. Vyborg, ich will, dass Sie sich in Geduld üben und abwarten, bis ich Berkowitz auf meine Art beseitige.«

»Das werde ich.«

»Sobald das bewerkstelligt ist, werden Sie die völlige Kontrolle über die Kommunikationsabteilung übernehmen. Und Sie, mein lieber Oberst«, sagte er an Kananga gewandt, »werden mein Sicherheitschef sein, sobald wir die neue Regierung stellen.«

Kananga setzte zu einer Erwiderung an, doch Eberly fügte hinzu: »Natürlich nur unter der Voraussetzung, dass Sie meine Befehle befolgen und keine Extratouren machen.«

Kananga verkniff sich eine Entgegnung und nickte brav.

Dann ließ Eberly sie wegtreten. Sie gingen mürrisch zur Tür und verließen sein Apartment. Eberly ließ sich wieder auf den Stuhl sinken. Kopf – und Bauch – waren in Aufruhr. So schlimm ist es nun auch wieder nicht, sagte er sich. Niemand stellt in Frage, dass der Tod des alten Mannes ein Unfall war. Und ich habe nun eine Handhabe gegen Vyborg und Kananga, wodurch ich sie noch enger an mich binde. Unbedingte Loyalität auf der Grundlage von Angst. Er rieb sich den schmerzenden Bauch. Und Morgenthau hat mich auf die

gleiche Art im Griff. Ich reite auf einem Tiger, auf einem ganzen Rudel Tiger, und der einzige Schutz vorm Gefressenwerden besteht darin, ihnen das zu geben, was sie wollen.

Er lehnte sich auf dem Bürostuhl zurück und versuchte die Schmerzen im Bauch mit schierer Willenskraft zu unterdrücken. Wie soll ich Berkowitz loswerden?, fragte er sich. Möglichst ohne einen weiteren Mord.

An wen soll ich mich wenden?, fragte Holly sich immer wieder. Und die Antwort war immer die gleiche: Malcolm. Sprich mit Malcolm darüber.

Aber ich komme nicht an Malcolm heran, ohne Morgenthau über den Weg zu laufen. Sie schirmt ihn vor mir ab wie eine Bulldogge. Holly hatte Morgenthau ein paar Voicemails geschickt und ihn um ein privates Gespräch gebeten, nur um sich von Morgenthau sagen zu lassen, dass Eberly im Moment zu beschäftigt sei, um mit ihr zu sprechen.

»Alles, was Sie mit Eberly zu besprechen haben, können Sie auch mir sagen«, sagte Morgenthau.

»Es ist… äh, persönlich«, wich Holly aus.

Missbilligung blitzte in Morgenthaus Augen auf, die jedoch schnell einem verschmitzten, fast schon lüsternen Ausdruck wich. »Meine Liebe, er ist viel zu beschäftigt für persönliche Engagements. Und viel zu wichtig, als dass er sich von so etwas ablenken lassen dürfte.«

»Aber ich will doch nicht…«

»Vielleicht, nachdem die neue Regierung gebildet wurde – vielleicht wird er dann Zeit für ein Privatleben haben. Aber nicht eher.«

Holly fügte sich. »Okay, ich hab' verstanden.«

»Wie geht es eigentlich mit den Wettbewerben voran?«, fragte Morgenthau leutselig. »Wann treten wir in Phase Zwei ein?«

Holly war erstaunt, dass Morgenthau nicht nach Cardenas' Dossier gefragt hatte – und erfreut, dass der ebenso kurze wie lückenhafte Nachtrag zu Cardenas' Akte ihrer Chefin offensichtlich genügte. Also berichtete sie, welchen Fortschritt sie hinsichtlich der Wettbewerbe schon gemacht hatte, mit denen die Merkmale des Habitats benannt werden sollten.

Professor Wilmot studierte die Grafiken, die vor seinen Augen schwebten.

»Erstaunlich«, murmelte er. »Wirklich erstaunlich.« Ungeachtet aller Anstrengungen, die er und sein Stab darauf verwandt hatten, im Habitat dem Protokoll Geltung zu verschaffen, das vorm Start von der Erde in Kraft getreten war, wurde es von den Leuten zunehmend ignoriert. Er stellte jedoch fest, dass die Abweichungen geringfügig waren – im Wesentlichen kosmetisch. Manche Frauen hatten ihre Kleidung mit selbst genähten Applikationen und aufgebügelten Dekors verziert, von denen viele unverhohlen sexueller Natur waren. Diese Mode schien sich trotz Eberlys empfohlener Kleiderordnung einer immer größeren Beliebtheit zu erfreuen. Und die ersten Männer zogen schon nach. Wilmot grunzte. Ein jugendliches Erscheinungsbild wird angestrebt, auch wenn die ›jugendlichen‹ schon ›alte Knacker‹ sind.

Und dann war da noch dieser Namensgebungs-Wettbewerb, bei dem es darum ging, jedes Gebäude und jedes Gebüsch im

Habitat zu benennen. Unglaublich, wie viel Zeit und Energie darin investiert wurden. Dem Vernehmen nach war es in der Cafeteria wegen der Namensgebung schon zu Wortgefechten und sogar zu Handgreiflichkeiten gekommen. Vielleicht sollte ich die Alkoholvorräte unter Verschluss halten, sagte Wilmot sich. Dann schüttelte er den Kopf. Sie würden in den Labors einfach Schwarzgebrannten herstellen. Wenigstens scheint der Drogenkonsum sich in Grenzen zu halten – es sei denn, das Krankenhauspersonal meldet die Fälle von Drogenmissbrauch nicht. Vielleicht sind sie die größten Drogenkonsumenten. Er seufzte. Aber solange es sich nicht auf ihre Arbeit auswirkt, hat es keinen Sinn, jeder Droge nachzuspüren, die die Leute sich für die Freizeit synthetisieren.

Wilmot stellte fest, dass auch persönliche Veränderungen stattfanden. Die Leute wechselten den Arbeitsplatz und sogar zwischen den Abteilungen. Dieser Eberly von der Human-Resources-Abteilung legt bei den Veränderungen ein zu hohes Tempo vor, sagte Wilmot sich. Aber er beschloss, nicht einzugreifen. Soll das Experiment sich ungestört entfalten. Misch dich nicht ein. Die Laborratten haben ein paar interessante Tricks drauf. Ich frage mich, was sie tun werden, wenn wir erst einmal den Saturn erreichen.

Dann formulierte sein Bewusstsein eine neue Frage. Ich wüsste gern, was man in Atlanta von alledem hält. Sollte ich ihnen auch über diese Details berichten? Er nickte. Ich werde es tun müssen. Ich bin mir sicher, dass sie auch aus anderen Quellen Berichte erhalten. Bei dem Geld, das sie investiert hat, muss die Neue Moralität ein ganzes Rudel Informanten ins Habitat eingeschleust haben.

Zweites Buch

Vor etwa drei Jahren schrieb ich, dass ich zu meiner großen Überraschung festgestellt hätte, dass der Saturn ein Dreierkörper sei: Das heißt, er ist ein Verbund aus drei Sternen, die in einer geraden Linie parallel zur Ekliptik angeordnet sind, wobei das Zentralgestirn viel größer ist als die anderen. Ich hielt sie zunächst für reglos, denn als ich sie zum ersten Mal sah, schienen sie sich fast zu berühren, und so verharrten sie auch für fast zwei Jahre ohne die geringste Veränderung. Es bestand deshalb Grund zu der Annahme, dass sie in Bezug zueinander starr seien, denn selbst eine einzige Bogensekunde (eine Bewegung, die unvergleichlich kleiner ist als selbst die in den größten Umlaufbahnen) hätte sich in dieser Zeit bemerkbar gemacht, indem diese Sterne sich entweder getrennt hätten oder ganz zusammengeführt worden wären. Deshalb stellte ich die Beobachtung des Saturn für über zwei Jahre ein. In den letzten Tagen nahm ich sie jedoch wieder auf und stellte fest, dass der Saturn allein war – ohne die gewohnten flankierenden Sterne und so kugelrund und klar umrissen wie der Jupiter. Wie soll man diese seltsame Wandlung nun erklären? Dass die beiden kleineren Sterne verzehrt worden sind, in der Art von Sonnenflecken? Hat der Saturn seine Kinder verschlungen? Oder war es doch nur eine Illusion und ein Streich, den die Linsen meiner Teleskope mir die ganze Zeit gespielt hatten – und nicht nur mir, sondern auch vielen anderen, die den Saturn mit mir beobachtet haben? Vielleicht ist der Tag gekommen, an dem wieder ein Funke Hoffnung in jenen aufflackert, die von den Tatsachen geleitet werden, nachdem sie all meine Beobachtungen als Luftschlösser entlarvt und ad absurdum geführt haben!

Galileo Galilei
Briefe über Sonnenflecken • Dezember 1612

Eine Vision vom Saturn

Manny Gaetas verwittertes Gesicht erschien auf Hollys Computerbildschirm.

»Hi«, sagte er grinsend. »Wann lässt du denn den Griffel fallen?«

Er rief sie einmal wöchentlich an – so pünktlich, als ob er es auf dem Kalender angekreuzt hätte. Holly nahm seine Anrufe aber nicht entgegen. Sie hatte keine Lust, ihr Leben zu komplizieren. Seit Don Diegos Tod hatte Holly sich in die Arbeit gestürzt, die Namensgebungs-Wettbewerbe vorangetrieben und das Büro trotz Morgenthaus absoluter Pflichtvergessenheit am Laufen gehalten. Nachts zerbrach sie sich den Kopf über Don Diego, ging immer wieder den Autopsiebericht durch und ließ vorm geistigen Auge jedes Detail der Szene im Graben Revue passieren, als sie die Leiche des alten Manns gefunden hatte. Holly war davon überzeugt, dass es sich nicht um einen Unfall handelte. Ein Unfall war ausgeschlossen. Es gibt keinerlei Anzeichen für ein körperliches Trauma: Sein Herz war gesund, er hatte keinen Schlaganfall, und er hatte nicht einmal eine Beule am Kopf oder eine Quetschung am Körper. Aber er war ertrunken. Wie? Weshalb?

Sie traf sich kaum noch mit anderen Leuten, außer hin und wieder mit Kris Cardenas. Sie aßen alle paar Tage zu Mittag. Holly bat Kris, Don Diegos Krankenakte noch einmal gemeinsam durchzugehen. Cardenas überprüfte sie und sagte Holly dann, dass sie nichts Verdächtiges finden könne.

»Sie müssen sich damit abfinden, dass Menschen sterben, Holly«, sagte Cardenas ihr beim Mittagessen in der gut

besuchten Cafeteria. »Es geschieht zwar nicht oft, aber es kommt vor. Die Menschen sind eben sterblich.«

»Es ergibt aber keinen Sinn«, widersprach Holly.

»Geben Sie es auf, Holly«, sagte Cardenas sanft. »Er war ein liebenswürdiger alter Mann, aber nun ist er tot, und Sie werden ihn auch nicht wieder lebendig machen.«

»Jemand hat ihn getötet.«

Cardenas machte große Augen. »Mord?«

Holly nickte. Sie wusste, dass sie sich unsterblich blamierte, aber sie konnte einfach nicht anders.

»Ich glaube, Sie müssen sich das aus dem Kopf schlagen, Kindchen«, sagte Cardenas. »Sonst werden Sie noch… nun, Sie werden sonst noch paranoid.«

»Ich kann mir aber nicht vorstellen, dass er mal eben so die Böschung hinuntergegangen ist, den Kopf ins Wasser getaucht hat und dabei ertrunken ist.«

»Vergessen Sie es, Holly. Sie vergeuden damit nur Ihre Zeit und Energie. Gehen Sie mal aus und machen sich einen schönen Abend. Machen Sie sich davon frei und denken mal wieder an sich.«

Holly sah, dass Cardenas es ernst meinte. »Mama Kris«, murmelte sie. Und lächelte.

»Es muss doch viele junge Männer geben, die sich freuen würden, mit Ihnen auszugehen«, sagte Cardenas.

»Manny Gaeta hat mich angerufen«, sagte Holly im Versuch, Don Diego aus dem Kopf zu verbannen.

»Na bitte. Er ist doch ein Prachtkerl.«

Holly nickte.

»Mögen Sie ihn denn?«

»Ich bin schon mit ihm im Bett gewesen«, platzte Holly

heraus.

»Wirklich?«

»In der Nacht, als er den verwundeten Astronauten gerettet hat.«

»Ach ja«, sagte Cardenas. Sie erinnerte sich wieder.

»Er muss förmlich in Hochstimmung gewesen sein. Voll gepumpt mit Adrenalin.«

»Anscheinend.«

»Und mit Testosteron.«

Holly musste lachen. »Davon reichlich.«

»Und er hat Sie angerufen?«

»Ja, schon. Aber ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben. Ich würde ihn zwar nicht fragen, aber falls ich mit ihm ausgehe, wird er vielleicht erwarten, dass ich wieder mit ihm ins Bett gehe.«

Cardenas schaute auf ihren Salat. »Es kann Ihnen doch egal sein, was er erwartet«, sagte sie dann. »Sie essen mit ihm zu Abend, und das war's dann. Sie dürfen ihm nur keine falschen Signale geben.«

»Signale?«

»Seien Sie verbindlich, aber nicht zu entgegenkommend.«

»Ich weiß nicht, ob das funktionieren würde«, sagte Holly unsicher.

»Treffen Sie sich mit ihm im Restaurant. Halten Sie sich nur an öffentlichen Orten auf. Und gehen Sie allein nach Hause.«

»Das wäre wohl am besten.«

»Es sei denn, Sie wollen doch wieder mit ihm ins Bett gehen.«

»Das will ich nicht! Eigentlich nicht. Ich will, dass er mich mag, aber auch nicht zu sehr.«

Mit einem Kopfschütteln stach Cardenas die Gabel in den Salat. »Männer haben kein Gespür für Zwischentöne, Holly. Sie müssen ihnen die Regeln von vornherein klarmachen. Sonst haben Sie ein Problem.«

»Schauen Sie«, sagte Holly leicht verwirrt, »eigentlich will ich von Malcolm beachtet werden. Ich meine, ich habe mich überhaupt nur seinetwegen für dieses Habitat angemeldet, aber ich habe ihn in den letzten Monaten kaum gesehen und Manny ist wirklich ein ganz Lieber, aber ich will mich nicht mit ihm einlassen und…« Ihr gingen die Worte aus.

»Malcolm?«, fragte Cardenas. »Sie meinen Dr. Eberly?«

»Ja, den Leiter der Human Resources.«

Cardenas schien beeindruckt. »Sie interessieren sich für ihn.«

»Aber er interessiert sich nicht für mich.« Holly war plötzlich den Tränen nahe.

»Ist das nicht immer so?«

»Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll.«

Cardenas ließ den Blick durch die rappelvolle Cafeteria schweifen und erteilte ihr dann den Rat: »Vergnügen Sie sich nach Herzenslust mit dem Stuntman. Wieso denn nicht?«

»Sie meinen, das wird Malcolm eifersüchtig machen?«

»Nein«, erwiderte Cardenas mit einem Schnaufen, das fast schon ein Grunzen war. »Ich glaube nicht, dass er davon überhaupt Notiz nehmen würde. Aber wieso sollten Sie denn keinen Spaß haben? Manny scheint doch ein netter Kerl zu sein.«

»Sicher.«

»Dann vergnügen Sie sich mit ihm, solange Sie noch die Gelegenheit dazu haben. Er wird zur Erde zurückfliegen, sobald er seinen Auftrag erledigt hat. Dann brauchen Sie sich

auch keine Sorgen wegen einer langfristigen Beziehung zu machen.«

»Ich will aber eine langfristige Beziehung«, entfuhr es Holly zu ihrem eigenen Erstaunen. »Ich meine, vielleicht nicht im Moment«, fügte sie sofort hinzu, »und wohl auch nicht mit Manny, aber irgendwann schon.«

»Mit Eberly?«

»Ja!«

Cardenas schüttelte den Kopf. »Dann viel Glück, Kindchen.«

Nadia Wunderly hatte strenge Diät gehalten, regelmäßig Sport getrieben und auf diese Art vier Kilo verloren. Die unermüdliche Arbeit an ihrem Forschungsprojekt hatte sich gleichfalls ausgezahlt: Dr. Urbain hatte die Untersuchung der Saturnringe genehmigt. Wunderly wusste aber, dass die Zustimmung unter dem Vorbehalt des jederzeitigen Widerrufs stand; sie war nämlich die einzige Wissenschaftlerin an Bord, die sich für die Ringe interessierte. Urbain selbst und alle anderen waren auf den Titan fixiert.

Sie war in Urbains Büro und beantragte einen Assistenten sowie Zeit am großen Teleskop des Habitats.

»Ich schaffe das alles nicht allein«, sagte sie auf der heiklen Gratwanderung zwischen einem Hilfeersuchen und dem Eingeständnis der Niederlage. »Eigentlich werden für mein Projekt sogar zwei Assistenten benötigt, wenn Sie sich erinnern.«

»Ich erinnere mich sehr gut«, sagte Urbain steif. »Aber wir haben einfach nicht genug Personal.«

Der Leiter der Abteilung ›Planetenwissenschaft‹ saß angespannt hinterm Schreibtisch, als sei er eine Barrikade

gegen anstürmende Revolutionäre. Und dabei wollte Wunderly doch nur ein wenig Hilfe.

»Das Hauptteleskop ist komplett für die Beobachtung des Titan reserviert«, fuhr Urbain fort, als verkündete er ein Todesurteil. »Dies ist eine Gelegenheit, die wir unbedingt nutzen müssen.«

»Aber die Ringe sind doch…«

»Zweitrangig«, sagte Urbain.

»Ich wollte eigentlich ›einzigartig‹ sagen«, ergänzte Wunderly ihren Satz.

»Das gilt auch für die Lebensformen auf Titan.«

Sie fragte sich, wie sie ihn wohl überzeugen könnte. »Ich brauchte gar nicht viel Zeit am Teleskop. Nur eine Stunde oder so täglich, um…«

»Eine Stunde?« Urbain wirkte geschockt; ihm sträubten sich schier die sorgfältig gestutzten, dunklen Barthaare. »Unmöglich.«

»Aber wir sollten die Zeit während des Anflugs auf den Planeten nutzen, um Langzeit-Studien zur Ringdynamik durchzuführen. Es wäre ein sträfliches Versäumnis, das nicht zu tun.«

Urbain strich sich nervös übers pomadig zurückgekämmte Haar und sagte: »Dr. Wunderly, dieses Habitat wird für viele Jahre im Orbit um den Saturn stehen. Im Grunde für immer. Sie werden noch reichlich Gelegenheit haben, die Dynamik Ihrer Ringe zu studieren.«

Er sprach diese letzten Worte fast spöttisch aus. Wunderly wusste, dass die anderen Wissenschaftler sie hinter ihrem Rücken als ›Herrin der Ringe‹ bezeichneten.

Sie zog die Trumpfkarte. »Ich dachte, wenn wir die Ringe

während des mehrmonatigen Anflugs studieren und eine synoptische Studie erstellen – eine gründliche –, könnten wir die Ergebnisse veröffentlichen, bevor wir in eine Umlaufbahn um den Saturn gehen und bevor die Universitäts-Teams herkommen, um unsere Forschungsarbeit zu übernehmen. Wobei Sie natürlich namentlich als Forschungsleiter erwähnt würden.«

Doch anstatt nach dem Köder zu schnappen, den sie ihm hinhielt, versteifte Urbain sich nur noch mehr bei der Erwähnung der Universitäts-Teams, die ihn überflüssig machen würden.

»Jede Ressource, die mir zur Verfügung steht«, sagte er sichtlich zitternd, mit aschfahlem Gesicht und mit leiser, harter Stimme, »wird für das Studium des Titan verwendet. Alle Mitarbeiter meines Stabs machen Überstunden und arbeiten Tag und Nacht, um die Rover fertig zu stellen, die wir auf die Oberfläche hinunterschicken werden. Dieser Mond trägt Leben! Einzigartige Lebensformen. Sie sind die einzige Mitarbeiterin meines Stabs, die nicht an Titan arbeitet – Sie und Ihre wertvollen Ringe! Sie dürfen sie in Ruhe studieren. Geben Sie sich damit zufrieden und behelligen Sie mich nie wieder mit Forderungen, die ich nicht erfüllen kann.«

Wunderly war sich der kaum verhohlenen Drohung bewusst. Ich soll ihn in Ruhe lassen, oder er vergattert mich zur Arbeit an Titan wie alle anderen.

Sie stand schwerfällig auf. Sie fühlte sich besiegt, leer und hilflos. Und zornig. Der Mann ist vollkommen auf den übermächtigen Titan fixiert, grämte sie sich, als sie Urbains Büro verließ. Er ist so engstirnig, dass er mit beiden Augen durch ein Schlüsselloch gucken könnte.

Exakt um 17:00 Uhr klopfte Gaeta einmal an den Rahmen von Hollys offener Tür und betrat ihr Büro.

»Schluss für heute«, verkündete er. »Komm mit, ich will dir etwas zeigen.«

Trotz des inneren Aufruhrs lachte Holly und sagte dem Computer, dass sie Feierabend machte. Die holografische Abbildung blinkte einmal und erlosch.

»Worum geht's denn?«, fragte Holly, während sie sich von ihm aus dem Gebäude führen ließ.

»Ich sagte mir, du würdest vielleicht gern mal einen Blick auf unseren Bestimmungsort werfen«, sagte Gaeta.

»Saturn?«

»Ja. Man erkennt ihn mittlerweile mit dem bloßen Auge als Scheibe.«

»Wirklich?«

Er lachte. »Dachte ich's mir doch. Du hast ihn noch nicht gesehen, stimmt's?«

»Seit einiger Zeit schon nicht mehr«, sagte Holly.

Er hatte schon zwei Elektrofahrräder vor dem Gebäude bereitgestellt. Holly folgte ihm, und sie fuhren den verschlungenen Pfad durch den Park entlang, durch den Obstgarten und das Ackerland in Richtung des Endstücks. Sie stellten die Fahrräder im Ständer am Ende des Weges ab und beschritten dann einen schmalen Fußweg, der zwischen blühenden Büschen und ein paar Bäumen aufwärts führte.

»Daran werde ich mich wohl nie gewöhnen«, murmelte Gaeta.

»Woran?«

»An die künstliche Schwerkraft hier drin. Wir gehen eine

Steigung hinauf, aber es hat dennoch den Anschein, als ob wir einen Abhang hinuntergingen.«

»›Die spininduzierte Gravitation des Habitats‹«, zitierte Holly gouvernantenhaft aus dem Orientierungs-Handbuch, »›nimmt mit der Annäherung an die Mittellinie des Habitats ab.‹ Genau das tun wir gerade.«

»Ach so«, sagte er. Es klang aber nicht sehr überzeugt.

Schließlich kamen sie zu einem kleinen Gebäude mit einer einzigen Tür, an der stand: ZUM BUGBEOBACHTUNGSPOSTEN. Im Innern führte eine schwach beleuchtete Metalltreppe nach unten. Während sie mit den Softboots leise die Stahlstufen hinuntergingen, hatte Holly auch das Gefühl, aufwärts anstatt abwärts zu gehen.

»Wir sind nicht mehr in Oz«, murmelte Gaeta, während sie im zwielichtigen Treppenhaus hinabstiegen. Seine Stimme hallte leise von den Metallwänden wider.

»Oz?«, fragte Holly.

»Das ist eine alte Geschichte. Ich werde dafür sorgen, dass das Video von der Erde zu dir überspielt wird.«

Holly hatte keine Ahnung, wovon er eigentlich sprach. Dann endete die Treppe, und sie gingen einen schmalen Gang entlang, einen Tunnel, der an der Decke und den Wänden von Rohrleitungen und Kabelsträngen gesäumt wurde. Obwohl der Tunnel gerade und eben anmutete, hatten sie das Gefühl, eine Steigung zu erklimmen. Schließlich erreichten sie ein Schott mit der Aufschrift BUGBEOBACHTUNGSPOSTEN: VORSICHT BEIM EINTRETEN. Gaeta tippte auf die Schaltfläche am Eingang, und das Schott öffnete sich mit einem Seufzer.

›Vorsicht bitte‹, sagte eine Stimmaufzeichnung. ›Sie betreten

einen rotierenden Raum. Bitte seien Sie vorsichtig.‹

Eine offene Kammer befand sich auf der anderen Seite des Schotts. Wände, Boden und Decke waren weich gepolstert.

Gaeta lachte, als sie eintraten. »Großartig. Nun hat man mich in eine Gummizelle gesteckt.«

›Rotation wird eingeleitet‹ meldete die Stimme.

Holly fühlte sich plötzlich leicht, fast benommen.

»Es ist wie eine Fahrt in einer Achterbahn«, sagte Gaeta und fasste Holly um die Hüfte.

›Zehn Sekunden bis zur Öffnung der Luke. Vorsicht bitte.‹

Die gepolsterte Wand, der sie gegenüberstanden, glitt auf, und Gaeta, der Holly noch immer um die Hüfte gepackt hielt, zog sie hindurch. Holly schnappte nach Luft und vergaß das weiche Gefühl in den Knien. Eine Million Sterne waren in ihrem Blickfeld verstreut: Stecknadelköpfe aus grellem Licht – die Augen des Himmels schauten sie an.

»Kosmisch«, sagte sie atemlos.

»Das ist eine treffende Bezeichnung dafür«, sagte Gaeta mit gedämpfter Stimme.

Dann merkte Holly, dass schon jemand in der trübe erleuchteten Kuppel war. Die Person hatte ihnen den Rücken zugewandt und schaute zu den Sternen hinaus. Sie wirkte klein und korpulent; die Farbe der Igelfrisur war im Zwielicht schwer zu bestimmen. Holly sagte sich, dass es vielleicht Rot war.

Die Frau regte sich, als ob sie aus einer Trance erwachte, drehte sich etwas um und sagte: »Hi.«

»Hallo«, erwiderte Holly genauso leise. Es war wie in einer Kirche – niemand hob die Stimme.

»Der Raum rotiert gegen die Drehrichtung des Habitats«,

sagte Gaeta leise. »Man kann also etwas ins Auge fassen, ohne dass es sich um einen dreht.«

Holly wusste das bereits aus den Orientierungsvideos, doch spielte das im Moment keine Rolle. Der Anblick des vor ihr ausgebreiteten Universums verdrängte alles andere aus dem Bewusstsein. So viele Sterne!, sagte sie sich. Millionen und Abermillionen. Rote Sterne, blaue Sterne, große helle Sterne und kleine trübe.

Gaeta beugte sich über ihre Schulter. »Dieser blaue Stern dort. Das ist die Erde«, sagte er und wies in die entsprechende Richtung.

»Und der helle gelbe?«

»Jupiter.«

»Und wo ist der Saturn?«, fragte sie.

Die andere Frau zeigte zum unteren Rand des großen gewölbten Fensters. »Dort.«

Holly schaute auf einen hellen rosigen Stern. Nein, kein Stern; sie sah, dass es sich um eine Scheibe handelte, die an den Polen abgeplattet war.

Dann machte es bei ihr ›klick‹. »Wo sind die Ringe? Ich sehe keine Ringe!«

Ringwelt

Die Frau lächelte Holly an. »Galilei ist es genauso wie Ihnen ergangen. Die verdammten Ringe sind ihm abhanden gekommen.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Holly und ließ den Blick von der rosigen Scheibe des Planeten zu dem runden Eulengesicht

der Frau schweifen, die halb verborgen im Schatten der trübe beleuchteten Beobachtungskuppel stand.

Die Frau lächelte – irgendwie traurig, wie Holly fand. »Galilei war der Erste«, sagte sie, »der feststellte, dass es mit dem Saturn eine besondere Bewandtnis hatte. Das war 1609, 1610, so um den Dreh. Sein putziges kleines Teleskop vermochte die Ringe nicht aufzulösen; alles, was er zu sehen glaubte, waren zwei Sterne, die an beiden Seiten der Saturnscheibe hingen. Er hielt sie für zwei große Monde.«

»Und dann verschwanden sie?«, fragte Holly.

»Ja, richtig. Er stellte die Beobachtung des Saturns für eine Weile ein, und als er damit fortfuhr – so um 1612 –, waren die Monde nicht mehr da.«

»Was ist denn mit ihnen passiert?«

»Sie sind natürlich nicht verschwunden. Sie waren noch immer da. Alle fünfzehn Jahre nimmt der Saturn aufgrund seiner Neigung nämlich eine Position ein, wo die Ringe einem irdischen Beobachter den Rand zukehren. Sie sind so verdammt dünn, dass sie scheinbar verschwinden. Dann sind sie mit einem schwachen Fernrohr nicht mehr zu sehen. Auch nicht mit manchen großen Teleskopen.«

»Dann schauen wir im Moment also auf ihre Kante«, sagte Gaeta.

»Das stimmt. Der arme Galilei. Er wusste nicht, was da vorging. Muss schier verrückt geworden sein.«

Holly starrte auf die Scheibe des Saturn, als ob sie die Ringe wieder herbeizaubern könnte.

»Man sieht sie aber in den Teleskopen drüben in der Astronomie-Kuppel«, sagte die Frau. Sie schien noch etwas ergänzen zu wollen, hielt aber inne.

»Sind Sie Astronomin?«, fragte Holly.

»Sozusagen. Nadia Wunderly ist mein Name.« Sie streckte die Hand aus – Finger gespreizt und Daumen hoch. Holly ergriff die Hand und stellte sich und Gaeta vor. Wunderly schüttelte auch ihm die Hand; sie hatte einen ernsten Ausdruck, als ob die Begegnung mit anderen Menschen ein Ritual sei, das korrekt ablaufen musste.

»Wie ist das zu verstehen, dass Sie ›sozusagen‹ eine Astronomin seien?«, fragte Gaeta.

Wunderlys Gesicht wurde noch verdrießlicher. »Ich gehöre zum Team ›Planetenwissenschaften‹«, erläuterte sie, »aber dort sind hauptsächlich Astrobiologen zugange. Sie sind alle aus dem Häuschen wegen Titan.«

»Sie nicht?«

»Nee. Ich interessiere mich für die Saturnringe. Von Haus aus bin ich eigentlich Physikerin mit dem Schwerpunkt Strömungsdynamik.«

Nach einer Stunde waren sie alle in Hollys Apartment und plünderten die Reste im Kühlschrank. Wunderly erklärte ihnen derweil, dass man sich die Saturnringe als eine Flüssigkeit vorstellen könne, wobei jeder Eisbrocken in den Ringen als ein Teilchen in dieser dynamischen, stetig sich verändernden Flüssigkeit wirkte.

»Also rasen die Eisflocken wie auf einer Rennstrecke um den Saturn«, sagte Wunderly und beschrieb einen zittrigen Kreis mit dem Sellerie, den sie in der Hand hielt. »Dabei kollidieren sie wie die Leute, die sich in der Tokioter U-Bahn zusammendrängen.«

»Die ganze Zeit?«

»Die ganze Zeit«, erwiderte Wunderly und biss ein Stück

Sellerie ab.

Holly stand auf der anderen Seite der Arbeitsplatte, die die Küche abteilte und wartete darauf, dass die Mikrowelle ein Tiefkühlgericht erhitzte. »Außerdem werden sie von diesen kleinen Monden umkreist?«

»Richtig. Wie Hütehunde. Die Monde verhindern, dass die Ringe ausfransen und sich vermischen.«

Gaeta, der es sich auf dem Sofa im Wohnzimmer gemütlich gemacht und eine Schüssel Chips auf den Waschbrettbauch gestellt hatte, schien tief in Gedanken versunken.

»Und dann gibt es da noch die Speichen«, fuhr Wunderly fort. »Magnetfelder, die die kleineren Eisflocken in der Schwebe halten.« Sie simulierte mit der freien Hand eine senkrechte schlangenartige Wellenbewegung.

»Also knallen sie alle ineinander«, mutmaßte Holly. In dem Moment piepte endlich die Mikrowelle.

»Allerdings sind nicht alle Partikel kleine Flocken. Ein paar sind so groß wie Häuser. Und die Monde durchmessen natürlich ein paar Kilometer.«

»Klingt verwirrend«, sagte Holly und trug das Tablett mit dem dampfenden heißen Gericht ins Wohnzimmer. Dann stellte sie es vor Wunderly auf den Kaffeetisch.

»Klingt gefährlich«, sagte Gaeta und brachte sich in eine aufrechte Position.

»Es ist nur gefährlich, wenn man die Nase 'reinsteckt«, sagte Wunderly. »Deshalb will ich die Ringe auch aus der Ferne studieren.«

»Es ist noch niemand dort gewesen, was?«, fragte er.

»Bei den Ringen? Wir haben schon automatisierte Sonden dorthin geschickt – angefangen mit der alten *Cassini* vor fast

einem Jahrhundert.«

Gaeta setzte sich nun richtig hin; seine Augen funkelten in zunehmender Aufregung. »Ist eine von diesen Sonden auch durch die Ringe geflogen? Ich meine von oben nach unten?«

Wunderly stocherte mit dem dicken Ende des Selleriestrunks auf dem Teller herum. »Sie meinen, durch die Ringebene?«

»Ja, genau.«

Holly setzte sich neben Gaeta aufs Sofa.

»Es wurden natürlich Sonden durch die Lücken zwischen den Ringen geschickt. Aber nicht durch einen Ring selbst. Das wäre viel zu gefährlich gewesen. Die Sonde wäre dabei abgeschmirgelt und zu Schrott geworden. Als ob man sie durch den Wolf gedreht hätte.«

»Manny, du denkst doch nicht etwa daran, das zu tun?«, sagte Holly.

Er drehte sich grinsend zu ihr um. »Das wäre ein Wahnsinns-Stunt, *chiquita.*«

»Stunt?« Wunderly schaute verwirrt.

»Damit verdiene ich meinen Lebensunterhalt«, erklärte Gaeta ihr. »Ich gehe dorthin, wo noch kein Mensch zuvor gewesen ist. Je gefährlicher, desto besser.«

»Alles in Maßen«, sagte Holly.

Er lachte nur.

Nun dämmerte es Wunderly. »Sie sind doch derjenige, der den Olympus Mons bestiegen hat! Ich habe das Video gesehen.«

»Das war ich. Und dann bin ich auf Skiern den halben Berg heruntergefahren«, sagte Gaeta mit Stolz in der Stimme.

»Ja, aber Sie können doch nicht im freien Fall durch die Saturnringe fliegen.«

»Wieso nicht?«

»Das wäre lebensgefährlich.«

»Bei einem Stunt begibt man sich immer in Lebensgefahr. Deshalb schauen die Leute auch zu.«

»Sie zahlen Eintritt, um zu sehen, ob man getötet wird.«

Er lachte. »Wie bei den römischen Gladiatoren. Nur dass ich niemanden töten muss. Ich riskiere nur den eigenen Hals.«

»Aber nicht in den Ringen«, sagte Wunderly. »Das wäre Selbstmord.«

»Vielleicht«, sagte Gaeta nachdenklich. »Vielleicht auch nicht.«

Holly wollte ihn von dieser Idee abbringen, bevor sie sich in ihm festsetzte. »Manny…«

»Ich meine, Wilmot und die Wissenschaftsfritzen wollen nicht, dass ich den Titan betrete. Vielleicht wären die Ringe sogar ein noch besserer Stunt. So etwas wie sie gibt es kein zweites Mal im ganzen Sonnensystem.«

»Alle großen Planeten haben doch Ringe«, sagte Holly. »Jupiter, Uranus und Neptun.«

»Ja, aber das sind nur so mickrige kleine Dinger. *Pobrecitos*.«

»Die eigentliche Frage ist doch«, sagte Wunderly mit funkelnden Augen, »wieso der Saturn ein so prächtiges Ring-Ensemble hat, während die anderen Riesenplaneten nur solche Kümmerlinge haben.«

Gaeta schaute zu Holly und wieder zu Wunderly. Er zuckte die Achseln.

»Ich meine«, fuhr Wunderly fort, »man sollte annehmen, je größer ein Planet ist, desto größer ist auch sein Ring-System. Richtig? Wie kommt es dann, dass der Saturn einen größeren hat als der Jupiter? Zumal diese Ringe nicht starr, sondern

dynamisch sind. Teilchen fallen die ganze Zeit auf den Planeten – Teilchen, die ständig von den Monden abgeschliffen werden. Wieso ist das Ringsystem des Saturn so groß? Haben wir nur das Glück, den Saturn exakt zur richtigen Zeit zu sehen, da das Ringsystem groß und aktiv ist? Das glaube ich aber nicht. Irgendetwas ist anders beim Saturn. Etwas Grundlegendes.«

»Und das wäre?«, fragte Holly. »Was macht den Saturn zu etwas Besonderem?«

»WDG«, sagte Wunderly.

»Was?«, fragten Holly und Gaeta gleichzeitig.

»Weiß Der Geier«, erwiderte Wunderly mit einem Grinsen. »Aber ich beabsichtige es herauszufinden.«

Wunderly sprach länger als eine Stunde über die Ringe und wurde mit jedem Wort enthusiastischer. Als Gaeta in Erwägung zog, die Ringe zu durchfliegen, warnte Wunderly vor der Gefahr. »Ich sage Ihnen, das ist unmöglich. Sie würden dabei umkommen«, sagte sie. Was den Stunt für Gaeta nur noch interessanter machte.

Schließlich ging sie, aber nicht, bevor Gaeta ihr das Versprechen abgenommen hatte, ihm alle Videos und die anderen Daten zu zeigen, die sie angehäuft hatte. Er sagte ihr, dass er seinen Cheftechniker mitbringen würde, damit der auch einen Blick darauf werfen könne.

Holly brachte Wunderly noch zur Tür, und nachdem sie sie geschlossen und sich wieder zu Gaeta umgedreht hatte, sah sie, dass sie nun allein waren und er übers ganze Gesicht grinste. Lass dich nicht mit ihm ein, sagte sie sich. Er wird sich früher oder später umbringen. Wahrscheinlich früher.

Und doch ging sie zum Sofa, setzte sich neben ihn und lehnte

den Kopf an seine starke, muskulöse Schulter. Und nach ein paar Minuten küssten sie sich, entledigten sich der Kleider. Er trug sie wie eine Eroberung ins Schlafzimmer, und sie dachte gar nicht an Malcolm Eberly. Fast nicht.

317 Tage bis zur Ankunft

Wilmot fühlte sich wie ein genervter Schulmeister, der sich einer Schar unbotmäßiger Schüler gegenübersieht.

»Eine Schlägerei?«, blaffte er sie erzürnt an. »Ihr beide habt euch wirklich geprügelt?«

Die beiden jungen Männer, die vor seinem Schreibtisch standen, schauten belämmert. Einer der beiden hatte eine kleine blauschwarze Schwellung unterm linken Auge. Er hatte rote Haare und rosige Wangen – ein Ire, vermutete Wilmot. Der andere war größer und hatte schokoladenbraune Haut; seine Oberlippe war blutverkrustet. Keiner von beiden sagte ein Wort.

»Und was war der Grund für diesen Streit?«

Die beiden blieben stumm.

»Nun?«, fragte Wilmot. »Raus damit! Weshalb habt ihr euch geschlagen?«

»Wir hatten eine Meinungsverschiedenheit wegen des Namens für Dorf B«, murmelte der mit dem blauen Auge.

»Eine Meinungsverschiedenheit?«

»Er wollte das Dorf Killarney nennen«, sagte der andere.

»Das ist ein guter Name«, sagte sein Widersacher. »Der da fand ihn aber doof.«

»Und das hat zu Handgreiflichkeiten geführt? Eine

Meinungsverschiedenheit wegen der Namensgebung für das Dorf? Was, um Himmels willen, hattet ihr denn intus?«

Alkoholische Getränke wurden in der Cafeteria, wo der Zwischenfall stattgefunden hatte, zwar nicht verkauft, doch die zwei Restaurants des Habitats schenkten Schnaps, Wein und ein selbst gebrautes Bier aus, das von einer der Farmen geliefert wurde.

»Es ist meine Schuld«, sagte der mit der blutigen Nase. »Ich hatte mir im Nemo einen Drink genehmigt, bevor ich in die Cafeteria gegangen bin.«

Wilmot schaute sie beide grimmig an. »Muss ich denn ein totales Alkoholverbot verhängen? Wollt ihr, dass ich das tue?«

Die beiden schüttelten den Kopf. Wilmot studierte ihren zerknirschten Gesichtsausdruck. Wenigstens zeigen sie die gebührende Reue, sagte er sich. Ein Logistikanalytiker und ein Kommunikationstechniker, die sich wie Schuljungen kloppten.

Mit dem finstersten Blick, den er aufzusetzen vermochte, sagte Wilmot: »Noch ein derartiges Vorkommnis, und ich werde eure persönlichen Alkoholprivilegien streichen. Und euch zur Wiederaufbereitungsanlage strafversetzen.«

Der mit dem blauen Auge drehte sich etwas zum anderen um und reichte ihm die Hand. »Es tut mir Leid, Kumpel.«

Sein ehemaliger Gegner ergriff die Hand und drückte sie kräftig. »Ja. Mir auch.«

»Verschwindet von hier, ihr beiden«, knurrte Wilmot. »Und benehmt euch *nie* wieder so idiotisch.«

Der Kommunikationstechniker eilte von Wilmots Büro zu seinem Quartier, wo er sich mit einem feuchten Waschlappen das eingetrocknete Blut von der Lippe wischte. Dann rief er Oberst Kananga an.

»Ich habe in der Cafeteria eine Schlägerei angefangen«, sagte er zu Kanangas Abbildung auf dem Telefonmonitor.

»Ich habe über meine Kanäle schon davon erfahren«, sagte der Ruander. »Was hat Wilmot deswegen zu Ihnen gesagt?«

»Nicht viel. Er wirkte eher verwirrt als zornig.«

Kananga nickte.

»Was soll ich als Nächstes tun?«

»Im Moment gar nichts. Versehen Sie nur Ihre Pflicht und verhalten sich so, als ob nichts passiert wäre. Ich werde Ihnen schon Bescheid sagen, wenn es so weit ist.«

»Yessir.«

Bei einer Population, die Menschen vieler Glaubensrichtungen umfasste, gab es im Habitat keinen ›Sonntag‹. Deshalb wurde der Tag, an dem die Abstimmung der Phase Eins der Namensgebungs-Wettbewerbe stattfinden sollte, als allgemeiner Feiertag ausgerufen.

Malcolm Eberly saß im Wohnzimmer und verfolgte mit säuerlicher Miene die Nachrichtensendung auf dem Hologrammprojektor. Das Bild zeigte das Wahllokal in Dorf A. Leute betraten die Räumlichkeiten, gaben ihre Stimme ab und gingen wieder. Es war in etwa so spannend, wie Gras beim Wachsen zuzuschauen.

Ruth Morgenthau versuchte ihn aufzuheitern. »Die Wahlbeteiligung ist höher, als mein Stab prognostiziert hat. Es sieht so aus, als ob mindestens vierzig Prozent der Bevölkerung zur Wahl ginge.«

»Begeisterung ist den Leuten aber nicht anzumerken«, knurrte Eberly.

Sammi Vyborg, der an der anderen Seite des Kaffeetischs

saß, hob die knochigen Schultern. »In dieser Phase haben wir auch noch keine Begeisterung erwartet. Sie entscheiden schließlich erst über die Kategorien der Namen und noch nicht über die Namen selbst.«

Eberly schaute ihn missbilligend an. »Ich will, dass die Leute in Wallung geraten. Ich will, dass sie sich streiten, dass sie aufeinander losgehen. Ich will, dass Wilmots Autorität in Frage gestellt wird.«

»Das wird schon noch kommen«, versicherte Kananga. Er hatte sich auf dem Sofa zurückgelehnt und die langen Arme auf der Lehne ausgestreckt. »Wir testen verschiedene Ansätze.«

Der Anflug eines Stirnrunzelns erschien bei Eberly. »Ich hörte von der Schlägerei in der Cafeteria.«

»Vorm nächsten Wahltag können wir auch einen Aufstand inszenieren, wenn Sie wollen.«

»Das ist nicht gerade die Art von Begeisterung, die wir brauchen«, sagte Eberly.

»Ein Aufstand wäre gut«, sagte Vyborg. »Dann könnten wir nämlich eingreifen und ihn niederschlagen.«

»Und Sie könnten sich als der Mann profilieren, der dem Habitat Ruhe und Ordnung beschert hat«, sagte Morgenthau und lächelte Eberly an.

»Vielleicht«, sagte er fast sehnsüchtig. »Ich wünschte nur…«

»Sie wünschten, alle würden Ihnen zuhören und zu Füßen liegen«, unterbrach Morgenthau ihn.

»Wenn ich ihr Anführer sein soll, ist es wichtig, dass sie mir vertrauen und mich mögen.«

»Sie werden Sie lieben«, sagte Vyborg mit vor Sarkasmus triefender Stimme, »wenn Sie erst einmal die Macht haben,

über Leben und Tod zu entscheiden.«

Am Ende des Wahltags saß Holly am Schreibtisch und zählte die abgegebenen Stimmen aus. Die Wähler hatten sich dafür entschieden, die Dörfer nach Städten auf der Erde zu benennen. Alleinstehende Gebäude würden nach berühmten Persönlichkeiten benannt. Die Farmen, Gartenanlagen und andere offene Flächen sollten nach irdischen Naturwundern oder Gestalten aus der Mythologie benannt werden: Diese Wahl war so knapp ausgegangen, dass man keinen eindeutigen Sieger zu ermitteln vermochte.

Das Telefon meldete einen Anruf von Morgenthau, und Holly wies den Computer an, den Anruf entgegenzunehmen. Morgenthaus Gesicht tauchte neben den Statistiken auf.

»Haben Sie die Ergebnisse?«

»Ja, alles ausgezählt«, sagte Holly mit einem Kopfnicken.

»Dann senden Sie mir die Zahlen.«

Holly warf einen Blick auf die Datenleiste des Telefons unter dem Bild des Anrufers und sah, dass Morgenthau von Eberlys Apartment aus anrief. Sie ärgerte sich darüber, dass Morgenthau bei Malcolm war und dass er sie nicht auch eingeladen hatte. Dann muss ich mich eben selbst einladen, sagte sie sich.

»Ich muss sie zuerst an Professor Wilmot schicken«, sagte sie. »Das ist der Dienstweg.«

»Schicken Sie sie auch gleich zu mir«, sagte Morgenthau.

»Wenn ich das tue«, erwiderte Holly, »wird mein Verstoß gegen den Dienstweg elektronisch registriert. Aber ich könnte Ihnen persönlich ein Exemplar vorbeibringen«, fuhr Holly fort, ehe Morgenthau die Stirn zu runzeln vermochte.

Zuerst erschien ein wissender Ausdruck in Morgenthaus teigigem Gesicht, und dann erschien ihr Grübchenlächeln: »Sehr gut, Holly. Das ist eine gute Idee. Bringen Sie mir die Ergebnisse. Ich bin in Dr. Eberlys Quartier.«

»Ich werde sofort da sein«, sagte Holly.

Holly hatte Eberlys Apartment kaum betreten, als sie auch schon die Spannung spürte, die in der Luft lag; der Raum war mit Emotionen schier geladen. Morgenthau, Vyborg und Kananga waren da: Holly bezeichnete sie insgeheim als das Nilpferd, die Schlange und den Panther, aber diese tierischen Attribute waren mitnichten humorvoll gemeint. Vor allem Kananga machte sie nervös mit seinem Blick – wie eine Raubkatze, die ihre Beute verfolgte.

Eberly war nirgends zu sehen, doch bevor Holly sich noch nach ihm zu erkundigen vermochte, betrat er den Raum und lächelte sie an. Die Spannung, die sie spürte, löste sich auf wie ein Morgennebel im warmen Sonnenlicht.

»Holly«, sagte er und kam mit ausgestreckten Armen auf sie zu. »Es ist schon eine halbe Ewigkeit her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben.«

»Mal…«, hob sie an und korrigierte sich dann. »Dr. Eberly. Ich freue mich, Sie wieder zu sehen.«

»Holly hat uns die Wahlergebnisse gebracht«, sagte Morgenthau.

»Schön«, erwiderte Eberly. »Das haben Sie gut gemacht, Holly.«

Holly zog den Palmtop aus der Tasche ihres Gewands und projizierte die Auszählungsergebnisse auf eine der kahlen Wände des Wohnzimmers. Sie sah, dass Malcolm überhaupt keine persönlichen Gegenstände im Apartment hatte. Es

mutete genauso leer und kahl wie sein Büro an.

Dann studierten die fünf stundenlang die Wahlergebnisse und pflückten sie auseinander wie Pathologen, die einen Leichnam sezierten, um festzustellen, was die betreffende Person vom Leben zum Tode befördert hatte.

Kananga verschwand für eine Weile in der Küche und stellte dann zu Hollys Überraschung ein Tablett mit belegten Broten und Getränken auf die Arbeitsplatte, die die Küche vom Wohnzimmer trennte. Eberly verbiss sich förmlich in die Statistik und versuchte die Wahlergebnisse nach Alter, Beruf und Ausbildung zu analysieren. Er wollte bis hinunter zum einzelnen Wähler wissen, wer weshalb wofür gestimmt hatte.

Vyborg hing das aufgeknöpfte Gewand lose um die schmalen Schultern. Er rieb sich die Augen und nahm ein Sandwich vom Tablett.

»Die Wissenschaftler haben mehr oder weniger ›en bloc‹ abgestimmt«, sagte er und wedelte mit dem Sandwich in der Hand herum. »Das ist erstaunlich.«

»Wieso sind Sie erstaunt?«, fragte Morgenthau. Sie hatte ein Sandwich angebissen und es dann auf dem Kaffeetisch liegen lassen. Holly fragte sich, wie sie ihre Körperfülle bewahrte, wenn sie so wenig aß.

»Wissenschaftler sind Streithammel«, sagte Vyborg. »Sie streiten sich immer wegen irgendetwas.«

»Über wissenschaftliche Themen«, sagte Eberly. »Aber ihre *Interessen* sind andere. Sie haben ›en bloc‹ gewählt, weil sie alle die gleichen Interessen und Standpunkte haben.«

»Das könnte ein Problem werden«, sagte Kananga.

Eberly schaute wissend. »Glaube ich nicht. Wir brauchen uns keine Sorgen *zu* machen.«

Holly verfolgte fasziniert ihre Überlegungen und ließ den Blick von einem zum andern wandern, während sie die Wahlergebnisse mit chirurgischer Präzision analysierten. Sie wurde sich bewusst, dass Morgenthau die Umfrage so konzipiert hatte, dass sie auch Angaben zur Abteilung enthielt, in der der Wähler arbeitete und zur beruflichen Tätigkeit des Wählers. Wenn an der Wahl etwas geheim war, sagte Holly sich, dann waren es die Namen der Wähler. Im Übrigen enthielt jede Wahlurne genügend Informationen für eine detaillierte statistische Analyse.

»Wir werden ein Gegengewicht gegen sie brauchen«, sagte Vyborg mit vollem Mund.

»Gegen die Wissenschaftler?«, fragte Kananga.

»Ja«, sagte Eberly unwirsch. »Das ist bereits veranlasst worden.«

Morgenthau schaute Holly wieder mit diesem wissenden Blick an. »Was ist eigentlich mit Ihrem Bekannten, diesem Stuntman?«

Holly blinzelte überrascht. »Manny Gaeta?«

»Ja«, sagte Morgenthau. »Er hatte doch Probleme mit den Wissenschaftlern, oder?«

»Er will zur Titanoberfläche hinunter, aber sie wollen das erst erlauben, wenn…«

»Die Titanoberfläche?«, unterbrach Eberly sie. »Wieso gerade dorthin?«

»Er vollführt spektakuläre Stunts und verkauft dann die VR –Rechte an die Netze«, erläuterte Holly.

»Auf der Erde ist er äußerst populär«, führte Morgenthau aus. »Ein umjubelter Videostar.«

»Ein Stuntman«, sagte Vyborg spöttisch.

»Und er liegt mit den Wissenschaftlern im Clinch?«, fragte Eberly.

»Sie befürchten, dass er die Lebensformen auf dem Titan kontaminieren würde«, sagte Holly. »Dr. Cardenas versucht, ihm zu helfen…«

»Cardenas?«, fragte Vyborg schroff. »Die Nanotech-Expertin?«

»Richtig.«

»Wie gut kennen Sie diesen Stuntman eigentlich?«, fragte Eberly.

Holly verspürte einen Gewissensbiss. »Wir sind gute Freunde«, sagte sie schnell.

»Ich möchte ihn kennen lernen«, sagte Eberly. »Holly. arrangieren Sie es als einen gesellschaftlichen Anlass. Ich möchte mit Ihnen beiden zu Abend essen. Laden Sie Cardenas auch ein. Dann wären wir zu viert.«

Holly versuchte die Emotionen zu unterdrücken, die gegen sie anbrandeten. Mein Gott, sagte sie sich, nun komme ich endlich zu einem Abendessen mit Malcolm, aber ich soll ausgerechnet den Typen mitbringen, mit dem ich schlafe!

312 Tage bis zur Ankunft

Von den zwei Restaurants im Habitat war das ›Nemo‹ quasi das Szene-Restaurant. Wo das Bistro klein und ruhig war und die meisten Tische ohnehin auf die Wiese ausgelagert waren, protzte das ›Nemo‹ mit einem gediegenen Ambiente. Das im Stil eines Unterseeboots eingerichtete Restaurant hatte gewölbte kahle Metallwände und große Bullaugen, die

spektakuläre holografische Unterwasserszenen zeigten. Der Inhaber, ein ehemaliger Restaurateur aus Singapur, der wegen seines öffentlich bekundeten Atheismus verurteilt worden war, hatte einen Großteil seines Privatvermögens ins Restaurant investiert. »Wenn ich schon den weiten Flug zum Saturn mache«, sagte er zu seinen versammelten Kindern, Enkelkindern und entfernteren Verwandten, »kann ich die Zeit auch sinnvoll nutzen.« Sie waren gar nicht froh darüber, dass das Familienoberhaupt die Erde verließ – und den Großteil ihres Erbes mitnahm.

Holly war ausgesprochen nervös, als sie dem Robotkellner zum Vierertisch folgte, der für sie reserviert war. Gaeta hatte ihr angeboten, sie bei sich zu Hause abzuholen, aber sie hielt es für besser, wenn sie sich erst im Restaurant trafen. Sie erschien als Erste am Treffpunkt, exakt um zwanzig Uhr. Der kompakte kleine Roboter blieb stehen und meldete: »Ihr Tisch, Miss.« Holly fragte sich, woher der Automat wusste, dass sie ein ›Fräulein‹ und keine ›Frau‹ war. Ob er die Daten der Erkennungsmarke ausgelesen hatte?

Sie setzte sich auf den Stuhl, von dem aus sie freien Blick auf den Eingang hatte. Das Restaurant war nicht einmal zur Hälfte besetzt.

»Möchten Sie etwas trinken?«, fragte der Roboter. Die synthetische Stimme war warm und tief. »Wir haben eine ausgezeichnete Bar und eine umfangreiche Weinkarte.«

Holly wusste, dass das im besten Fall eine Übertreibung war. »Nein danke«, sagte sie. Der Roboter trollte sich.

Eberly erschien im Eingang, dicht gefolgt von Kris Cardenas. Sie trug ein knielanges geblümtes Sommerkleid aus einem leichten Stoff. Holly kam sich plötzlich schäbig vor in ihrem

Gewand und den Leggins – der türkisfarbene Schal, den sie um die Hüfte geknotet hatte, riss das auch nicht heraus.

Sie stand auf, als die beiden näher kamen. Zuerst war keiner von beiden sich bewusst, dass sie denselben Tisch ansteuerten, doch dann fiel bei Eberly der Groschen, und er zog für Cardenas galant den Stuhl zurück. Als Holly die beiden einander vorstellte, hoffte sie inständig, dass Manny nicht kommen würde. Vielleicht ist er verhindert und führt einen Test durch oder so. Sie schenkte dem Gespräch zwischen Eberly und Cardenas kaum Aufmerksamkeit.

Dann erschien Gaeta doch. Er trug ein hautenges Netzhemd und Jeans. Keine Erkennungsmarke. Keinen Schmuck außer dem Ohrstecker. Er hatte es nicht nötig, sich herauszuputzen. Köpfe drehten sich, als er vor dem Robotkellner zu ihrem Tisch ging.

Vom flauen Gefühl im Magen abgesehen schien das Essen problemlos über die Bühne zu gehen. Gaeta kannte Cardenas natürlich, und Eberly erwies sich als ein charmanter Gastgeber. Die Konversation war ungezwungen, zumindest am Anfang: Sie sprachen über die kürzlich erfolgte Abstimmung und Gaetas Heldentaten.

»Durch die Wolken der Venus zu fliegen«, sagte Eberly bewundernd beim Aperitif. »Das muss großen Mut erfordert haben.«

Gaeta lächelte ihn beinahe scheu an. »Sie wissen doch, was man über Stuntmen so sagt: Mehr Glück als Verstand.«

Eberly lachte. »Trotzdem müssen viel Glück und Verstand dazugehören.«

Gaeta nickte zustimmend und widmete sich dem Krabben-Cocktail.

Als die Vorspeisen serviert wurden, drehte das Gespräch sich um Gaetas Absicht, auf die Oberfläche des Titan hinabzusteigen.

»Wenn Kris Urbain und seine Kontaminations-Spinner davon überzeugen kann, dass ich ihre *chingado* Bazillen schon nicht ausradieren werde«, nörgelte Gaeta.

Cardenas schaute ihn missbilligend an.

»Verzeihen Sie mein Französisch«, nuschelte er.

»Ich dachte, das sei Spanisch«, sagte Holly.

Eberly lenkte die Unterhaltung geschickt zu Urbain und seinen Wissenschaftlern zurück.

Gaeta äußerte sein Unverständnis über die Befürchtung, der Titan würde kontaminiert werden, während Cardenas die ausgesprochenen Ängste vor Amok laufenden Nanobots ebenfalls mit einem Kopfschütteln quittierte.

»Ich weiß natürlich, woher sie kommen«, sagte sie, »aber man könnte fast glauben, ich wollte Frankensteins Monster züchten – bei dem engen Korsett aus Sicherheitsmaßnahmen, in das ich geschnürt werde.«

»Sie waren übervorsichtig?«, fragte Eberly.

»Wie ein Damenkränzchen.«

»Manny, trägst du dich noch mit dem Gedanken, durch die Ringe zu fliegen?«, fragte Holly.

»Ich habe nichts mehr von dieser Nadia gehört«, sagte er mit einem Kopf schütteln. »Sie sagte, dass sie sich damit befassen wolle.«

»Ich werde sie anrufen«, sagte Holly. »Vielleicht hat sie es nur vergessen.«

Es wurde gerade der Nachtisch serviert, als Eberly einen Vorschlag machte. »Vielleicht vermag ich Ihnen wegen Dr.

LJrbain zu helfen. Ich habe direkten Zugang zu Professor Wilmot und kann mich bei ihm dafür einsetzen, dass Sie die Titanoberfläche betreten dürfen.«

Er wandte sich Cardenas zu. »Und dafür, dass ein paar der Beschränkungen für Ihr Nanotech-Labor aufgehoben werden.«

»Es sind aber gar nicht mal die Beschränkungen«, sagte Kris ernst. »Damit kann ich leben. Ich weiß, wovor die Menschen Angst haben und muss ihnen bis zu einem gewissen Punkt sogar Recht geben.«

»Wo liegt dann Ihr Problem?«, fragte Eberly.

»Schlicht und einfach Arbeitskräfte«, sagte Cardenas. »Ich bin ganz allein im Labor. Ich habe schon versucht, Assistenten anzuwerben, aber keiner von den jüngeren Wissenschaftlern will irgendwie mit Nanotechnik in Berührung kommen.«

»Hat die Abteilung Human Resources Ihnen denn nicht zu helfen vermocht?«, fragte Eberly mit einem Seitenblick auf Holly.

Cardenas schien dieser Gedanke zu verwundern. »Ich habe Urbain gefragt«, sagte sie. »Was ich brauche, sind zwei Laborassistenten. Junge Leute mit einer wissenschaftlichen Grundausbildung. Aber die Wissenschaftler sind förmlich geflohen, als ich sie um Hilfe bat.«

»Ich verstehe«, murmelte Eberly.

»Damals auf der Erde«, sagte Cardenas lächelnd, »in der Steinzeit, haben die Professoren Hochschulabsolventen in die Labors gestellt. Sklavenarbeit – billig und reichlich zu haben.«

Eberly legte die Finger aufeinander. »Leider haben wir nicht viele Hochschulabsolventen unter uns und noch weniger Studenten. Zumal jeder einen Arbeitsauftrag hat; das war eine der Voraussetzungen, um überhaupt ins Habitat

aufgenommen zu werden.«

»Wir haben keine unbeschäftigten Studenten«, sagte Holly.

»Das war mir von vornherein klar«, sagte Cardenas. »Aber ich hoffte, es würde mir wenigstens gelingen, ein paar jüngere Leute von Urbains Stab zu bewegen, mir zur Hand zu gehen.«

»Das würde er nicht zulassen«, mutmaßte Eberly.

Cardenas' Gesichtsausdruck verhärtete sich. »Er lässt mich nicht mehr mit ihnen sprechen. Und er hat sie so unter Druck gesetzt, dass sie sogar meine Gesellschaft meiden. Ich bin geächtet.«

Eberly wandte sich an Holly und legte ihr die Hand aufs Handgelenk. »Holly, wir müssen in dieser Angelegenheit etwas tun.«

»Wenn Sie das für richtig halten, Malcolm«, sagte sie nach einem kurzen Blick auf Gaeta.

»Das halte ich für richtig«, sagte er, wieder an Cardenas gewandt.

Damit war das Essen beendet, und die vier traten hinaus ins nächtliche Zwielicht. Holly schlug das Herz bis zum Hals. Was geschieht nun?

»Holly, wieso gehen wir nicht in Ihr Büro und schauen, was wir tun können, um Dr. Cardenas zu helfen?«, sagte Eberly.

Sie nickte. »Wenn ich weiß, welche Qualifikationsprofile Sie brauchen, Kris, könnte ich Ihnen eine Liste möglicher Kandidaten zusammenstellen.«

»Ich schicke Ihnen die Anforderungen, sobald ich zu Hause bin«, sagte Cardenas.

»Ich begleite Sie nach Hause, Kris«, sagte Gaeta. »Es liegt auf meinem Weg.«

Holly stand wie erstarrt da, als Gaeta und Cardenas sich

verabschiedeten und den Pfad entlanggingen, der zu ihren Unterkünften führte.

Eberly musste sie an der Schulter berühren, um sie aus der Starre zu lösen.

»Wir haben zu arbeiten, Holly«, sagte er.

Aber sie schaute unverwandt Cardenas und Gaeta nach, die Seite an Seite den trübe beleuchteten Weg entlanggingen. Cardenas drehte sich um und schaute über die Schulter auf Holly, so als ob sie sagen wollte: *Keine Sorge, es wird schon nichts passieren.* Jedenfalls hoffte Holly, dass sie das ausdrücken wollte.

Sie ist doch meine Freundin, sagte Holly sich. Sie weiß, dass Manny und ich zusammen sind. Sie würde nie etwas mit ihm anfangen. Es war schließlich seine Idee, sie nach Hause zu begleiten. Sie wird keine Annäherungsversuche von ihm zulassen.

Trotzdem musste Eberly sie erneut auffordern: »Holly, kommen Sie. Wir haben zu arbeiten.«

Der zweite Wahlgang

Eberly hielt sich zugute, nie ein zweites Mal den gleichen Fehler zu machen. Die erste öffentliche Ansprache, die er gehalten hatte, war ganz passabel gewesen, in den Augen von Morgenthau und Vyborg jedoch ein völliger Fehlschlag. Es hatten sich nicht sehr viele Zuhörer in der Cafeteria eingefunden, und trotz der zunehmenden Resonanz auf seine Rede hatten sie klar gemacht, dass sie die ganze Sache im besten Fall als eine Art lehrreiche Erfahrung ansahen.

Er beschloss, sich das zunutze zu machen.

Wo Phase Eins der Namensgebungs-Kampagne nun abgeschlossen war und die Kategorien für jede Art von Merkmal im Habitat in der ersten Abstimmung definiert worden waren, bereitete Eberly sich gründlich auf seinen zweiten Auftritt in der Öffentlichkeit vor.

Man kann es unmöglich allen recht machen, sagte er sich, aber es *ist* möglich, die Leute in kleine einheitliche Gruppen zu unterteilen und herauszufinden, was jede Gruppe sich wünscht. Und dann verspricht man es ihr. Teile und herrsche: ein Strategem so alt wie die Zivilisation selbst, vielleicht sogar noch älter. Und Eberly lernte es zu nutzen. Erfreut, fast überrascht stellte er fest, wie leicht es doch war, sich die natürliche Abneigung zwischen dem Stuntman und Urbains wissenschaftlichem Kader zunutze zu machen.

Über mehrere Wochen hatte Vyborg auf Eberlys Anweisung hin den Bekanntheitsgrad des Stuntmans im Habitat erhöht. Mit Videos und Nachrichten-Clips, die Gaeta zur aufregenden Heldengestalt stilisierten: der Bezwinger des Olympus Mons auf dem Mars, der Mann, der durchs Mare Imbrium auf dem Mond gewandert war. Darüber hinaus hob Vyborg auf die wissenschaftlichen Informationen ab, die Gaeta bei seinen Stunts ›en passant‹ gewonnen hatte. Und nun wollte er als erster Mensch den Fuß auf die geheimnisvolle, abweisende Oberfläche von Titan setzen. Würden die Wissenschaftler ihm das erlauben? Die Menschen werden früher oder später ohnehin auf dem Titan landen. Wieso sollte man diesem furchtlosen Helden dann nicht gestatten, das Risiko einzugehen, das er so bereitwillig eingehen wollte? Auf Eberlys Anweisung wurde jedoch kein Wort über Dr.

Cardenas und ihre Versuche verlautet, Nanobots zur Lösung des Kontaminationsproblems zu produzieren.

Kanangas Leute waren behilflich, die Öffentlichkeit zu spalten. Es war geradezu lächerlich einfach, die Menschen gegeneinander auszuspielen. Eberly selbst kam auf die Idee, mit Videos über irdische Sportveranstaltungen Fan-Clubs zu organisieren, verschworene Gemeinschaften, die Wetten auf ›ihre‹ Teams abschlossen und jedes Spiel in einer Mischung aus trunkener Aggressivität und Überschwang verfolgten. Als Wilmot und die Abteilungsleiter den Konsum von Alkohol, sogar von Bier zu reglementieren versuchten, trafen die Fans sich eben in Privatquartieren. Es wurde ein schwunghafter Handel mit Schwarzgebranntem aufgezogen, und es kam nicht selten zu Ausschreitungen, wenn zwei Fan-Clubs aufeinander trafen.

Morgenthau sorgte dafür, dass Eberly über die besonderen Interessen jeder Gruppe in Kenntnis gesetzt wurde. Die Maschinenführer beschwerten sich darüber, dass sie ohne triftigen Grund in eine niedrigere Lohngruppe eingestuft wurden als die Laboranten. Eine Gruppe von Farmern wollte die Anbaufläche vergrößern und tropische Früchte züchten, die Wilmots Abteilungsleiter verboten hatten: Weil sie nämlich mehr Wasser und ein großes Treibhaus benötigten, um ein wärmeres und feuchteres Klima als im übrigen Habitat zu schaffen. Und es herrschte eine tiefe Rivalität zwischen den Fans zweier Football-Teams, die wie auf der Erde die Weltmeisterschaft anstrebten. Der Konflikt drohte so ernst zu werden, dass selbst Kananga zur Mäßigung riet.

Und bei alledem war Holly Eberly eine unschätzbare Hilfe. Sie leitete die Abteilung Human Resources und versorgte

Eberly getreulich mit den Statistiken, die er für die Analyse der unterschiedlichen Gruppendynamiken benötigte. Sie arbeitete fleißig und zuverlässig, ohne eine Ahnung zu haben, dass die Brüche in der sozialen Struktur des Habitats von Eberlys Clique systematisch vertieft wurden.

»Wir müssen irgendetwas tun, um die Leute wieder zusammenzubringen«, sagte sie Eberly immer wieder. »Wir müssen einen Weg finden, den Zusammenhalt wiederherzustellen.«

Wilmot beobachtete den wachsenden Unfrieden mit einer Mischung aus Faszination und Furcht. Die fein austarierte Gesellschaft, die eigens für dieses Habitat konstruiert worden war, zeigte erste Auflösungserscheinungen. Sie verlor den Zusammenhalt. Die Leute schlossen sich zu Stämmen und sogar zu Clans zusammen. Als Anthropologe war er von diesem Verhalten fasziniert. Als Leiter der Expedition befürchtete er jedoch, dass das zunehmende Chaos zu Gewalt, vielleicht sogar zu Mord und Totschlag führen würde. Dennoch widerstand er dem Drang, einzugreifen oder die Leute mit neuen Bestimmungen und Verordnungen zu knebeln. Lass das Experiment weiterlaufen, sagte er sich. Lass sie ihre kleinen Spiele spielen. Das Endergebnis wird mehr zählen als ein paar Menschenleben; letztlich könnte es sogar wichtiger sein als der Erfolg oder Misserfolg der Mission selbst.

»Sie müssen irgendetwas tun, Malcolm!«, drängte Holly Eberly schließlich. »Sie sind der Einzige, der eine Vision hat, wie man alle wieder zusammenbringt.«

Er ließ es geschehen, dass Morgenthau Hollys zunehmend dringlichere Bitten durch ähnliche Vorschläge ihrerseits

ergänzte. Schließlich sagte er ihnen, sie sollten eine Veranstaltung organisieren.

»Ich werde zu ihnen sprechen und mein Bestes versuchen«, sagte er.

Holly arbeitete täglich sechzehn bis achtzehn Stunden, um eine Veranstaltung zu organisieren, die wirklich jeden im Habitat mobilisieren würde. Sie sollte im weitläufigen Park am See außerhalb des Dorfs A stattfinden. Sie sorgte dafür, dass die Cafeteria und beide Restaurants an jenem Tag um 18:00 Uhr schlossen; niemand würde etwas zu essen bekommen, bis Eberly seine Rede gehalten hatte.

Auf Morgenthaus Anregung hin organisierte Holly Paraden. Die Fan-Clubs waren gern bereit, mit Wimpeln in den Farben der jeweiligen Clubs einen Aufmarsch im Park zu veranstalten. Die Musiker stellten Bands zusammen und waren sogar damit einverstanden, ein Konzert zu geben, anstatt sich in einer Kakophonie zu überbieten. Die Farmer formierten sich auch zu einer Marschkolonne, der es jedoch völlig an Disziplin fehlte. Die anderen Arbeiter formierten sich ebenfalls nach Zünften.

Als die Musik dann spielte und die Leute marschierten, erschienen trotzdem nur ein paar Tausend Zuschauer. Der Großteil der Bevölkerung blieb zu Hause. Holly tröstete sich mit dem Gedanken, dass sie die Veranstaltung im Fernsehen anschauten. Hoffte sie zumindest.

Dennoch bildeten ungefähr dreitausend Leute auch ein beachtliches Publikum. Eberly schaute froh, als sie sich vor der Orchestermuschel versammelten, auf deren Bühne er stand. Er verfolgte ihren Einmarsch und lächelte in die Runde.

Morgenthau schien auch erfreut. Holly hörte, wie sie Eberly

etwas ins Ohr sagte: »Diese Minderheit ist groß genug, um uns die Macht zu verschaffen, die wir brauchen, Malcolm. Diejenigen, die zu Hause geblieben sind, werden von der Flut fortgerissen, wenn die Zeit kommt.«

Es herrschte eine Atmosphäre wie bei einem altmodischen Picknick. Musik spielte. Leute marschierten ein und traten dann vor der Bühne der Orchestermuschel an, die sich an einem Ende des Parks befand.

Manuel Gaeta war der erste Sprecher. Morgenthau stellte ihn vor, und er erklomm unter dem Jubel und den Pfiffen der Menge langsam die Stufen zur Bühne.

Er sorgte mit einer Geste für Ruhe und schaute grinsend auf ein Meer erwartungsvoller Gesichter. »Ich bin kein begnadeter Redner«, hob er an. »Ich habe in meinem Leben schon viele Fährnisse gemeistert, aber ich glaube, dieser Auftritt ist die schwierigste Prüfung.«

Das trug ihm einen Lacherfolg ein.

»Im Grunde habe ich auch nicht viel zu sagen. Ich hoffe, dass es mir gelingt, auf die Oberfläche des Titan hinabzusteigen, und wenn ich das tue, mochte ich die Mission euch widmen, den Bewohnern dieses Habitats.«

Die Leute grölten beifällig. Holly saß neben Eberly an einer Seite der Bühne. Sie ließ den Blick über die Menge schweifen und hielt Ausschau nach den Gesichtern ihr bekannter Wissenschaftler. Sie machte nur ein paar aus. Weder Dr. Urbain noch Professor Wilmot befanden sich in der Menge.

»Meine eigentliche Aufgabe«,, fuhr Gaeta fort, »besteht darin, die Hauptperson des heutigen Abends vorzustellen. Ich glaube, ihr alle kennt ihn. Malcolm Eberly ist der Leiter der Abteilung Human Resources und der Einzige in der

Führungsriege des Habitats, der bereit ist, mir zu helfen. Und ich glaube auch, dass er uns allen helfen kann.«

Gaeta drehte sich um und wies auf Eberly, der sich wie choreographiert vom Stuhl erhob und zum Podium ging. Der Beifall der Menge war spärlich.

»Danke, Manny«, sagte Eberly, beide Hände fest am Rednerpult. Er ließ den Blick über die Menge schweifen und sagte: »Und ich danke *euch,* jedem Einzelnen von euch, dass er heute Abend zu dieser Veranstaltung gekommen ist.«

Er holte Luft und senkte den Kopf – fast wie im Gebet. Die Menge verstummte und schaute erwartungsvoll.

»Wir stehen vor einer ungeheuer schwierigen Aufgabe«, sagte Eberly. »Wir müssen uns neuen und nie gekannten Gefahren stellen, während wir weiter in den unerforschten Raum vorstoßen als je ein Mensch vor uns.«

Holly war von seinem Tonfall beeindruckt. Sie sah, dass er auf der Bühne ein völlig anderer Mensch war: Die Augen blitzten, und die Stimme war so tief, sonor und kündete von einer solchen Selbstsicherheit, wie sie es noch nie bei ihm gehört hatte.

»Bald werden wir den Saturn erreichen. Bald wird unsere eigentliche Arbeit beginnen. Bevor wir jedoch anfangen können, haben wir die Pflicht, eine neue Ordnung und eine neue Gesellschaft zu erschaffen – und eine neue Regierung, die unsere Interessen vertritt und sich dafür einsetzt, dass alle unsere Ziele verwirklicht werden.

Der erste Schritt bei der Errichtung dieser neuen Ordnung ist die Namensgebung. Wir haben die Gelegenheit, ja sogar die Pflicht, die Namen auszuwählen, durch die unsere Gemeinschaft bekannt wird. Diese Aufgabe mag trivial

erscheinen, aber das ist sie nicht. Sie ist von größter Bedeutung.

Doch was sehen wir allerorten? Statt Einigkeit herrscht Zwietracht. Statt klarer Vorgaben herrschen Verwirrung und Hader. Wir sind uneins und schwach, wo wir einig und stark sein müssten.«

Holly hörte mit zunehmender Faszination zu und spürte, wie sie in sein Geflecht aus Worten eingewickelt wurde. Das ist der Wahnsinn, sagte sie sich. Diese Tausende von Leuten fressen Malcolm förmlich aus der Hand.

»Wir sind die Auserwählten«, sagte er. »Wir wenigen, wir wenigen Auserwählten – wir, die durch menschliche Tatkraft und menschliche Würde im entferntesten Außenposten der Zivilisation Einzug halten werden. Wir, die wir mit dem Banner der Menschlichkeit gegen die kalten und feindlichen Kräfte der Natur antreten werden, wir, die wir dem ganzen Universum zeigen werden, dass wir einen sicheren Hafen für uns zu bauen und aus eigener Kraft ein Paradies zu schaffen vermögen.

Die Namensgebung ist nur der erste Schritt bei dieser Mission. Wir müssen auch eine neue Regierung bilden und die Führer wählen, die uns dabei helfen werden, die neue Gesellschaft zu erschaffen, die wir anstreben.

Statt Rivalität brauchen wir Zusammenarbeit. Statt Zwietracht brauchen wir Einigkeit. Statt Schwäche brauchen wir Stärke. Möge jeder Mann und jede Frau hier dazu beitragen, dass diese Gesellschaft stark und einig ist. Ihr solltet nicht fragen, welchen Nutzen ihr als Einzelne daraus zieht. Ihr solltet stattdessen fragen, welchen Beitrag ihr zu leisten vermögt, um eine freie und blühende neue Ordnung zu

schaffen. Wir können mit eigenen Händen ein Paradies schaffen! Wollt ihr dabei mithelfen?«

»Ja!«, brüllten die Leute. Sie klatschten, jubelten und pfiffen. Eberly stand mit gesenktem Kopf am Rednerpult und sog ihre Verehrung auf wie eine Blume, die in Sonnenlicht badete.

Dann richtete Eberly sich auf dem Podium auf, und die Menge verstummte. Langsam hob Eberly den Kopf und ließ den Blick über die Menge schweifen. Ein fast glückseliges Lächeln spielte um seine Lippen.

»Jeder von euch – jeder Mann und jede Frau – muss sich der Einheit und Zusammenarbeit verpflichten, die wir für die Errichtung der neuen Ordnung brauchen. Ich möchte nun, dass jeder von euch seinen Nächsten an der Hand fasst. Freund oder Fremder, Mann oder Frau: Nehmt eure Nachbarn an der Hand und schwört, dass wir gemeinsam an der Schaffung unserer neuen Welt arbeiten werden.«

Ein Raunen ging durch die Menge; die Leute drehten die Köpfe und schlurften mit den Füßen. Dann drehten die Leute nach anfänglichem Zögern sich zueinander um und fassten sich an den Händen. Holly sah, dass immer mehr Leute sich an der Hand nahmen und für einen Moment ihre Differenzen vergaßen. Viele weinten sogar. Holly wurde sich bewusst, dass Malcolm der einzige Mensch im gesamten Habitat war, der die Leute so zusammenzuschweißen vermochte.

Sie war stolz darauf, diesem großen Mann dabei geholfen zu haben, diesen Moment der Einigkeit zu erreichen – diese machtvolle Demonstration von Freundschaft und Liebe.

Mitteilung mit höchster Priorität

An: Prof. Dr. E. Urbain Habitat *Goddard*
Von: H.H. Haddix Vorstandsvorsitzender der IAA
Betreff: Kontaminationsrisiko Titan

Als Reaktion auf Ihre Anfrage hat der Vorstand eine sorgfältige Folgenabschätzung bezüglich der menschlichen Exploration des Saturnmondes Titan durchgeführt. Nach einer Prüfung durch den Astrobiologischen und Planetenschutz-Ausschuss der Internationalen Astronautenbehörde ist einstimmig entschieden worden, dass eine menschliche Exkursion zur Oberfläche von Titan strengstens verboten wird.

Der Schutz der eingeborenen Lebensformen des Titan hat Vorrang vor allen anderen Zielen, einschließlich der wissenschaftlichen Forschung. Die robotische Exploration der Titanoberfläche wird erlaubt, jedoch nur unter der Voraussetzung, dass die geltenden Dekontaminations-Prozeduren für den Planetenschutz strikt eingehalten werden.

H. Harvey Haddix
Vorstandsvorsitzender der IAA Rev. Calypso J. C. Abernathy
Imprimatur

288 Tage bis zur Ankunft

Ruth Morgenthau hasste diese Spaziergänge in der Natur, auf denen Eberly bestand. Er ist total paranoid, sagte sie sich,

während sie widerwillig den Pfad entlang trottete, der von Dorf A zu den Gärten führte. Er befürchtet, dass irgend jemand sein Apartment verwanzt hat, so wie wir es mit allen anderen gemacht haben.

Aber es heißt gar nicht mehr Dorf A, erinnerte sie sich. Es heißt nun Athen. Und der Garten trägt die offizielle Bezeichnung ›Refugium des Heiligen Franz von Assisk‹. Morgenthau hätte fast gekichert. Was für ein Name! Wie sie sich gezofft hatten – sie, Vyborg und Kananga. Selbst der sonst so gemäßigte und zurückhaltende Jaansen hatte die Stimme erhoben, als es um die Benennung der verschiedenen Laborgebäude des Habitats ging.

Die monatelange Kampagne für die Benennung der Ortschaften, Gebäude und Landmarken des Habitats war im Grunde genommen eine Farce gewesen. Jede Stimme hatte einen Streufaktor, der fast größer war als die Anzahl der abgegebenen Stimmen. *Jeder* im Habitat hatte eine eigene Meinung zur Namensgebung, so dass es kaum zwei einheitliche Stimmen gab. Es war ein einziges Chaos, für das Eberly eine großartige Lösung parat hatte.

»Weil die Wähler keine eindeutigen Ergebnisse produziert haben«, sagte er dem inneren Kreis seiner Vertrauten, »werden wir die Entscheidung selbst treffen müssen.«

Also stritten die vier sich: Kananga bestand darauf, dass afrikanische Namen die gleiche Quote wie europäische und asiatische bekamen, Vyborg plädierte für Namen, die starke psychologische Konnotationen in der Bevölkerung hatten und Jaansen versuchte – manchmal hartnäckig – eine Liste mit Namen berühmter Wissenschaftler durchzusetzen. Eberly hatte sich aus dem Streit herausgehalten und ihn mit kaltem

Abscheu verfolgt. Überhaupt ließ die ganze Sache Morgenthau kalt; es war ihr piepegal, welche Namen ausgewählt wurden, solange sie nicht allzu säkular waren. Ihre Zustimmung, den biologischen Komplex nach Charles Darwin zu benennen, hatte sie natürlich verweigert.

Am Ende schlichtete Eberly die meisten Streitigkeiten. Und wenn keine Einigung möglich war, traf eben er die Entscheidung. Wenn eine Auseinandersetzung gar zu lang dauerte, schritt er ein und sagte den Beteiligten, dass sie sich nicht wie Kinder benehmen sollten. Morgenthau beobachtete ihn jedoch aufmerksam, und er wusste das auch.

Dorf A erhielt einen europäischen Namen, und Dorf B ging an die Asiaten: Bangkok. Aus Dorf C wurde Cairo, aus D wurde Delhi und E wurde auf den Namen Entebbe getauft. Die Amerikaner – Norden und Süden – beklagten sich bitterlich, doch Eberly brachte sie mit der feierlichen Verkündung zum Schweigen, dass dies die Namen seien, für die die Bewohner des Habitats sich entschieden hatten. Dann wies er noch darauf hin, dass die Amerikaner auch nur eine Minderheit in der Bevölkerung des Habitats seien.

Weil es sich um eine geheime Abstimmung handelte, ließ Eberly keine erneute Auszählung der Stimmen zu. In einer effektvollen Demonstration scheinbarer Unparteilichkeit erklärte er alle Stimmen für ungültig – »damit niemand sie zu manipulieren oder in Zukunft damit Zwietracht zu säen vermag«, verkündete er.

Ein paar Leute murrten zwar, doch im Großen und Ganzen akzeptierten die Menschen die Namen, für die die Wähler sich angeblich entschieden hatten. Eberly sorgte dafür, dass viele Gebäude und Landmarken mit angloamerikanischen und

lateinamerikanischen Namen versehen wurden, um es auch allen recht zu machen.

Morgenthau fand, dass es eine Meisterleistung war. Und doch spürte sie einen Anflug von Besorgnis. Vielleicht war Eberly zu stark, zu sehr auf seine eigenen Belange bedacht und zu machthungrig. Wir sind im Auftrag des Herrn unterwegs, erinnerte sie sich. Wir streben Macht nicht für uns an, sondern für die Erlösung dieser zehntausend verlorenen Seelen. Sie fragte sich, ob Eberly auch dieser Überzeugung war. Eigentlich war sie sich ziemlich sicher, dass das nicht der Fall war. Allerdings hatten höhere Autoritäten als sie Eberly als Anführer dieser Mission auserwählt. Sie hatte die Aufgabe, ihn zu unterstützen – und darauf zu achten, dass er nicht zu weit von dem Pfad abwich, den die Neue Moralität und die Heiligen Jünger ihm vorgeschrieben hatten.

Also ging Morgenthau neben ihm den Washington-Carver-Weg entlang, der von Athen zum St.-Franciscus-Garten führte und noch weiter über die flache Hügelkette mit dem unstimmigen Namen Andenhügel bis zum Farmland der Region Ohio. Sie hoffte inständig, dass Eberly nicht auf die Idee käme, den ganzen Weg bis nach Kalifornien zu gehen, die offene Region am Abschluss des Habitats. Die Füße taten ihr jetzt schon weh.

»Sie sind so still heute«, sagte Eberly, während sie den verschlungenen gepflasterten Pfad entlanggingen. Das waren aber auch die ersten Worte, die er seit geraumer Zeit gesprochen hatte.

Morgenthau spürte Schweißperlen auf der Stirn. »Ich bin nur froh, dass man sich endlich auf die Namen geeinigt hat«, sagte sie. »Sie haben das meisterhaft, geradezu brillant geregelt.«

Er gestattete sich ein sarkastisches Lächeln. »Aber nur unter der Voraussetzung, dass das wirkliche Wahlergebnis annulliert wurde.«

»Hundertprozentig«, versicherte sie.

»Und dass niemand außerhalb unseres inneren Kreises weiß, wie die Namen ausgewählt wurden.«

»Kein Einziger.«

»Auch Holly nicht? Sie ist ein helles Köpfchen, müssen Sie wissen.«

Morgenthau bestätigte mit einem Kopfnicken. »Sie fragte, weshalb die Stimmen annulliert würden. Nachdem ich ihr aber gesagt hatte, dass es Ihre Entscheidung war, hat sie es akzeptiert.«

Eberly nickte. »Früher oder später werde ich mit ihr wohl ins Bett steigen müssen. Das wird ihre Loyalität festigen.«

Morgenthau schaute ihn schockiert und mit offenem Mund an. »Sie ist auch so schon loyal genug. Es besteht keine Notwendigkeit…«

Er fiel ihr ins Wort. »Unsere nächsten Schritte werden ihr immer weniger gefallen. Ich werde eine persönliche Verbundenheit mit ihr herstellen müssen. Sonst wird sie vielleicht noch widerspenstig oder lehnt sich sogar gegen uns auf.«

»Aber mit ihr ins Bett gehen. Das ist sündig!«

»Es ist für eine gottgefällige Sache. Wir müssen alle bereit sein, Opfer zu bringen.«

Sie hörte den Sarkasmus in seiner Stimme. »Wenigstens ist sie recht attraktiv.«

»Jedoch etwas zu dunkel für meinen Geschmack«, sagte Eberly so beiläufig, als ob er über seine modischen oder

kulinarischen Vorlieben spräche. »Ich bevorzuge Blondinen mit einer volleren Figur.«

Morgenthau spürte, dass sie errötete. Und doch… Ob er nur mit mir spielt, fragte sie sich. Ob er mir auf den Zahn fühlt? Sie hatte jedenfalls keine Lust, dieses Thema zu vertiefen. Sie machte sich keine Illusionen wegen ihrer Reize und hatte auch keine besonderen Vorlieben.

»Sie haben mich doch nicht zu diesem Spaziergang eingeladen, um mit mir Ihre Liebesdinge zu erörtern, nicht wahr?«

»Nein«, erwiderte er ernst. »Wohl kaum.«

»Was dann?«

Ohne den gemächlichen Schritt zu ändern, schaute Eberly zu den Laternenpfählen und den dort montierten Miniatur-Kameras hoch. Dann ließ er den Blick über das grüne und mit Blumen übersäte Parkland schweifen, das sich um sie herum ausdehnte.

»Büros können zu leicht verwanzt werden. Es gibt immer neugierige Augen und Ohren.«

Das leuchtete ihr ein. »Und so sieht es aus, als ob wir uns nur etwas Bewegung verschafften.«

Er nickte. »Genau.«

Morgenthau war sich bewusst, dass ihr gemeinsamer Spaziergang womöglich Anlass zu Spekulationen bot – obwohl kaum jemand annehmen würde, dass sie sich für Eberly interessierte oder in körperlicher Hinsicht anziehend auf ihn wirkte. Sie wirkte auf gar keinen Mann anziehend, davon abgesehen. Morgenthau wusste, dass jeder sie für einen kleinen, ungepflegten und übergewichtigen Trampel hielt. Niemand fühlt sich durch mich bedroht. Wenn die wüssten!

»Früher oder später werden wir uns mit Wilmot anlegen müssen«, sagte Eberly, wobei er noch immer Ausschau nach Lauschern hielt. »Vyborg löchert mich ständig mit der Forderung, Berkowitz zu entfernen und ihn als Leiter der Kommunikationsabteilung einzusetzen. Ich habe entschieden, dass der Weg zu Berkowitz über Wilmot führt.«

»Über Wilmot?«

»Berkowitz ist ein unauffälliger ehemaliger Netzwerk-Manager. Er scheint keine offensichtlichen Laster zu haben. Jedoch führt er die Kommunikationsabteilung an einer so langen Leine, dass Vyborg der eigentliche Leiter der ganzen Abteilung ist.«

»Sammi will aber die Verantwortung *und* den Titel«, sagte Morgenthau. »Ich kenne ihn. Er will den Respekt *und* die Macht.«

»Ja. Und er ist sehr ungeduldig. Wenn das, was er mit dem alten Romero gemacht hat, jemals aufgedeckt wird…«

»Es würde nicht auf Sie zurückfallen«, versicherte sie ihm. »Das ist ausgeschlossen.«

»Vielleicht. Trotzdem sollte Berkowitz entfernt werden.«

»Und zu diesem Zweck wollen Sie über Wilmot gehen?«, fragte Morgenthau.

»Das ist natürlich nicht der einzige Grund«, fuhr Eberly fort. »Wilmot glaubt, dass er das Habitat im Griff hätte. Es wird der Tag kommen, wo ich ihn eines Besseren belehren muss.«

»Wir dürfen nicht zulassen, dass diese Menschen von einem gottlosen Säkularisten regiert werden«, echauffierte Morgenthau sich.

»Ich brauche Munition, ein Pfund, mit dem ich Wilmot gegenüber zu wuchern vermag.«

»Ein Zuckerbrot oder eine Peitsche?«, fragte Morgenthau.

»Entweder oder. Nach Möglichkeit beides.«

»Wir brauchen jemanden, der seine persönlichen Dateien und Telefongespräche kontrolliert.«

Eberly nickte. »Das muss unter völliger Geheimhaltung stattfinden. Nicht einmal Vyborg darf wissen, dass wir in Wilmots Dateien stöbern.«

»Wer soll das sonst übernehmen?«

»Sie«, sagte Eberly so dezidiert, dass kein Spielraum für Widerspruch blieb. Morgenthau sank das Herz; sie sah lange, öde Nächte vor sich, in denen sie die Telefongespräche und Unterhaltungsvideos des Professors sondierte.

Sie schwieg und dachte angestrengt nach, während sie langsam den Weg entlanggingen.

»Nun?«, fragte Eberly.

»Das dürfte sehr langweilig werden. Er ist doch nur ein ältlicher Akademiker. Ich bezweifle, dass sich bei ihm etwas Brauchbares finden wird.«

Eberly zögerte keinen Sekundenbruchteil. »Dann werden wir eben etwas nachhelfen müssen. Obwohl ich es vorziehen würde, eine Schwäche von ihm zu finden, die er wirklich hat. Falsche Anschuldigungen in die Welt zu setzen könnte sich als Bumerang erweisen.«

»Lassen Sie mich mit Vyborg darüber sprechen.«

»Nein«, sagte Eberly schroff. »Das bleibt unter uns. Es darf niemand sonst eingeweiht werden. Jedenfalls nicht im Moment.«

»Ja«, sagte sie zögerlich. »Ich verstehe.«

Die ganze lange Zeit auf dem Rückweg zu ihren Büros in Athen fragte Morgenthau sich, wie es um Eberlys Engagement

für ihre Sache bestellt war. Es geht ihm lediglich um die Erfüllung seines persönlichen Machtstrebens, sagte sie sich.

Aber er hat das Charisma, um sich zum Führer dieser zehntausend Leute aufzuschwingen. Ich werde mich mit ihm arrangieren müssen. Wilmot ist durch und durch ein gottloser Säkularist: ein Atheist oder bestenfalls ein Agnostiker. Es wird doch etwas geben, womit man ihn drankriegen kann. Ich muss etwas finden, das ihm das Genick bricht.

287 Tage bis zur Ankunft

»Ich habe nicht mit ihm geschlafen, wenn es Sie beruhigt«, sagte Kris Cardenas.

Holly schaute in ihre kornblumenblauen Augen und befand, dass Kris die Wahrheit sagte. Sie verbrachte zwar jede Menge Zeit mit Manny Gaeta, aber sie beharrte darauf, dass es rein dienstlich sei. Auf der anderen Seite hatte Manny Holly seit jenem Abend, als er Kris nach Hause begleitet hatte, sie nicht mehr um eine Verabredung gebeten oder im Büro bei ihr vorbeigeschaut, ja sie nicht einmal mehr angerufen.

Und Malcolm war so kühl und distanziert wie immer. Rein dienstlich, alles rein dienstlich. Von einem Liebesleben kann nicht die Rede sein, sagte Holly sich.

»Ich sage Ihnen die Wahrheit, Holly«, versicherte Cardenas in einer Fehldeutung von Hollys Schweigen.

»Ich weiß, Kris«, sagte sie, wobei sie eher verwirrt als unglücklich war. »Im Grunde würde ich es Ihnen auch nicht übel nehmen, wenn Sie es getan hätten. Er ist nun mal ein Don Juan.«

Die beiden Frauen saßen bei einem späten Mittagessen in der fast leeren Cafeteria; die übrigen Gäste waren längst wieder gegangen.

Cardenas beugte sich zu Holly hinüber. »Er hat mich überhaupt nicht angemacht«, vertraute sie ihr an. »Wenn Sie sich nicht für ihn interessierten, wäre ich irgendwie enttäuscht. Ich meine, in Kalenderjahren bin ich zwar viel älter als er, aber ich bin doch nicht abstoßend hässlich, oder?«

Holly kicherte. »Kris, wenn Sie interessiert sind, dann lassen Sie sich nicht abhalten Ich erhebe keine Ansprüche auf ihn.«

»Natürlich tun Sie das.«

»Nein, eigentlich nicht. Ich glaube sogar, dass ich ohne ihn besser dran bin.«

Cardenas hob ungläubig eine Augenbraue.

»Wirklich«, sagte Holly und fragte sich zugleich, ob sie auch das Richtige tat. »Sein Interesse an mir war rein körperlich.«

»Viele Beziehungen fangen so an.«

»Diese ist jedenfalls vorbei. Zumal es auch gar keine richtige Beziehung war. Es war nie eine.« Holly wunderte sich darüber, dass dieses Eingeständnis nicht schmerzte. Zumindest nicht sehr.

Cardenas zuckte die Achseln. »Das ist ohnehin müßig. Meine Beziehung zu ihm ist rein dienstlich.«

»Wahrscheinlich traut er sich nur nicht bei Ihnen.«

Cardenas lachte. »Das wird's wohl sein.«

»Sicher.«

»Ist auch egal«, sagte sie und machte eine Handbewegung, als ob sie ein lästiges Insekt verscheuchte. »Sie sagten, dass Sie möglicherweise einen Laborassistenten für mich hätten?«

»Vielleicht«, sagte Holly. »Ich habe das Thema noch nicht

mit ihm besprochen. Aber er verfügt über ein paar Qualifikationen, die für Sie relevant sind. Ein Abschluss als Ingenieur…«

»In welchem Bereich?«

»Elektromechanik.«

»Wann hat er ihn gemacht?«

Holly zog den Palmtop aus der Tasche. Raoul Tavaleras dreidimensionale Abbildung erschien überm Tisch, zusammen mit den Eintragungen und Zahlen in seinem Dossier.

Cardenas überflog die Daten. »In welcher Abteilung ist er beschäftigt?«

»In der Instandhaltung«, erwiderte Holly. »Aber er ist dort nur ›Gast‹; offiziell gehört er zu überhaupt keiner Abteilung. Er ist der Astronaut, den Manny aufgefischt hat.«

»Aha.« Sie ging das Dossier erneut durch – diesmal aber langsamer. »Dann wird er nur so lange bei uns bleiben, bis Manny seinen Kram packt und abfliegt.«

»Vermutlich. Aber er ist abkömmlich, und Sie sagten, dass Sie sofort Hilfe brauchen.«

»Bettler dürfen nicht wählerisch sein«, pflichtete Cardenas ihr bei. »Ich werde mit ihm sprechen müssen. Aber ist er überhaupt bereit, mit mir zu arbeiten?«

»Er weiß noch gar nichts von seinem Glück. Aber ich kann für Sie ein Treffen arrangieren.«

»In Ordnung.«

»In meinem Büro, okay?«

»Das wäre wahrscheinlich besser, als ihn ins Labor zu bestellen«, sagte Cardenas nach kurzer Überlegung. »Sonst befürchtet er vielleicht noch, von Nanobots infiziert zu werden.«

Tavalera nahm mit argwöhnischem Blick vor Hollys Schreibtisch Platz. Dafür war er pünktlich erschienen, was sie wiederum für ein gutes Zeichen hielt. Sie hatte ihn gebeten, eine Viertelstunde vor dem Termin bei Cardenas in ihr Büro zu kommen.

»Was hat das alles überhaupt zu bedeuten?«, fragte er beinahe mürrisch.

»Ein neuer Auftrag«, sagte Holly fröhlich.

»Ich hab' schon eine Arbeit – in der Instandhaltung.«

»Und gefällt sie Ihnen?«

»Machen Sie Witze?«, fragte er grimmig.

Holly rang sich ein Lächeln für ihn ab. »Ich hätte mir auch Sorgen um Sie gemacht, wenn Sie ›ja‹ gesagt hätten.«

»Was haben Sie also für mich?«

»Eine Stelle im wissenschaftlichen Labor. Sie werden dort bestimmt die Gelegenheit haben, Ihre Kenntnisse als Ingenieur anzuwenden.«

»Ich dachte, die Wissenschaftsstellen seien schon alle besetzt. Das haben Sie mir jedenfalls gesagt, als ich an Bord kam.«

»Das sind sie auch. Diese Stelle ist nämlich bei Dr. Cardenas im Nanotech-Labor zu besetzen.«

Seine Augen weiteten sich kurz. Holly sah förmlich, wie das Räderwerk in seinem Kopf sich in Bewegung setzte.

»Nanotech«, murmelte er dann.

Holly nickte. »Ich weiß, dass manche Leute tierische Angst vor Nanotechnik haben.«

»Ja.«

»Sie auch?«

»Ja, irgendwie schon«, sagte Tavalera nach einem Moment.

»Hab' ich wohl.«

»Sie wären auch verrückt, wenn Sie keine Angst davor hätten«, pflichtete Holly ihm bei. »Dr. Cardenas ist aber eine Koryphäe. Sie würden mit der Besten auf diesem Gebiet zusammenarbeiten. Und es würde sich kosmisch gut in Ihrem Lebenslauf machen, müssen Sie wissen.«

»Den Teufel würde es. Ich werde mich hüten, auf der Erde damit hausieren zu gehen, dass ich mich Nanobots auch nur auf eine Million Lichtjahre genähert hätte.«

»Sie müssen den Job auch nicht annehmen, wenn Sie nicht wollen«, sagte Holly. »Wir werden Sie zu nichts zwingen. Sie dürfen auch weiterhin in der Instandhaltung bleiben.«

»Verbindlichen Dank«, knurrte er.

Er war noch immer unschlüssig, als Cardenas eintraf. Sie schien sich über ihn aber auch nicht im Klaren zu sein.

»Mr. Tavalera, ich kann nicht mit jemandem arbeiten, der sich vor einer Umgebung mit Nanomaschinen fürchtet.«

»Ich fürchte mich nicht vor ihnen. Ich fürchte mich nur davor, dass ich nicht wieder nach Hause darf, wenn man herausfindet, dass ich mit Ihnen zusammengearbeitet habe.«

»Verlangen Sie einfach eine komplette Untersuchung«, sagte Cardenas. »Dann wird man schon feststellen, dass Sie keine Nanobots im Körper haben.«

»Ja«, sagte er widerstrebend. »Vielleicht.«

»Wir müssten die Zusammenarbeit mit Dr. Cardenas auch gar nicht in Ihrer Akte erwähnen«, sagte Holly. »Die irdischen Behörden werden nur erfahren, dass Sie während des Aufenthalts im Habitat in der Instandhaltung gearbeitet haben.«

»Wären Sie dazu in der Lage?« Sogar Cardenas schaute

ungläubig.

»In besonderen Fällen wäre ich dazu in der Lage«, sagte Holly und fragte sich zugleich, wie sie Morgenthau daran hindern könnte, ihre fleischige Nase in Tavaleras offizielles Dossier zu stecken.

»Das würden Sie für mich tun?«, fragte Tavalera.

»Sicher würde ich das tun«, sagte Holly.

Er war noch nicht ganz überzeugt, doch dann drehte er sich plötzlich zu Cardenas um und sagte: »Ich schätze, wenn Sie Mist machen und Killer-Nanos freisetzen, würde sowieso die ganze Belegschaft des Habitats dran glauben müssen. Da kann ich genauso gut mit Ihnen zusammenarbeiten. Ist auf alle Fälle besser als die Wartung von landwirtschaftlichem Gerät.«

Cardenas schaute Holly an und brach in Gelächter aus. »Sie sprühen geradezu vor Begeisterung, Mr. Tavalera.«

Auf seinem Pferdegesicht erschien ein verkniffenes Grinsen. »Stimmt, der bin ich: Mr. Begeisterung.«

»Mal ernsthaft«, sagte Holly zu ihm, »wollen Sie nun mit Dr. Cardenas zusammenarbeiten oder nicht?«

»Ich werde es tun. Wieso auch nicht? Was habe ich denn schon zu verlieren?«

»Sind Sie mit ihm einverstanden?«, wandte Holly sich an Cardenas.

Cardenas lächelte ihren neuen Assistenten an und sagte: »Na ja – wir werden uns schon irgendwie zusammenraufen.«

Sie erhob sich, und Tavalera folgte ihrem Beispiel mit einem schüchternen Lächeln. Er sieht gleich viel besser aus, wenn er lächelt, sagte Holly sich.

Cardenas streckte die Hand aus. »Willkommen im Nanolab, Mr. Tavalera.«

Seine langfingrige Hand umschloss die ihre. »Raoul«, sagte er. »Ich heiße Raoul.«

»Ich sehe Sie morgen um acht im Nanolabor«, sagte Cardenas.

»Achthundert. In Ordnung. Ich werde da sein.«

Cardenas ging. Tavalera verharrte noch für einen Moment unsicher vor Hollys Schreibtisch. »Danke«, sagte er dann.

»*Da nada*«., erwiderte Holly.

»Sie werden mir diesen Gefallen wirklich tun und die Sache nicht in meinem Dossier erwähnen?«

»Bestimmt.«

Er zappelte noch für eine Weile herum und sagte dann: »Äh… ob Sie heute mit mir zu Abend essen wollen? Ich meine, ich wollte mich dafür erkenntlich zeigen, was Sie für mich getan haben…«

Holly unterbrach ihn, bevor er es noch vermasselte. »Ich würde mich freuen, mit Ihnen zu Abend zu essen, Raoul.«

Zwei Wocher, später lud Cardenas Edouard Urbain ins Labor ein, um ihm zu zeigen, welche Fortschritte sie bei der Dekontamination von Gaetas Anzug gemacht hatte. Tavalera saß an der Hauptkonsole, die an der dem Eingangsbereich entgegen gesetzten Wand aufgestellt war.

»Vergessen Sie nicht, Raoul«, sagte Cardenas, »dass wir Dr. Urbain gegenüber ehrlich sein wollen. Wir haben nichts zu verbergen.«

Er nickte, und ein leises Lächeln spielte über sein Gesicht. »Ich habe auch nichts zu verbergen, weil ich von nichts weiß.«

Cardenas lächelte ihn an. »Sie lernen schnell, Raoul. Ich bin sehr beeindruckt von Ihnen.« Er hat viel mehr auf dem Kasten,

als ich es ihm zugetraut hätte, sagte sie sich. Vielleicht haben ein paar Verabredungen mit Holly dazu geführt, dass er sich hier wohier fühlt.

Als der Chef Wissenschaftler mit zehnminütiger Verspätung zur Tür hereinkam, wirkte er so angespannt und wachsam wie jemand, der sich in ein Minenfeld vorwagt. Cardenas versuchte ihn zu beruhigen, indem sie ihm das kleine, peinlich saubere Labor zeigte.

»Das ist der Montagebereich«, sagte sie und deutete auf zwei quaderförmige Gebilde aus Edelstahl, die auf einer Laborbank ruhten. Die Vorderseiten der Behälter waren mit Skalen und Reglern übersät. »Die Nanomaschinen-Prototypen werden hier drin montiert…« – sie patschte auf einen der brotkastengroßen Behälter –, »und dann reproduzieren die Prototypen sich *dort.*«

Urbain hielt einen gebührenden Sicherheitsabstand vom Apparat ein. Und als Cardenas den Deckel eines Behälters anhob, zuckte er tatsächlich zusammen.

Cardenas musste sich beherrschen, dem Mann das nicht mit einem Stirnrunzeln zu vergelten. »Dr. Urbain, hier gibt es nichts, was Ihnen oder sonst jemandem schaden könnte.«

Das beruhigte Urbain nicht im Geringsten. »Vom Kopf her verstehe ich es. Trotzdem… ich bin nervös. Verzeihung, aber ich vermag es nicht zu ändern.«

Sie lächelte geduldig. »Ich verstehe. Na denn, kommen Sie bitte mit zur Hauptkonsole.«

Für über eine Stunde zeigte Cardenas Urbain, wie Nanomaschinen konstruiert und gebaut wurden. Wie sie sich strikt gemäß voreingestellter Anweisungen reproduzierten.

»Das sind Maschinen«, wurde sie nicht müde zu betonen.

»Sie mutieren nicht. Sie vermehren sich auch nicht unkontrolliert. Und sie werden durch eine Dosis weichen ultravioletten Lichts deaktiviert. Im Grunde sind sie empfindlich.«

Während Tavalera das Rasterkraftmikroskop von der Hauptkonsole aus bediente, zeigte Cardenas Urbain, wie die von ihr konstruierten Nanomaschinen die kontaminierenden Moleküle an der Außenseite von Gaetas Anzug in harmloses Kohlendioxid, Wasserdampf und Stickoxide aufspalteten.

»Der Anzug wird in fünf Minuten perfekt sauber«, sagte sie und wies auf das Bild, das von der Konsole projiziert wurde. »Die Rückstände gasen aus und verflüchtigen sich.«

Anscheinend neugierig beugte Urbain sich über Tavaleras Schulter und betrachtete aufmerksam die Daten und Bilder. »Alle organischen Stoffe werden entfernt?«

Cardenas nickte und sagte: »Bis auf die molekulare Ebene hinunter werden sie spurlos getilgt.«

»Und die Nanobots selbst?«

»Wir deaktivieren sie mit einer UV-Dosis.«

»Aber sie haften noch immer an der Anzugoberfläche. Sind sie in der Lage, sich selbst zu reaktivieren?«

»Nein«, sagte Cardenas. »Wenn sie einmal deaktiviert sind – aus die Maus. Sie zerfallen.«

Urbain richtete sich langsam wieder auf.

»Wie Sie sehen, sind wir durchaus imstande, den Anzug zu dekontaminieren«, sagte Cardenas.

»Nicht nur den Anzug«, sagte Urbain und schaute an ihr vorbei. »Dieser Prozess könnte für die Dekontaminierung jeden Ausrüstungsgegenstands angewandt werden, den wir auf die Titanoberfläche hinunterschicken.«

»Ja, das wäre möglich«, pflichtete Cardenas ihm bei.

Zum ersten Mal, seit Urbain das Nanotech-Labor betreten hatte, lächelte er.

273 Tage bis zur Ankunft

»Dieser Berkowitz muss verschwinden!«, verlangte Eberly. Wilmot sank auf seinem bequemen Bürostuhl zusammen; er war überrascht von der Vehemenz, mit der der Leiter der Abteilung Human Resources sein Ansinnen vortrug.

»Was gibt Ihnen eigentlich das Recht, sich in die Arbeit der Kommunikationsabteilung einzumischen?«, fragte er leise.

Eberly hatte sich in die Sache hineingesteigert. Seit Wochen hatte Vyborg ihn unter Druck gesetzt und gedroht, auf eigene Faust zu handeln, wenn Eberly Berkowitz nicht entfernen konnte oder wollte. Vyborg wollte partout Leiter der Kommunikationsabteilung werden, und das Ende seines ohnehin kurzen Geduldsfadens war nun erreicht. »Entweder Sie lassen ihn entfernen, oder ich werde mich selbst darum kümmern«, sagte der zornige kleine Mann. »In ein paar Monaten werden wir in eine Umlaufbahn um den Saturn gehen. Ich will Berkowitz bis dahin aus dem Weg haben. Je eher, desto besser!«

Eberly wusste, dass dies ein Machtkampf war. Vyborg würde sich nicht gegen ihn stellen, sofern er nicht den Eindruck bekam, dass Eberly ihn bewusst hinhielt. Wenn ich ihm nicht Berkowitz' Kopf bringe, sagte Eberly sich, wird Vyborg den Glauben an mich verlieren und mir den Gehorsam verweigern. Also hatte er gar keine andere Wahl, als sich mit

Wilmot anzulegen.

Morgenthau hatte nichts gefunden, was er gegen Wilmot hätte verwenden können. Obwohl sie schwor, dass sie jeden Abend getreulich seine Telefonate und Computer-Dateien durchforstete, hatte sie nichts Brauchbares gefunden.

Ich schaffe es auch ohne ihre Hilfe, sagte Eberly sich, als er einen Termin mit dem Verwaltungschef vereinbarte. Ein Mann vermag alles zu erreichen, wenn er vom Willen zum Erfolg beseelt ist.

Wie er jedoch vor Wilmots Schreibtisch saß und sah, wie die stahlgrauen Augen des Professors ihn kühl musterten, fragte Eberly sich, wer von ihnen den stärkeren Willen hatte.

»Ihre Position als Leiter der Human Resources gibt Ihnen mitnichten das Recht, sich in die Belange anderer Abteilungen einzumischen, oder?«, sagte Wilmot.

»Das ist keine Einmischung«, sagte Eberly unwirsch. »Es ist eine Angelegenheit von hoher Dringlichkeit.«

Mit dem Namensgebungs-Wettbewerb und der folgenden Wahl hatte er einen großen Erfolg erzielt, sagte Wilmot sich. Diese Veranstaltung, die er draußen im Park organisiert hatte, war ein spektakuläres Ereignis. Das ist ihm zu Kopf gestiegen. Er glaubt, er habe schon alle Abteilungen im Sack und will mich nun als Leiter des gesamten Habitats ablösen. Na warte, Bürschchen, ich werde dir schon zeigen, wo Barthel den Most holt.

»Dringlichkeit?«, fragte er bemüht ruhig und sachlich. »In welcher Hinsicht?«

»Berkowitz ist inkompetent. Wir beide wissen das.«

»Ach ja? Und ich dachte, in der Kommunikationsabteilung sei alles in Butter.«

»Weil Dr. Vyborg die ganze Arbeit macht«, sagte Eberly.

»Vyborg. Dieses kleine Kriechtier.«

Eberly verkniff sich eine patzige Erwiderung. Er will mich nur provozieren, wurde er sich bewusst. Dieser alte Mann will mich dazu verleiten, im Zorn einen Fehler zu machen.

Er holte tief Luft und sagte in einem ruhigeren Ton: »Vyborg ist ein sehr fähiger Mann. Er leitet de facto die Kommunikationsabteilung, während Berkowitz sich auf seinen Lorbeeren ausruht und Däumchen dreht.«

»Genauso wie Ms. Morgenthau Ihr Büro leitet, könnte man meinen«, sagte Wilmot mit dem Anflug eines Lächelns.

Eberly erwiderte das Lächeln. Du wirst mich nicht aus der Fassung bringen, sagte er sich. Ich werde dir nicht in die Falle gehen.

»Vyborg ist ehrgeizig«, sagte er. »Er hat mich um Hilfe gebeten. Er ist frustriert und hat das Gefühl, dass sein Engagement nicht gewürdigt wird.«

»Wieso kommt er dann nicht zu mir? *Sie* können doch nichts für ihn tun.«

»Ich habe ihm versprochen, Ihnen seine Situation zu schildern«, sagte Eberly. »Vyborg scheut davor zurück, Berkowitz zu übergehen und sich direkt an Sie zu wenden. Er befürchtet, dass Berkowitz ihm einen Strick daraus drehen würde.«

»Wirklich?«

»Berkowitz ist eine Drohne, und wir beide wissen das. Vyborg erledigt die ganze Arbeit für ihn. «

»Solang in der Kommunikationsabteilung alles glatt geht, habe ich keine Veranlassung, Berkowitz von seinem Posten zu entfernen. Bei dieser Diskussion geht es eigentlich um die

Management-Methoden dieses Mannes. Seinen Untergebenen mag er vielleicht wie eine Drohne erscheinen, aber solange die Abteilung reibungslos funktioniert, macht er seinen Job richtig – jedenfalls, was mich betrifft.«

Eberly lehnte sich zurück und zermarterte sich das Hirn. Das ist eine Prüfung, wurde er sich bewusst. Wilmot stellt mich auf die Probe. Er spielt mit mir. Wie soll ich ihm begegnen? Wie bringe ich ihn nur dazu, meine Forderung zu erfüllen?

Wilmot studierte derweil Eberlys Gesicht. Was hat er überhaupt mit der Kommunikationsabteilung zu schaffen? Hegt er einen persönlichen Groll gegen Berkowitz? Oder eine persönliche Beziehung mit Vyborg? Ich wünschte, der alte Diego Romero würde noch unter uns weilen; er hat bis zu seinem Tod die verschiedenen Gruppen in der Abteilung integriert.

Schließlich wartete Eberly mit einer neuen Variante auf. »Wenn es Ihnen nicht möglich ist, Berkowitz zu entfernen, könnten Sie ihn doch vielleicht befördern?«

»Ihn befördern?«, fragte Wilmot mit einem Stirnrunzeln.

Eberly beugte sich auf dem Stuhl vor. »Anscheinend wird dieser Gaeta doch die Erlaubnis bekommen, zur Oberfläche von Titan hinabzusteigen.«

»Dieser Stuntman?«

»Ja. Dr. Cardenas hat Urbain davon überzeugt, dass sie Gaetas Anzug gründlich zu dekontaminieren vermag. Damit ist er imstande, auf der Oberfläche von Titan zu landen, ohne den dortigen Lebensformen zu schaden.«

»Davon hat Urbain mir aber noch nichts gesagt«, sagte Wilmot in scharfem Ton.

Eberly musste ein triumphierendes Keckem unterdrücken.

Du sitzt in deinem Büro und erwartest, dass die Leute zu dir kommen, verspottete er Wilmot insgeheim. Das wirkliche Leben in diesem Habitat findet außerhalb deines Büros statt, und du bekommst fast nichts davon mit.

»Sind Sie sicher, dass Urbain diesen… diesen Stunt genehmigt hat?«, fragte Wilmot.

»Die Genehmigung ist noch nicht offiziell, aber Cardenas hat sich bereits mit ihm geeinigt.«

Wilmot nickte. »Urbain wird mich informieren, wenn er die offizielle Genehmigung erteilt.«

»Wieso fragen Sie Berkowitz nicht, ob er sich nicht als PR-Manager Gaetas Team anschließen will?«

»Aha. Ich verstehe.«

»Ich glaube, Berkowitz würde sich darüber freuen«, fuhr Eberly fort.

»Und während er seinen Spezialauftrag ausführt, kann Ihr Freund Vyborg die Kommunikationsabteilung leiten.«

»Man könnte ihm den Titel eines Amtierenden Abteilungsleiters verleihen«, sagte Eberly.

»Sehr schön. Und was passiert, wenn Gaeta den Stunt absolviert hat und Berkowitz wieder frei wird?«

Eberly zuckte die Achseln. »Darum kümmern wir uns, wenn es so weit ist.« Wenn Gaeta seinen Stunt durchgeführt hat, wird bereits die neue Verfassung in Kraft sein, sagte er sich, und ich werde der gewählte Führer dieses Habitats sein. Berkowitz, Vyborg und auch du, alter Mann, werdet euch meinem Willen beugen müssen.

Beim Verlassen von Wilmots Büro schwand jedoch seine Zufriedenheit. Er hat mit mir gespielt, wurde Eberly sich bewusst, wie eine Katze, die mit einer Maus spielt. Wie ein

Puppenspieler an den Schnüren zieht. Er lässt mir meinen Willen wegen Berkowitz, weil er das die ganze Zeit schon vorhatte; er wollte mich nur ein wenig zappeln lassen. Berkowitz ist ihm völlig egal. Er spielt sein eigenes Spiel.

Ich muss ihn unter Kontrolle bekommen, sagte Eberly sich. Ich muss einen Weg finden, dem erhabenen und mächtigen Professor Wilmot meinen Willen aufzuzwingen. Ich will, dass er mir aus der Hand frisst.

Wann findet Morgenthau endlich etwas Brauchbares? Es muss doch *irgendetwas* in Wilmots Leben geben, das man gegen ihn verwenden kann. Ich muss Morgenthau sagen, dass sie noch härter arbeiten soll. Sie soll sich auf seine Dateien konzentrieren, seine Telefongespräche, auf alles, was er sagt und tut – auf jeden Atemzug, den er tut. Ich muss ihn in den Griff bekommen. Das ist unbedingt erforderlich. Wenn ich hier der Herr werden will, muss Wilmot auf die eine oder andere Art vor mir auf den Knien rutschen.

Holly sah Raoul Tavalera allein in der Cafeteria sitzen. Er war über ein üppiges Mittagessen gebeugt. Sie trug ihr Tablett zu seinem Tisch.

»Hätten Sie gern etwas Gesellschaft?«, fragte sie.

Er schaute zu ihr auf und lächelte sie an.

»Sicher«, sagte er. »Setzen Sie sich doch.«

Seit Tavalera im Nanotech-Labor arbeitete, hatte er sie mindestens einmal pro Woche zum Abendessen eingeladen. Holly genoss seine Gesellschaft, obwohl er zu starken Stimmungsschwankungen neigte. Sie versuchte, ihre Verabredungen so unbeschwert und locker wie möglich zu gestalten. Bisher hatte er sich nur getraut, ihr einen

Gutenachtkuss auf die Wange zu geben. Sie fragte sich, wann er ihr wohl eindeutigere Avancen machen würde. Und was sie tun würde, wenn er es versuchte.

»Wie läuft's im Nanolab?«, fragte Holly, als sie ihren Salat und den Eistee vom Tablett nahm.

»Alles klar.«

»Dr. Cardenas behandelt Sie anständig?«

Er nickte begeistert. »Man kommt sehr gut mit ihr aus. Ich lerne eine Menge.«

»Das ist schön.«

»Obwohl mir das alles nichts mehr bringt, nachdem ich zur Erde zurückgekehrt bin.«

Im ersten Moment wusste Holly nicht, wie er das meinte. Dann erinnerte sie sich. »Ach ja, Nanotechnik ist auf der Erde verboten.«

Tavalera nickte. »Ich werde wahrscheinlich in Quarantäne gesteckt, bis man sich sicher ist, dass ich keine Nanobots in mir habe.«

»Es gibt doch ein Nanotech-Labor in Selene.«

»Ich will aber nicht unter der Mondoberfläche leben. Ich will nach Hause.«

Sie erzählten sich von ihrer Heimat: Holly von Selene und Tavalera vom hügeligen New Jersey, wo er aufgewachsen war.

»Ein großer Teil des Staats wurde überflutet, als die Klimakatastrophe eintrat. Die ganzen Ferienorte an der Küste… die Leute führen nun Tauchgänge in den Apartment-Häusern durch.«

»Dieses Problem hätten Sie in Selene nicht«, sagte Holly.

Tavalera grinste sie an. »Ja. Der nächste Teich ist vierhunderttausend Kilometer entfernt.«

»Wir haben aber ein Schwimmbad in der Grand Plaza!«

»Affenge… äh, tolle Sache.«

Holly ignorierte den Fauxpas, den er sich fast geleistet hätte, und fuhr fort: »Es hat olympische Ausmaße. Und bis zu dreißig Meter hohe Sprungtürme.«

»Keine zehn Pferde würden mich dorthin bringen«, sagte Tavalera kopfschüttelnd. »Niedrige Schwerkraft hin oder her.«

Er will einfach nur nach Hause, erkannte Holly. Er will heim. Das Bewusstsein stimmte sie traurig, dass sie kein Zuhause hatte, zu dem sie zurückkehren konnte. Dies ist mein Zuhause, sagte sie sich. Dieses Habitat. Für immer.

266 Tage bis zur Ankunft

Wenn es schon getan werden muss, sagte Wilmot sich, dann sollte man es schnell hinter sich bringen.

Das war ein Diktum, das er in seiner langen akademischen Laufbahn schon oft zu seinem Vorteil beherzigt hatte. Oft verknüpfte er es auch mit einem von Churchills alten Aphorismen: Wenn man schon jemanden töten muss, kostet es nichts, höflich zu sein.

Also lud er Gaeta und Zeke Berkowitz in der Privatsphäre seines Apartments zum Abendessen ein. Berkowitz war natürlich ein alter Freund, und zu Wilmots Freude erschien er genau pünktlich – noch vor dem Stuntman.

Als Wilmot dem Nachrichtendirektor einen ordentlichen Whisky einschenkte, grinste Berkowitz ihn an und sagte launig: »Muss wohl eine ziemlich schlechte Nachricht sein, wenn der erste Drink schon so groß ausfällt.«

Wilmot lächelte leicht verlegen und reichte Berkowitz das Glas. »Du steckst noch immer die Nase überall rein, was, Zeke?«

Berkowitz zuckte die Achseln. »Ich wäre ein lausiger Nachrichtenmann, wenn ich nicht wüsste, was Sache ist.«

Wilmot schenkte sich ein noch volleres Glas ein.

»Es geht das Gerücht um«, sagte Berkowitz, der noch immer an der kleinen Bar des Apartments stand, »dass ich die Karriereleiter hinauffallen soll.«

»Leider ja«, bestätigte Wilmot mit einem knappen Nicken.

Bevor Berkowitz nachzuhaken vermochte, hörten sie ein Klopfen an der Tür. »Das wird Gaeta sein«, sagte Wilmot und ging zur Tür.

Gaeta trug ein Arbeitshemd aus Twill und Jeans – die formellste Kleidung, die er besaß. Der Stuntman schaute ernst, fast missmutig, als Wilmot ihn Berkowitz vorstellte und ihn fragte, was er trinken wollte.

»Bier, falls Sie welches haben«, sagte Gaeta mit unverändert ernster Miene.

»Wäre Ihnen *Boss Ale* recht?«, fragte Wilmot.

Nun musste Gaeta doch grinsen. »Das wäre mir sehr recht, danke.«

Wilmot bedeutete seinen beiden Gästen, in den Sesseln im Wohnzimmer Platz zu nehmen. Nachdem sie es sich bequem gemacht hatten, sagte er zu Gaeta: »Ich habe Sie hergebeten, weil ich Ihnen Zeke als Vollzeit-Mitarbeiter für die Öffentlichkeitsarbeit überstellen möchte.«

Berkowitz nickte wissend. Der Stuntman wirkte indes überrascht.

Als Wilmot das Tablett mit dem Abendessen an den Tisch

trug, schienen die beiden Männer aber schon miteinander übereingekommen zu sein.

»Wenn Urbain oder die IAA oder wer auch immer mich daran hindern wollen, auf Titan zu landen, werde ich eben durch die Ringe fliegen«, sagte Gaeta.

Berkowitz beschrieb mit der Gabel eine spiralförmige Bewegung. »Durch die Ringe? Wahnsinn. Das wäre eine Sensation.«

»Glauben Sie, dass Sie mir etwas Sendezeit verschaffen könnten?«

»Selbst ein hirntoter Archivar wäre in der Lage, Ihnen dafür Sendezeit zu verschaffen. Ich meine, jeder hat die Aufnahmen der automatisierten Sonden gesehen, die zur Titan-Oberfläche hinuntergeschickt wurden. Faszinierende Bilder, gewiss, aber der Reiz des Neuen ist nun verflogen. Bei den Ringen ist aber noch niemand gewesen.«

»Es hat aber auch noch kein Mensch einen Fuß auf Titan gesetzt«, sagte Wilmot.

»Ich weiß. Aber die Ringe! Die Leute werden sich die Finger danach lecken. Ich könnte jetzt schon eine Auktion starten und genug Geld zusammenbekommen, um Ihre ganze Crew und noch ein paar Leute zu bezahlen.«

Gaeta lehnte sich mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck im Sessel zurück. Wilmot sah, dass Berkowitz so glücklich war wie ein Kind mit einem neuen Spielzeug. Der Professor verspürte Erleichterung. Nun kann ich Eberly und dieser Kreatur Vyborg geben, was sie wollen, ohne irgend jemandes Gefühle zu verletzen. Eine Situation, von der beide Seiten profitieren. Umso besser.

Pancho Lane spürte förmlich, wie ihr Gesicht sich zu einem Stirnrunzeln verzog, als sie Manuel Gaetas Mitteilung an sie las.

»Selbst wenn ich nicht zum Titan komme, sollte dieser Stunt zu den Ringen Sie für den Trip entschädigen – mit Zins und Zinseszins.«

Ja, aber was ist mit meiner Schwester, fragte Pancho sich stumm.

Gaeta schwadronierte über seine möglichen Stunts, während Pancho wutentbrannt am Schreibtisch saß. Was ist mit Susie, fragte sie sich. Ich meine natürlich Holly.

»Ihrer Schwester geht es gut, Ms. Lane«, sagte Gaeta schließlich. »Sie ist eine sehr aufgeweckte junge Frau. Sehr intelligent. Und noch dazu sehr attraktiv. Sie hat viele Freunde gewonnen und scheint sich hier sehr wohl zu fühlen. Sie brauchen sich keine Sorgen um sie zu machen.«

Bei seinem ›und noch dazu sehr attraktiv‹ wurde Pancho jedoch hellhörig. Gaeta eilte nämlich ein gewisser Ruf voraus. Ein stattlicher Kerl, das musste Pancho schon zugeben. Ich würde ihn nicht von der Bettkante stoßen. Ob er es mit meiner Schwester treibt?

Pancho seufzte. Und wenn, könnte ich auch kaum etwas daran ändern. Ich hoffe nur, dass Susie es genießt. Und wehe, er verletzt sie. Falls er das tut, wird das sein letzter Stunt sein. Der allerletzte.

Professor Wilmot wippte leicht auf dem Bürostuhl und diktierte den Statusbericht für Atlanta.

»Es ist interessant, die unterschiedlichen Motivationen dieser Leute zu beobachten. Eberly scheint es weniger um Macht als

um Verehrung zu gehen, so habe ich den Eindruck. Der Mann will vom Volk angebetet werden. Ich bin mir aber nicht sicher, was Vyborg will; bisher habe ich mich nicht zu überwinden vermocht, ihm persönlich gegenüberzutreten. Und Berkowitz ist froh, dass er der Verantwortung für die Leitung der Kommunikationsabteilung enthoben wurde. Er ist zu seinen Ursprüngen als aktiver Nachrichtenmann zurückgekehrt. Ich weiß zwar, dass es gewisse Reibungen zwischen ihm und Gaetas Technik-Crew gibt, aber das ist verständlich. Völlig normal.

Gaeta ist auf seine Art ein faszinierender Typ. Er will bei diesen Stunts, die er durchführt, wirklich sein Leben aufs Spiel setzen. Er genießt es geradezu. Das bringt ihm natürlich auch Geld und Ruhm ein, aber ich glaube, dass er es auch so tun würde – des bloßen Adrenalinstoßes wegen, den er dabei verspürt. Auf eine seltsame Art und Weise ist er wie ein Wissenschaftler. Nur dass Wissenschaftler den intellektuellen Triumph genießen, als Erster ein neues Phänomen entdeckt zu haben, während dieser Stuntman das sinnliche Erlebnis genießt, als Erster am Schauplatz zu sein.«

205 Tage bis zur Ankunft

Holly verbrachte die Nächte allein in ihrem Apartment und rief Programme über Gerichtsmedizin auf der Erde auf. Sie erinnerte sich mit brillanter Klarheit, wie Don Diegos verkrümmter Körper ausgesehen hatte, als sie ihn mit dem Kopf im Wasser im Bewässerungskanal entdeckt hatte. Sie erinnerte sich an jede Einzelheit der Autopsie: Keine

Herzattacke, kein tödlicher Schlaganfall, überhaupt nichts Ungewöhnliches außer dem Umstand, dass die Handballen etwas aufgeschürft zu sein schienen und die Lunge voll Wasser war.

Wodurch sind seine Hände aufgeraut worden, fragte Llolly sich und befand, dass es der Betonboden des Kanals gewesen sein musste. Dann suchte sie nach einem Grund, *weshalb* die Hände lädiert waren. Schließlich gelangte sie zum Schluss, dass er versucht hatte, den Kopf aus dem Wasser zu heben und sich bei diesem Versuch die Handballen aufgeschürft hatte.

Wieso hatte er dann aber nicht aufzustehen vermocht, wenn er es so angestrengt versucht hatte? Weil etwas – oder jemand – ihm den Kopf ins Wasser gedrückt hatte. Man hatte ihn ertränkt. Ermordet.

Nun wollte Holly sich nicht mehr nur auf ihr Gedächtnis verlassen, wenn es auch noch so gut war. Sie rief den Autopsiebericht auf und studierte ihn ein paar Nächte hintereinander. Keinerlei Anzeichen von Gewalteinwirkung. Nur die Abschürfungen an den Händen.

Es war nicht viel, was sie hatte. Doch Holly verfolgte diesen einen Hinweis wie ein Spürhund. Sie hielt es für einen Hinweis. Sie war davon überzeugt, dass Don Diego ermordet worden war.

Aber wieso? Und von wem?

Sie schloss die Augen und ließ die Szene erneut Revue passieren, als sie die Leiche des alten Manns gefunden hatte. Keine Spuren eines Kampfs. Keine Besonderheiten auf der zum Kanal hinunterführenden Böschung außer Fußspuren. Abdrücke von Stiefeln, genauer gesagt.

Professor Wilmot verbrachte die Abende wie immer mit der Betrachtung von Videofilmen. Wenn er sich in seinen Lieblingssessel setzte, mit der Rechten genießerisch das Whiskyglas schwenkte und sich seine Sadomaso-Pornos zu Gemüte führte, vergaß er das Habitat und alle Probleme. Wenn eine Szene besonders abstoßend war, verspürte er manchmal den Anflug eines Schuldgefühls. Aber das verflog bald wieder. Das ist alles nur gestellt, sagte er sich. Man würde solche Videos doch nicht produzieren, wenn es keinen Markt für sie gäbe. Ich bin schließlich nicht der Einzige, der so etwas goutiert.

Er hatte die Kollektion, die er an Bord des Habitats mitgebracht hatte, schon zweimal angesehen und die Lieblings-Videos noch öfter. Wochenlang spielte er mit dem Gedanken, Nachschub von der Erde anzufordern. Es werden doch laufend neue Streifen gedreht, sagte er sich. Neue Gesichter. Neue junge Körper.

Es war allerdings riskant, einen Lieferanten auf der Erde anzurufen und neue Videos zu bestellen. Selbst wenn er die Bestellung über einen Mittelsmann in Selene abwickelte, würde man die Anrufe zum Habitat zurückverfolgen können. Aber es leben hier zehntausend Menschen, sagte er sich. Wie sollte man auf die Idee kommen, dass ausgerechnet ich es bin und nicht irgendein Farmarbeiter? Zumal ich mit Sicherheit nicht der Einzige an Bord bin, der einen ähnlichen Geschmack hat und solche Bestellungen tätigt.

Nachdem er nun wochenlang mit sich gerungen und immer dieselben alten Videos geschaut hatte, schickte er über die aus einem gebündelten Laser bestehende Kommunikations-

Verbindung des Habitats eine Order an die Erde ab. Sie war natürlich codiert. Es wird schon niemand etwas merken, sagte Wilmot sich. Wer sollte auch die Kommunikations-Verbindung anzapfen? Es ist ja nicht so, dass ich meinen persönlichen Telefonanschluss benutzt hätte. Es müsste schon jemand sämtliche aus- und eingehenden Nachrichten abfangen, um meine kleine Bestellung zu finden. Wer wäre wohl so fanatisch?

87 Tage bis zur Ankunft

»Es ist wirklich bemerkenswert«, sagte Wilmot zu seinem Computer. »Sie haben eine Verfassung ausgearbeitet und bereiten Wahlen vor. Zu dem Zeitpunkt, wenn wir in eine Umlaufbahn um den Saturn gehen, werden sie bereit sein, die Macht auf die neue Regierung zu übertragen.«

Der Computer verschlüsselte die Worte automatisch für die Übertragung zur Erde: zum Hauptquartier der Neuen Moralität in Atlanta, den heimlichen Sponsoren der Saturn-Mission. Wilmot war der Einzige an Bord des Habitats, der wusste, aus welcher Quelle sein Experiment finanziert wurde, und er hatte auch vor, dieses Geheimnis zu bewahren. Die Berichte für Atlanta waren privat, codiert und wurden über das automatisierte Lasersystern abgestrahlt anstatt über die regulären Kommunikationsverbindungen des Habitats.

»Dieser Eberly hat sich eine Art Hausmacht geschaffen«, fuhr Wilmot fort, »womit ich im Grunde gerechnet hatte. Die Wissenschaftler haben sich zu einer politischen Gegenmacht formiert, die von Dr. Urbain angeführt wird. Offen gesagt

scheint Urbain sich mehr für die Befriedigung seiner persönlichen Eitelkeit zu interessieren als für Politik, aber die Technikfritzen scheinen ihn dennoch als Anführer zu akzeptieren.

Sogar die Ingenieure haben eine Art Block gebildet. Ihr Anführer ist ein russischer Exilant namens Timoschenko. Er behauptet zwar, dass er mit Politik nichts am Hut habe. Trotzdem hat er sich von den Ingenieuren als Kandidat für die Position des Verwaltungschefs nominieren lassen. Ich bezweifle aber, ehrlich gesagt, dass er auch nur den Hauch einer Chance hat.

Wohl gibt es hier und da ein paar Reibereien, doch im Großen und Ganzen sind die politischen Kampagnen ohne die üblichen Unflätigkeiten und Streitigkeiten abgelaufen – was außergewöhnlich anmutet, wenn man bedenkt, dass der Großteil unserer Population aus Dissidenten und Freidenkern besteht, die sich auf der Erde in die Bredouille gebracht haben. Meines Erachtens liegt das aber daran, dass der größte Teil der Bevölkerung sich keinen Deut um diese politische Kampagne schert. Die meisten Leute stehen ihrer eigenen Regierung völlig gleichgültig gegenüber. Wie sie überhaupt bestrebt sind, sich jeglicher Verpflichtung zu entziehen.«

Wilmot lehnte sich auf dem gemütlichen Bürostuhl zurück und las sich den Entwurf noch einmal durch, der über den Schreibtisch projiziert wurde. Zufrieden mit seinem Werk fuhr er fort:

»In drei Wochen werden die allgemeinen Wahlen stattfinden, durch die die neue Verfassung in Kraft tritt und in der die Personen gewählt werden, die die neue Regierung stellen sollen. Eberly ist der absolute Favorit. Ich werde ihn als

neuen Verwaltungschef einsetzen und mich mit der zeremoniellen Präsidentenrolle begnügen müssen. Ich vermute, dass Eberly Urbain die Position eines ›Frühstücksdirektors‹ zuerkennen wird: vielleicht Vize-Verwaltungschef oder so etwas in der Art. Ich habe aber keine Ahnung, wie er mit dem Ingenieur Timoschenko verfahren wird.

Ein paar Leute aus Eberlys Umgebung lassen es zunehmend am gebührenden Respekt mir gegenüber fehlen. Er hat sich mit Hofschranzen umgeben, die sich für ziemlich wichtig halten, zum Beispiel mit diesem Vyborg, der nun die Kommunikationsabteilung leitet. Ich weiß auch, dass diese Morgenthau eine hohe Charge bei den Heiligen Jüngern ist. Es ist mir aber ein Rätsel, weshalb sie sich freiwillig zu dieser Mission gemeldet hat. Und dann dieser Kananga! Er macht einem richtig Angst.« So gab Wilmot einen ausführlichen Kommentar zu jedem bedeutenden Akteur bei den anstehenden Wahlen im Habitat ab. Bestimmt wäre er viel vorsichtiger mit seinen Äußerungen gewesen, wenn er gewusst hätte, dass jedes seiner Worte von Molekularfilm-Mikrofonen aufgefangen und für Eberly aufgezeichnet wurde.

Am späten Nachmittag war es ruhig in der Cafeteria. Sie war fast leer, nachdem die Leute mit dem Mittagessen fertig waren und der Ansturm zum Abendessen noch nicht eingesetzt hatte. Manuel Gaeta saß mit drei anderen an einem Tisch in der Nähe des Holofensters, aus dem man auf einen stillen See in den Rockies schaute: Ein Bild von der fernen Erde und lang vor den Folgen des Treibhauseffekts aufgenommen, der Millionen Menschen aus den überfluteten Städten vertrieben

und sie gezwungen hatte, in solchen Regionen Zuflucht zu suchen.

Von den vier Leuten, die sich über den Resten ihres Mittagessens angelegentlich unterhielten, war Gaeta der Einzige, der halbwegs heiter schaute.

»Wir können es schaffen«, sagte Gaeta mit Nachdruck.

»Es wäre aber verdammt gefährlich, Manny«, sagte Kris Cardenas.

Nadia Wunderly nickte zustimmend. »Es wäre, als ob man an einem aus Maschinengewehren feuernden Erschießungs-Kommando vorbeiginge.«

Gaeta zuckte unbekümmert die Achseln. »Dann muss ich den Kugeln eben ausweichen. Was meinen Sie, Fritz?«, wandte er sich an von Helmholtz.

Von Helmholtz blickte ihn kalt an. »Haben wir denn nicht mit unserem eigentlichen Auftrag schon genug zu tun?«

»Wir werden die Titan-Aktion starten«, sagte Gaeta, »wenn wir die Erlaubnis der Wissenschaftler haben. Aber wieso sollten wir nicht ein paar Pirouetten durch die Ringe drehen, solange wir noch hier draußen sind?«

»Weil Sie dabei umkommen könnten«, sagte von Helmholtz schroff.

Gaeta machte eine Handbewegung, als ob der den Nagel auf den Kopf getroffen hätte. »Genau deshalb schauen die Leute doch zu. Fritz. Sie warten nur darauf, dass es mich erwischt.«

»Und noch schlimmer, Sie würden den Anzug ruinieren.«

Gaeta lachte nur.

»Es besteht wirklich die Gefahr, dass Sie dabei umkommen«, sagte Wunderiy.

»Nicht, wenn Sie die richtigen Durchgangspunkte in den

Ringen für mich aussuchen. Punkte mit möglichst wenig großen Brocken.«

»Dazu müsste ich die Ringe für Monate aus nächster Nähe studieren, Manny«, sagte Wunderly seufzend. »Vielleicht sogar für Jahre.«

»Wir haben doch noch ein paar Wochen, bevor wir in eine Umlaufbahn um den Saturn gehen. Wäre das nicht genug?«

»Ich brauchte die gesamte verfügbare Rechenkapazität, um aussagefähige Berechnungen durchzuführen«, sagte sie. »Und dann brauchte ich noch Zeit an den großen Teleskopen, doch an die lässt Urbain mich nicht ran.«

Von Helmholtz schaute überrascht. »Er erlaubt es Ihnen nicht, die Teleskope in der Astronomiekapsel zu benutzen?«

Wunderly schüttelte den Kopf. »Urbain gewährt mir gar keinen Zugang zu den großen Teleskopen. Sie sind ständig auf Titan gerichtet.«

»Alle?«

»Alle«, sagte Wunderly.

»Vielleicht lässt er doch mit sich reden und erlaubt es Ihnen, eins zu benutzen«, sagte Gaeta.

»Wird er nicht. Ich habe ihn schon mehr als einmal gefragt. Zumal ich *viel* Rechenzeit brauchte.«

»Vielleicht könnte jemand anders ihn fragen«, sagte Gaeta.

»Und wer?«, fragte Cardenas.

»Wilmot. Oder wenn nicht er, dann kann vielleicht Eberly etwas deichsein.«

Sie schüttelte erneut den Kopf. »Urbain würde Eberly gar nicht anhören. Er würde nicht einmal mit ihm sprechen. Sie treten bei den Wahlen gegeneinander an, schon vergessen?«

Eberly saß derweil angespannt im Wohnzimmer seines Apartments, das er zur Wahlkampfzentrale umfunktioniert hatte. Eine Reihe von Computern füllte den Platz aus, wo zuvor das Sofa gestanden hatte. Jeder Rechner zeichnete ununterbrochen die Unterhaltungen an jedem öffentlichen Platz im Habitat und noch in ein paar Privatwohnungen und Büros auf – einschließlich Wilmots und Urbains.

»Ich mag diese Verfassung nicht«, sagte Morgenthau. »Sie hat mir nie gefallen, und sie gefällt mir immer weniger, je näher der Zeitpunkt ihrer Umsetzung rückt.«

Eberly saß auf dem Polsterstuhl am anderen Ende des ovalen Tisches und musterte ihr fleischiges Gesicht. Ihr übliches Lächeln war verschwunden; sie war todernst.

»Wieso haben Sie Ihre Bedenken nicht geäußert, als wir sie aufsetzten?«, fragte er ungnädig.

»Ich glaubte, Vyborg und Jaansen würden ordentlich Rabatz machen, bis Sie dann verlangten, dass sie mit dem Streit aufhören sollten.«

»Ich habe es Ihnen doch schon x-mal erklärt«, sagte Eberly mit wachsender Ungeduld. »Solang die Notstands-Klausel in der Verfassung in Kraft ist, ist der ganze Rest irrelevant.«

»Es gefällt mir trotzdem nicht«, sagte Morgenthau trotzig.

Eberly glaubte zu wissen, wo das Problem lag. Morgenthau war keine Kämpfernatur; sie war eine Agentin, die zu dem angeblichen Zweck im Habitat platziert worden war, ihn zu unterstützen. In Wirklichkeit sollte sie ihn jedoch beobachten und an die Heiligen Jünger berichten. Jemand an der Spitze der Hierarchie musste die neue Verfassung überprüft und befunden haben, dass sie nicht mit den hohen moralischen Ansprüchen der Jünger konform ging. Sie würde mich

normalerweise nie so angehen, sagte sich Eberly. Sie muss von ihren Vorgesetzten auf der Erde unter Druck gesetzt werden.

»Es ist ohnehin zu spät, sie noch zu ändern«, sagte er in einem bemüht ruhigen Ton. »Die Leute stimmen in drei Wochen darüber ab.«

»Sie könnten sie doch mit der Begründung zurückziehen, dass wir noch mehr Zeit für die endgültige Version brauchten«, sagte Morgenthau.

»Sie zurückziehen?« Trotz aller Selbstbeherrschung schrie Eberly die Worte beinahe heraus. »Das würde auch bedeuten, dass wir die Wahl verschieben müssten.«

Morgenthau sagte nichts.

Wie bringe ich sie wieder auf meine Seite, fragte Eberly sich. Wie vermag ich sie davon zu überzeugen, dass sie besser damit fahren würde, meine Befehle zu befolgen anstatt die schwachsinnigen Artweisungen dieser frömmelnden Sesselfurzer von der Erde?

Er beugte sich auf dem Stuhl vor und lehnte sich halb über den Tisch. »Hören Sie mir zu«, sagte er. »In drei Wochen werden die Leute wählen. Sie werden diese Verfassung aus denselben Gründen annehmen, weshalb Sie ihr misstrauen: weil sie ihnen nämlich persönliche Freiheit und eine liberale Regierung verspricht.«

»Ohne Regeln für Geburtenkontrolle. Ohne jede moralische Norm.«

»Das kommt später, nachdem die Verfassung angenommen und wir in Amt und Würden sind.«

Morgenthau schien alles andere als überzeugt.

»Wie ich schon mehr als einmal erklärt habe«, sagte Eberly im Bemühen, sich unter Kontrolle zu halten, »wenn ich erst

einmal an der Macht bin, werde ich den Notstand ausrufen und all diese liberalen Gesetze aufheben, die Sie stören.«

»Wie können Sie den Notstand ausrufen, wenn doch alle mit der Verfassung zufrieden sind?«

»Wir brauchen irgendeine Krise. Ich werde mir schon was einfallen lassen.«

»Sie wurden aus dem Gefängnis entlassen und in diesem Habitat platziert, um eine strenge und gottesfürchtige Regierung zu bilden«, sagte Morgenthau mit versteinertem Gesicht. »Sie halten Ihren Teil der Vereinbarung nicht ein.«

»Das ist nicht wahr!«, protestierte er. Und im Innern wimmerte eine panische Stimme: Sie können mich doch nicht wieder ins Gefängnis stecken. Das können sie nicht tun! »Wir müssen nur eine Krise inszenieren«, sagte er. »Dann werden Kananga und sein Sicherheitsteam zuschlagen.«

»So einfach wird das nicht laufen«, sagte Morgenthau. »Je mehr Macht Sie Kananga geben, desto gieriger wird er. Ich traue ihm nicht.«

»Ich auch nicht«, gestand Eberly. Ich traue *niemandem,* fügte er stumm hinzu.

»Und dann ist da noch diese Cardenas, die mit Nano-Maschinen arbeitet. Sie sind die Saat des Teufels, und doch erlauben Sie ihr, mitten unter uns mit diesem Teufelswerk fortzufahren.«

»Nur so lange, bis ich an der Macht bin«, sagte Eberly.

»Sie muss verschwinden. Sorgen Sie dafür.«

Eberly nickte verdrießlich, und plötzlich stand die Lösung für seine Probleme mit der gleißenden Helligkeit einer Offenbarung vor seinem geistigen Auge. Ja, sagte er sich. Das ist die Lösung für alles!

Er rang sich für die noch immer schmollende Morgenthau ein Lächeln ab und tätschelte ihr Knorpelknie. »Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Ich werde mich schon um alles kümmern.«

Ihr Stirnrunzeln milderte sich etwas ab und wich einem Ausdruck der Neugier.

»Vertrauen Sie mir«, sagte Eberly mit einem noch breiteren Grinsen.

Laboratorium *Lavoisier*

Kris Cardenas fragte sich, wieso Urbain sie um ein Treffen gebeten hatte. Aber nicht in seinem Büro, nicht einmal in der Astronomie-Kapsel, wo die großen Teleskope stationiert waren. Sondern hier im Wissenschaftsgebäude, in seinem Hauptlabor, das nach dem Begründer der modernen Chemie benannt worden war: nach dem Franzosen Antoine Laurent Lavoisier, der im achtzehnten Jahrhundert gelebt hatte.

Cardenas' eigenes Labor (benannt nach dem amerikanischen Physiker Richard P. Feynman) befand sich in einem anderen Gebäude auf dem Hügel, wo Athen errichtet war – so weit wie möglich von den anderen Labors entfernt. Als sie den gepflasterten Pfad entlangging, der sich an den niedrigen, weiß getünchten Apartmenthäusern und Geschäften der Ortschaft vorbeischlängelte, spürte Cardenas wieder den alten Zorn wegen der unbegründeten Furcht vor der Nanotechnik in sich aufkeimen.

Beherrsch dich, sagte sie sich. Konzentriere dich auf das Wesentliche. Vergiss nicht, dass Lavoisier während der

Französischen Revolution enthauptet wurde. Man muss sich doch ständig mit irgendwelchen Idioten und Halbaffen herumschlagen.

Also setzte sie ein strahlendes Lächeln auf, als sie den Laborkomplex betrat und Edouard Urbain im Eingang seines Labors stehen sah. Er erwartete sie bereits. Und er machte einen nervösen Eindruck. Nein, sagte Cardenas sich. Nicht nervös. Aufgeregt. Erwartungsvoll. Beinahe wie ein kleiner Junge, der vorm Weihnachtsbaum stand und es kaum erwarten konnte, endlich die Geschenke auszupacken.

»Dr. Cardenas!«, begrüßte Urbain sie. »Ich freue mich über Ihr Kommen.«

»Und ich freue mich über Ihre Einladung«, erwiderte sie.

Er führte sie ins Labor. Cardenas war etwas größer als Urbain; ihr flachsblondes Haar und die strahlend blauen Augen standen in scharfem Kontrast zu seinem dunklen, zurückgekämmten Haar und den rehbraunen Augen.

Das Labor nahm zwei Stockwerke ein: Die kahle Metalldecke war zugleich das Dach des Gebäudes. Eine große Trennwand stand direkt hinterm Eingang und verstellte den Blick auf den eigentlichen Laborbereich. Der Ort mutete Cardenas wie ein Flugzeughangar oder ein leeres Lagerhaus an. Mit einer kleinen Geste führte Urbain Cardenas an der Trennwand entlang.

»Ich wollte Ihnen das hier zeigen«, sagte er mit einem freudigen Tremolo. Sie dachte schon, dass sein Schnurrbart jeden Moment zu zittern anfinge. »Ich bin sehr stolz auf unsere Leistung.«

Sie erreichten das Ende des Schirms. Mit Verve bog Urbain um die Ecke und deutete auf ein massives Objekt, das mitten

im Labor stand.

Das Erste, was Cardenas auffiel, war, dass das Labor ausgeräumt und der Fußboden gefegt war. Kein Papierfetzen und keine Werkzeuge waren zu sehen. Keine Kabel schlängelten sich über den Boden oder hingen von der Decke herab. Er hat das Labor aufgepeppt, sagte Cardenas sich. Es sieht aus wie ein alter Ausstellungsraum für Autos.

»Hier ist es«, sagte Urbain glühend vor Stolz. »*Titan Alpha.*«

Cardenas identifizierte es als ein Raumschiff: Über zwei Meter groß, fast drei, schätzte sie. Es stand auf einem Kettenfahrgestell wie ein altmodischer Panzer. Wuchtig. Silbergrau. Titan, vermutete sie. Der längliche Korpus war mit Vorsprüngen gespickt.

»Es ist komplett hier gebaut worden«, sagte Urbain fast im Flüsterton. »Es existierte noch nicht, als wir die Erde verließen. Nicht einmal ansatzweise. Meine Leute und ich haben es konstruiert.«

Dann wurde Cardenas sich bewusst, dass ein halbes Dutzend Männer und Frauen an der Rückwand standen. Wie Schüler, die man dort hatte antreten lassen und zum Stillschweigen vergattert hatte.

»Sie wollen damit auf der Titanoberfläche landen«, sagte Cardenas.

»Natürlich nicht selbst«, sagte Urbain. »*Alpha* wird vielmehr vom Habitat aus ferngesteuert. Es handelt sich um ein mobiles Labor, das die Oberfläche von Titan für uns erkunden wird.«

»Ach so.«

Urbain schnippte mit den Fingern, und ein Techniker auf der anderen Seite des Labors wirbelte herum und tippte Befehle in eine schreibtischgroße Konsole. Das Raumschiff bewegt sich.

Ein lautes elektrisches Summen erfüllte das Labor, und zwei lange dünne Arme klappten an einer Seite des Rumpfs aus. Pinzettenartige Greifer öffneten und schlossen sich. Cardenas wich instinktiv einen Schritt zurück.

Urbain lachte. »Keine Angst. Es tut Ihnen nichts. Diese Greifer vermögen die empfindlichsten biologischen Proben zu handhaben, ohne sie zu beschädigen.«

»Es ist… sehr eindrucksvoll.«

»Nicht wahr? *Alpha* ist mit einer kompletten Sensoren-Palette ausgestattet. Es kann Proben nehmen, sie in luftdichten Kapseln deponieren und zwecks Analyse zum Habitat zurückschicken.«

»Wird das Schiff nach beendeter Mission zurückkehren?«

»Nein. Nie. Es bleibt auf Titan. Wir werden Brennstoff und Ersatzteile für die Sensoren dorthin schicken.«

»Hat es denn keinen Nuklearantrieb?«, fragte Cardenas.

»Natürlich! Der Brennstoff ist für die Raketen, die die Proben zurückbringen.«

»Ich verstehe.«

Urbain seufzte zufrieden. »Ich habe leider nicht so viel Zeit ins Projekt investieren können, wie ich es mir gewünscht hätte. Ich werde von dieser politischen Kampagne in Anspruch genommen, müssen Sie wissen.«

Cardenas nickte. »Und doch haben Sie es geschafft. Das ist wirklich eine große Leistung.«

»Ohne meine Leute hätte ich es nicht geschafft.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie mir das gezeigt haben«, sagte Cardenas. Insgeheim befürchtete sie aber, dass Urbain dem Raumschiff den Befehl geben würde, über den Boden des Labors zu rollen.

Sie ging langsam in Richtung der Tür. Urbain holte sie mit zwei Schritten ein.

»Ich wollte aber nicht nur mit meiner neusten Errungenschaft prahlen«, sagte er mit einem etwas weniger enthusiastischen Ausdruck. »Ich möchte Sie auch um einen Gefallen bitten.«

»Einen Gefallen?«, fragte Cardenas, während sie an der Trennwand entlangging. Das massive Raumschiff vermittelte ihr ein Gefühl der Bedrückung, ja sogar der Bedrohung.

Urbain zögerte, als würde er sich schwer tun, die richtigen Worte zu finden. »Es betrifft *Alphas* Fähigkeit zur Selbstreparatur.«

Cardenas schaute ihn streng an.

»Ich frage mich«, sagte Urbain, als sie sich am Ende der Trennwand umdrehten, »ob Nanomaschinen in der Lage wären, *Alpha* auch auf der Titanoberfläche zu reparieren.«

Cardenas nickte nachdenklich. Da liegt also der Hase im Pfeffer. Sie haben alle eine Heidenangst vor Nanobots, bis sie auf ein Problem stoßen, das von Nanomaschinen gelöst werden könnte.

»Ich meine«, fuhr Urbain fort, »Sie haben doch selbst Nanomaschinen im Körper, stimmt's? Sie reparieren ständig das Gewebe, nicht wahr?«

»Und Sie hätten gern ein Nanotech-Immunsystem in Ihr Raumschiff eingebaut«, sagte Cardenas mit einem leisen Lachen der Erleichterung.

»Nanomaschinen, die fähig wären, kontinuierlich Defekte und Schäden an der Ausrüstung zu beheben.«

»Oder Verschleiß«, ergänzte Cardenas.

»Ja! Exakt!«

Sie blieb an der offenen Tür stehen und überlegte schnell. »Das würde aber einige Zeit dauern, Dr. Urbain. Wann wollen Sie das Raumschiff zum Titan schicken?«

»Sobald wir in eine Umlaufbahn um den Saturn gegangen sind. Höchstens ein paar Tage später.«

»Ich werde auf keinen Fall in der Lage sein, so schnell einen Satz therapeutischer Nanos zu konstruieren.«

»Aber vielleicht könnten Sie gleich mit der Produktion beginnen und sie zu *Alpha* schicken, wenn das Schiff schon auf Titan ist.«

»Vielleicht«, räumte Cardenas ein.

»Werden Sie die Möglichkeit in Betracht ziehen?«, fragte er erwartungsvoll.

Cardenas sah in seinen Augen, dass er diese seine Maschine beinahe wie ein menschliches Wesen betrachtete, wie eine Frau, die er liebte und begehrte und vor allen Unbilden schützen wollte. Ein Dr. Frankenstein mit Herz, sagte sie sich voller Unbehagen angesichts der von ihm erschaffenen Kreatur. Dann schoss ihr eine schmerzliche Erinnerung durch den Kopf. Wie oft hat man dich schon Frankenstein genannt, fragte sie sich.

»Können sie es schaffen?«, fragte Urbain nachdrücklich.

»Ich will es versuchen.«

»Gut! Ausgezeichnet!«

»Unter einer Bedingung«, fügte sie hinzu.

Seine Brauen wölbten sich bis zum zurückweichenden Haaransatz. »Bedingung? Wenn Sie von mir verlangen, dass… dass ich diesem *Stuntman* erlaube, die Oberfläche zu betreten…«

»Aber wir haben die Dekontaminationsprozeduren doch

schon ein paarmal getestet«, sagte Cardenas. »Ich habe Ihnen die Berichte geschickt.«

»Tests in der Luftschleuse. Ja, ich habe Ihre Berichte überflogen.«

»Dann wissen Sie auch, dass wir in der Lage sind, seinen Anzug zu Ihrer Zufriedenheit zu reinigen.« Plötzlich hatte Cardenas eine Eingebung. »Und Ihr Raumschiff könnten wir auf die gleiche Art dekontaminieren.«

»*Alpha* kann normal dekontaminiert werden.«

»Ja, aber wenn Sie Nanomaschinen verwenden, müssen Sie das Schiff nicht so hohen Strahlungsdosen aussetzen. Würde man damit nicht die elektronischen Systeme schonen?«

Urbain setzte zu einer Erwiderung an und hielt wieder inne. »Ja. Auf jeden Fall«, sagte er dann.

»Ich wäre in der Lage, das in ein paar Tagen für Sie zu arrangieren. Und wenn wir dann im Saturnorbit sind, werde ich Ihr Raumschiff so gründlich dekontaminieren, dass es wieder so rein ist wie frisch gefallener Schnee.«

»Deshalb bin ich aber trotzdem nicht in der Lage, dem Stuntman eine Genehmigung für das Betreten der Oberfläche zu erteilen. Die IAA hat das untersagt. Mir sind die Hände gebunden.«

Übertreibe es nicht, sagte Cardenas sich. Immerhin hast du schon einen Fuß in der Tür. Lass es fürs Erste dabei bewenden.

Dennoch hörte sie sich sagen: »Es gäbe da noch etwas.«

Urbains Brauen gingen wieder nach oben.

»Es ist eher eine Kleinigkeit…«

»Worum geht's?«

»Eine von Ihren Mitarbeiterinnen, Dr. Wunderly…«

»Wunderly?«

»Sie braucht etwas Zeit an einem Teleskop, um die Ringe zu studieren.«

»Unmöglich. Ich habe ihr schon gesagt…«

»Es ist Ihnen doch sicher möglich, etwas Zeit an den Teleskopen für sie zu erübrigen«, sagte Cardenas. Es klang eher wie eine Feststellung als eine Bitte. »Schließlieh wollen Sie doch in ein paar Wochen mit Ihrem Raumschiff die Titanoberfläche erforschen, nicht wahr?«

Urbain zögerte. »Ja, das stimmt wohl.«

»Und Sie wollen es von Nanomaschinen in Schuss halten lassen.«

Ihm war deutlich anzusehen, dass er Cardenas' implizite Drohung verstand. »Ich verstehe. Ja. Also gut, ich werde versuchen, für Wunderly etwas Zeit an einem der Teleskope freizuschaufeln, damit sie ihre verdammten Ringe studieren kann.«

»Schön«, sagte Cardenas. »Und ich werde versuchen, einen Satz Nanomaschinen zu konstruieren, die Ihr Raumschiff automatisch instand halten, solange es auf Titan ist.«

»Und *Alpha* zu dekontaminieren«, erinnerte Urbain sie.

Cardenas bestätigte mit einem Kopfnicken und ging zur Tür. Dann drehte sie sich noch einmal um. »Wie läuft übrigens die Wahlkampagne?«

Urbain holte tief Luft, als ob er vom plötzlichen Themenwechsel überrascht wäre. Dann zuckte er die Achseln. »Sie nimmt einfach zu viel Zeit in Anspruch. Ich muss Reden halten und Positionspapiere zu allen möglichen Themen erarbeiten – von der medizinischen Versorgung bis zum Abfallrecycling. Hinz und Kunz meinen, mich mit dummen Fragen nerven und zu allem ihren Senf geben zu müssen.«

»Das nennt man wohl Politik«, sagte Cardenas mit einem leisen Lachen.

»Und ich befürchte, wenn ich erst einmal gewählt worden bin, wird es noch schlimmer werden.«

»Sie rechnen mit einem Sieg?«

»Natürlich. Dies ist schließlich eine wissenschaftliche Mission, nicht wahr? Der Zweck unseres Flugs zum Saturn ist rein wissenschaftlich.«

»Aber die Wissenschaftler machen nur einen kleinen Teil der Population aus«, gab Cardenas zu bedenken.

»Ja, natürlich. Aber die anderen werden trotzdem für mich stimmen. Das ist die einzige logische Wahl, die sie treffen können. Eberly ist der einzige Gegenkandidat, und er hat keinen wissenschaftlichen Hintergrund.«

»Und was ist mit dem Ingenieur, Timoschenko?«

Urbain zog eine Schnute. »Er ist ein Nichts. Ein Popanz. Die Ingenieure und Techniker werden mit überwältigender Mehrheit für mich stimmen.«

Cardenas verkniff sich die Bemerkung, die ihr auf der Zunge lag. Es bringt nichts, dem Mann seine Illusionen zu rauben, sagte sie sich. Am Wahltag wird er eine herbe Ernüchterung erfahren. Sie wird sein Ego verletzen; doch auf lange Sicht wird er wahrscheinlich froh sein, dass er aus der Politik ausgestiegen ist und sich voll auf diese Kiste namens *Alpha* konzentrieren kann.

45 Tage bis zur Ankunft

Die drei Frauen trafen sich zum Frühstück in der Cafeteria; sie

waren so früh dran, dass der Saal erst zur Hälfte besetzt war. Holly hatte den Eindruck, dass das Lokal an diesem Morgen irgendwie anders wirkte – ruhig und gedämpft, als ob die Leute, die sich an der Essensausgabe anstellten, noch nicht ganz wach wären.

Sie sah Kris und Nadia Wunderly schon an einem Tisch setzen. Sie hatten die Köpfe zusammengesteckt und ein fröhliches Grinsen im Gesicht.

Holly stellte ihr Tablett mit Melonenscheiben, Frühstücksflocken, Sojamilch und Malzkaffee ab und setzte sich hin.

Wunderly schaute fröhlich; ihre großen grauen Augen funkelten. »Ich kann Ihnen gar nicht genug dafür danken, dass Sie mir Zeit am Teleskop verschafft haben.

Sie müssten einmal die Dynamik dieser Ringe sehen! Es ist… Es ist…«

Cardenas lachte leise. »Ihnen fehlen die Worte?«

Wunderly schaute etwas verlegen. »Ich würde Ihnen gern die Bilder zeigen, die ich gemacht habe. Ihnen auch, Holly«, sagte Wunderly an sie gewandt.

Holly lächelte sie an. »Sicher. Ich würde sie auch gern sehen.«

»Es ist mir nach wie vor ein Rätsel, wie Sie Urbain dazu bewogen haben, mich ans Teleskop zu lassen«, sagte Wunderly zu Cardenas.

»Mit List und Tücke«, sagte Cardenas noch immer grinsend. »Und mit einer Prise Erpressung.«

»Auf jeden Fall scheint es geklappt zu haben«, sagte Holly.

Wunderly steckte den Löffel in ihre Schüssel mit Soja-Joghurt. »Dank Ihnen, Kris, vermag ich Manny nun mit allen

Daten zu versorgen, die er benötigt.«

Holly stülpte sich schier der Magen um. »Manny?«

»Er will im Sturzflug durch die Ringe«, erklärte Wunderly. »Doch ohne meine Hilfe wird er es nicht schaffen.«

»Ich habe Manny schon seit Wochen nicht mehr gesehen«, sagte Holly und schaute über den Tisch auf Cardenas. »Wie geht es ihm denn?«

»Blendend«, antwortete Wunderly.

Cardenas wirkte überrascht. »Wo Sie es sagen, ich habe ihn auch schon seit längerer Zeit nicht mehr gesehen – zuletzt beim abschließenden Test der Dekontaminations-Nanos.«

Wunderly ließ den Blick zwischen Holly und Cardenas hin und her schweifen. »Ich sehe ihn fast jeden Tag«, sagte sie. Etwas selbstgefällig, sagte Holly sich.

»Sehen Sie ihn auch nachts?«, fragte Cardenas und führte die Teetasse zum Mund.

»Sicher«, sagte Wunderly. »Manchmal.«

Überaus selbstgefällig, fand Holly.

»Er ist ziemlich gut, nicht wahr?«, sagte Cardenas.

Wunderly nickte erfreut.

Plötzlich wurde Holly heilhörig. »Kris, sind Sie mit Manny bis zum Äußersten gegangen?«, platzte sie heraus.

Cardenas wurde rot. Sie nickte hinter der Teetasse und sagte kleinlaut: »Ein paarmal. Aber Sie sagten doch, dass Sie nichts dagegen hätten. Erinnern Sie sich?«

»Ich *habe* auch nichts dagegen«, insistierte Holly. Der innere Aufruhr strafte sie jedoch Lügen.

Wunderlys Eulenaugen wurden noch größer als sonst. »Sie meinen, er hat mit Ihnen beiden geschlafen?« Cardenas stellte die Teetasse ab. »Zum Schlafen sind wir eigentlich kaum

gekommen.«

Holly brach in Gelächter aus, und der Schmerz im Innern verschwand. »Er ist wirklich ein Hengst.«

Wunderly schien aber verletzt. »Sie beide…«, flüsterte sie. Das war keine Frage mehr.

Cardenas beugte sich über den Tisch und berührte Wunderlys Hand. »Er ist eben ein Mann, Nadia. Es bedeutet ihm gar nichts. Nur Spaß an der Freud'. Entspannung.«

»Aber ich dachte…«

»Nicht denken, Kind. Einfach genießen. Er wird bald zur Erde zurückfliegen. Haben Sie Spaß, solange Sie können.«

»*Gather yc rosebuds*«, zitierte Holly und fragte sich zugleich, woher sie diese Liedzeile hatte.

Wunderly rang sich ein Lächeln ab und sagte: »Sie haben wohl Recht. Aber trotzdem…«

»Passen Sie nur auf, dass Sie nicht schwanger werden.«

»Das wird mir schon nicht passieren!«

»Er hat mit mir geschlafen, als er die Hilfe der Verwaltung brauchte«, sagte Holly nachdenklich. »Und er hat mit Ihnen geschlafen, Kris, als er herausfand, dass Sie ihm mit den Nanobots behilflich sein könnten.«

»Und nun schläft er mit mir«, stimmte Wunderly ein, »weil ich ihm bei den Ringen helfen kann.«

»Dieser Hundesohn«, sagte Cardenas. Aber sie grinste breit.

»Sie wissen, wie man eine Frau bezeichnet, die so etwas tut«, sagte Wunderly.

Holly wusste nicht, ob sie nun verärgert, belustigt oder peinlich berührt sein sollte.

»Es ist nur gut, dass er uns bald verlässt«, sagte Cardenas. »Sonst würde er noch umgebracht werden.«

»Geschähe ihm ganz recht, dem Mistkerl«, sagte Wunderly mit einem Anflug von Zorn.

»Das ist eben seine Masche«, sagte Cardenas.

»Nadia, wollen Sie sich weiterhin mit ihm einlassen?«, fragte Holly.

»Nie und nimmer! Jetzt nicht mehr.«

»Wieso denn nicht?«, fragte Cardenas. »Wenn Sie gern mit ihm zusammen sind, wieso nicht?«

»Aber er ist… es ist… es ist nicht *richtig*.«

»Lassen Sie sich von der Neuen Moralität doch nicht den Spaß verderben«, sagte Cardenas mit einem Kopfschütteln. »Es ist nicht schlimm, nur so zum Spaß Sex zu haben – solange man weiß, dass es nur Spaß ist und nicht mehr. Und dass man sich schützen muss.«

Aber wie schützt man sein Herz, fragte Holly sich. Wie kommt man damit zurecht, dass man sich einem Mann hingibt und der dann einfach verschwindet und die Nächste besteigt? Noch dazu eine Freundin, um Himmels willen.

Wunderly nickte leicht, aber sie wirkte genauso wenig überzeugt, wie Holly sich fühlte.

»Es ist nicht mehr so wie in den alten Zeiten«, fuhr Cardenas fort, »als man sich wegen Aids und anderen Geschlechtskrankheiten Sorgen machen musste.«

»Ich habe im Geschichtsunterricht von Aids gehört«, sagte Wunderly. »Das muss schrecklich gewesen sein.«

»Sie müssen nur aufpassen, dass Sie nicht schwanger werden.«

»Das werde ich nicht. Das geht doch auch gar nicht. Die Bestimmungen des Habitats lassen das überhaupt nicht zu.«

Cardenas grinste nicht mehr. »Ich erinnere mich noch an die

Zeit, bevor Sie beide auf der Welt waren, als religiöse Fundamentalisten gegen jegliche Abtreibung protestierten. Überhaupt gegen jede Art von Familienplanung.«

»Wirklich?«, fragte Holly erstaunt.

»Ja. Erst als sie ihre starre ›Recht-auf-Leben‹-Position aufgaben, erlangte die Neue Moralität echte politische Macht. Und als die Katholiken einen amerikanischen Papst bekamen, rückte sogar der Vatikan von seiner starren Haltung ab.«

Für eine Weile schwiegen die drei Frauen. In der Cafeteria wurde es lebendig. Es kamen immer mehr Leute herein. Sie stellten sich in angeregte Gespräche vertieft und mit klapperndem Geschirr an, nahmen ihr Frühstück ein und gingen dann zur Arbeit.

Wunderly schob den Stuhl zurück und stand auf. »Ich muss einen Fortschrittsbericht für Urbain erstellen.«

»Und Manny?«, fragte Cardenas.

Sie zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht. Er kann… sehr anziehend sein, wissen Sie.«

»Verführerisch«, sagte Cardenas.

»Charmant«, ergänzte Holly. »Wie eine Schlange.«

Wunderly schüttelte nur den Kopf und ging davon. Das halb verzehrte Frühstück ließ sie auf dem Tisch zurück.

»Was glauben Sie, wird sie tun?«, fragte Holly.

»Sie wird mit ihm ins Bett gehen, sich aber mies dabei fühlen«, sagte Cardenas mit einem leisen Lachen.

»Das ist echt brutal.«

»Ja.«

»Würden Sie noch einmal mit ihm ins Bett gehen?«

Cardenas schaute sie argwöhnisch an. »Würden Sie?«

Hollys Lippen kräuselten sich zu einem zerknirschten

Lächeln. »Nur, wenn er mich bitten würde.«

Sie beide lachten.

»Dieser Hundesohn glaubt wirklich, jede anbaggern und ungeschoren davonkommen zu können«, sagte Cardenas. »Wenn das nur gut geht.«

»Ich frage mich, ob sonst noch jemand ungeschoren davongekommen ist«, sagte Holly plötzlich ernst und mit leiser Stimme.

»Noch so ein Frauenheld, der sein Unwesen treibt?«

»Nein. Viel schlimmer.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen, Holly.«

»Don Diego geht mir nicht aus dem Kopf.«

»Sie sind immer noch an dieser Sache dran?«

»Die Ermittlungen haben nichts Ungewöhnliches ergeben.«

»Nur dass er ertrunken ist.«

»Aber wie ist er ertrunken?«, fragte Holly. »Wie ist es möglich, dass jemand in ein paar Zentimeter tiefes Wasser fällt und ertrinkt?«

»Er war schließlich schon alt«, sagte Cardenas.

»Aber er war bei guter Gesundheit. Man hat bei ihm keine Anzeichen für ein Herzversagen oder einen Schlaganfall gefunden.«

»Sie glauben, jemand habe ihn ins Wasser gestoßen und ertränkt?«

Holly ließ die Szene, die sie an jenem Tag gesehen hatte, in allen Details Revue passieren. »Ich weiß nicht. Vielleicht.«

»Aber wer? Und wieso?«

Holly zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Ich wünschte, ich wüsste es.«

Wahlkampfreden

Die politische Debatte fand im Freilichttheater des Habitats statt, einer großen Betonmuschel, die mit ihrer eleganten Wölbung die Schallwellen bündelte, die auf der Bühne erzeugt wurden und in die Sitzreihen abstrahlte, die im Gras aufgestellt waren.

Das ist eine recht große Menge, sagte Eberly sich, als er den Blick über die Zuhörer schweifen ließ. Es müssen mehr als tausend Leute sein, und noch viel mehr Video-Zuschauer.

Drei Meter zu seiner Linken saß Edouard Urbain auf der Bühne; er wirkte elegant, aber auch steif in seinem altmodischen taubengrauen Anzug und mit einem himmelblauen Stehkragenhemd. Neben ihm saß Timoschenko, der einen griesgrämigen Eindruck machte; er trug einen grauen Overall, um die Verbundenheit mit seinem Berufsstand zu demonstrieren. Eberly mutete er eher wie ein Hausmeister an. Eberly selbst trug ein anthrazitfarbenes Gewand und eine bequeme Hose in einem etwas helleren Grau – gemäß der Kleiderordnung, die er selbst erlassen hatte.

Wilmot stand in seinem obligatorischen Tweed-Jacket und der formlosen Hose am Podium und erläuterte die Regeln der Debatte.

»…jeder Kandidat beginnt mit einer fünfminütigen Zusammenfassung seiner Position. Dann gibt es noch einmal fünf Minuten für eine Gegenrede. Anschließend wird das Gremium sich den Fragen der Zuhörer stellen.«

Eberly musste ein Grinsen unterdrücken. Vyborg und Kananga hatten das Publikum nämlich mit ein paar Dutzend

Anhängern ›unterwandert‹. Die würden dann solche Fragen stellen, dass sie und Eberly sich die Bälle sozusagen gegenseitig zuspielten. Er hatte nicht die Absieht, Urbain oder Timoschenko länger als unbedingt nötig zu Wort kommen zu lassen.

»Ich möchte Ihnen nun Dr. Edouard Urbain vorstellen, den Leiter unserer Wissenschafts-Abteilung«, sagte Wilmot und las Urbains Lebenslauf vom Display auf dem Podium ab.

Gähnend langweilig, sagte Eberly sich. Wen interessiert es schon, welche akademischen Ehren er in Quebec erworben hat?

Dann erhob Urbain sich und ging von spärlichem Applaus begleitet zum Podium. Es sind nur ein paar Wissenschaftler im Publikum, sagte Eberly sich. Umso besser. Dann fiel ihm auf, das Urbain leicht hinkte. Seltsam, dass mir das nicht schon früher aufgefallen ist. Hat er sich das erst vor kurzem zugezogen oder hatte er immer schon leicht gehinkt? Eberly ließ den Blick übers Publikum schweifen und erkannte ein paar von seinen Leuten, einschließlich Holly und des Stuntmans Gaeta, die in der ersten Reihe saßen. Gut. Wie ich es angeordnet habe.

Urbain räusperte sich und sagte: »Wie Sie wissen, bin ich kein Politiker. Aber ich bin ein guter Administrator. Die Leitung von über einhundert höchst individualistischen Wissenschaftlern und ihrer Assistenten ist in etwa damit zu vergleichen, ein Rudel Katzen darauf zu dressieren, im Gleichschritt zu marschieren.«

Er hielt inne und wartete auf Gelächter. Aber nur vereinzeltes Gekicher wurde im Publikum laut.

Mit einem leicht pikierten Gesichtsausdruck fuhr Urbain

fort: »Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen zeige, wie ich die wissenschaftlichen Programme dieses Habitats leite. In dieser ersten Abbildung sehen wir…«

AVs! Eberly vermochte nur mit Mühe einen Jubelruf zu unterdrücken. Er zeigt audiovisuelle Darstellungen, als ob dies eine wissenschaftliche Konferenz wäre. Die Zuhörer werden dabei einschlafen!

Holly fühlte sich in Gaetas unmittelbarer Nähe unwohl, doch Eberly hatte ihr gesagt, dass sie den Stuntman zur Versammlung mitbringen solle, und diese Anweisung hatte sie auch befolgt.

Gaeta hatte sein charmantestes Lächeln aufgesetzt, als Holly ihn anrief. »Ich soll mit dir zur Versammlung gehen? Ich mache mir aber nicht viel daraus, Reden zuzuhören.«

»Dr. Eberly hat aber ausdrücklich um deine Anwesenheit ersucht«, hatte Holly in der Sicherheit ihres Büros zu seinem Bild gesagt. »Du würdest ihm damit einen Gefallen tun.«

»Eberly, hä?« Gaeta ließ sich das für einen Moment durch den Kopf gehen. »In Ordnung, wieso nicht? Dann können wir anschließend zusammen zu Abend essen. Okay?«

Obwohl Holly inzwischen wusste, was Gaeta für ein Schürzenjäger war, wollte sie zustimmen. Dennoch sagte sie: »Ich bin sicher, dass Dr. Eberly gern mit dir zu Abend essen würde.«

»Nein, ich dachte dabei eher an dich, Holly.«

»Ich glaube aber nicht, dass ich Zeit haben werde.«

»Wieso nicht?«

Weil du mit jeder Erau vögelst, von der du Hilfe erwartest, hätte sie am liebsten gesagt. Weil du mich nur als ein

Betthäschen betrachtest und weil du ein unsensibler Macho bist. Weil ich will, dass du etwas für mich empfindest und es dir nur darum geht, mich flach zu legen.

Doch dann hörte sie sich sagen: »Ja, vielleicht. Wir werden sehen.«

Von seinem Platz auf der Bühne aus sah Eberly Urbains audiovisuelle Bilder, die überm Rednerpodium in der Luft hingen, in einer bizarren perspektivischen Verkürzung. Urbain erläuterte sie in einem drögen, leidenschaftslosen Monolog.

Ein Organigramm. Dann ein paar flüchtige Teleskop-Abbildungen vom Titan, die eine verschwommen orangefarbene Sphäre zeigten. Urbain erläuterte mit einem Laserpointer Details, die Eberly nicht im Geringsten interessierten. Und den Rest des Publikums wohl auch nicht, sagte Eberly sich.

»Und nun das letzte Hologramm«, sagte Urbain. Eberly wollte ihm schon erleichtert Beifall spenden.

Was da in drei Dimensionen über der Bühne erschien, sah aus wie ein silbergrauer Panzer.

»Dies ist *Alpha*«, sagte Urbain, wobei Stolz in seiner Stimme mitschwang. »Es wird auf der Oberfläche des Titan landen und eine gründliche Untersuchung dieser Welt vornehmen, die in Echtzeit von meinem wissenschaftlichen Team und meinem technischen Stab kontrolliert wird.«

Der Panzer setzte sich auf seinen Ketten in Bewegung und rollte umher; dabei fuhr er mechanische Arme aus, die in Zangen und schaufelartigen Auswüchsen endete. Urbain trat an die Seite des Podiums und betrachtete die Maschine. Dabei wirkte er wie ein stolzer Vater, der liebevoll die ersten

Gehversuche seines Kindes verfolgt.

Wilmot, der in der ersten Reihe gesessen hatte, erklomm die Stufen zur Bühne und trat ans Podium.

»Eine sehr beeindruckende Vorführung, Dr. Urbain, aber Ihre fünf Minuten sind leider um«, sagte er mit einer Stimme, die durchs am Revers angebrachte Mikrofon so verstärkt wurde, dass jeder ihn hörte.

Ein enttäuschter Ausdruck erschien in Urbains Gesicht, doch er schaltete sofort den handflächengroßen Projektor aus und wandte sich mit einem Lächeln ans Publikum.

»Ich danke Ihnen für Ihre Geduld«, sagte er, wandte sich ab und nahm wieder seinen Platz zu Eberlys Linken ein. Niemand spendete ihm Beifall.

»Und hier ist Mr. Ilja Timoschenko vom Konstruktions-Büro«, sagte Wilmot am Podium. »Mr. Timoschenko wurde in Orel in Russland geboren und hat einen Hochschulabschluss als Elektroingenieur…«

Eberly blendete Wilmots Kommentare aus und beobachtete die Menge. Es waren viele Männer und Frauen darunter, die mit grauen Overalls bekleidet waren. Mein Gott, sagte er sich, das sieht aus wie eine Uniform. Und fast die Hälfte der Anwesenden trägt graue Overalls!

Timoschenko trottete zum Podium, bedankte sich mit einem Nicken bei Wilmot und richtete den Blick auf die Zuhörer. Er versuchte zu lächeln, doch bei seinem griesgrämigen Gesicht geriet es eher zu einer Grimasse.

»Ich werde keine fünf Minuten brauchen«, sagte er mit rauer, heiserer Stimme. »Meine Botschaft ist ganz einfach. Dr. Urbain sagt, dass Sie für ihn stimmen sollten, weil er Wissenschaftler sei. Und Dr. Eberly wird Ihnen sagen, dass Sie für ihn stimmen

sollten, weil er *kein* Wissenschaftler sei.«

Ein paar Leute lachten.

»Ich bitte Sie nun, für mich zu stimmen, weil ich ein einfacher Werktätiger bin wie die meisten von Ihnen. Ich bin kein Abteilungsleiter. Ich bin überhaupt kein Chef. Aber ich weiß, wie man Menschen dazu bringt, dass sie zusammenarbeiten, und ich bin einer von Ihnen. Ich werde Ihre Interessen vertreten, weil ich einer von Ihnen bin. Denken Sie daran, wenn Sie Ihre Stimme abgeben. Vielen Dank.«

Er wandte sich ab und ging an seinen Platz zurück. Kein Applaus. Das Publikum war zu überrascht von der Prägnanz seines Vortrags.

Wilmot schien im ersten Moment konsterniert, doch dann erhob er sich und ging zielstrebig zum Podium.

»Danke, Mr. Timoschenko«, sagte Wilmot und schaute über die Schulter zu dem Ingenieur. Dann drehte er sich wieder zum Publikum und sagte: »Ich finde, dass Mr. Timoschenko einen kräftigen Applaus verdient hat – wenn schon aus keinem anderen Grund, dann wenigstens der Kürze seiner Ansprache wegen.«

Wilmot klatschte in die fleischigen Hände, und die Menge schloss sich ihm an. Eberly fand jedoch, dass der Applaus mechanisch war, und er hielt auch nicht lange an.

»Unser letzter Kandidat«, sagte Wilmot, »ist Dr. Malcolm Eberly, Leiter der Abteilung Human Resources und federführend bei der Ausarbeitung der neuen Verfassung, über die wir am Wahltag abstimmen werden.«

Ohne eine weitere Erläuterung drehte er sich halb zu Eberly um und sagte nur: »Dr. Eberly.«

Ein paar Dutzend Leute, die im Publikum verteilt waren,

erhoben sich und applaudierten vernehmlich, als Eberly aufstand und aufs Podium trat. Andere schauten sich um, erhoben sich ebenfalls langsam, beinahe zögerlich von den Plätzen und klatschten. Als Eberly die Seiten des Podiums packte, hatte sich bereits die Hälfte des Publikums erhoben und applaudierte ihm. Schafe, sagte Eberly sich. Die meisten Menschen sind im Grunde dumme Schafe. Sogar Wilmot war aufgestanden und klatschte der Höflichkeit halber mit.

Eberly gebot mit einer Geste Ruhe, und alle setzen sich wieder hin.

»Ich sollte wohl darauf hinweisen, dass ich auch kein Politiker bin«, hob er an. »Zumindest war ich keiner, bis ich in dieses Habitat gekommen bin.

Wenn es jedoch etwas gibt, das ich während unserer monatelangen gemeinsamen Reise gelernt habe, dann ist es dies: Unsere Gesellschaft darf nicht in Klassen gespalten werden. Wir müssen vereint sein. Sonst werden wir im Chaos versinken.«

Eberly drehte sich leicht um und warf einen Blick auf Urbain. Dann wandte er sich wieder seinen Zuhörern zu und fragte: »Wollt ihr denn in Wissenschaftler und Nicht-Wissenschaftler unterteilt werden? Wollt ihr, dass eine kleine, selbstverliebte Elite eure Regierung stellt? Woher leiten diese Wissenschaftler ihren Führungsanspruch überhaupt ab? Wieso solltet Ihr von einer elitären Gruppe Befehle entgegennehmen, die ihre eigenen Ziele und Bedürfnisse über die euren stellt?«

Das Publikum geriet in Wallung.

»Haben die Wissenschaftler etwa bei der Ausarbeitung der Verfassung mitgeholfen, über die ihr abstimmen werdet?«, fragte Eberly mit leicht erhobener Stimme. »Nein. Es war kein

einziger Wissenschaftler in der Verfassungsgebenden Versammlung anwesend. Sie waren nämlich viel zu sehr mit ihren Experimenten und Beobachtungen beschäftigt, um sich mit unseren Lebensumständen zu befassen.«

»Aber wir wurden doch gar nicht gefragt…«, wandte Urbain ein.

Wilmot drehte Urbain das Mikrofon ab. »Gegenrede erst nach Darlegung der Position«, sagte er bestimmt.

Urbain lief rot an.

Eberly unterdrückte ein zufriedenes Grinsen und sagte: »Die neue Regierung wird einen repräsentativen Querschnitt unserer Bevölkerung darstellen. Nicht nur Wissenschaftler. Nicht nur Ingenieure und Techniker. Wir brauchen auch die Fabrikarbeiter und Farmer, die Büroangestellten und Wartungstechniker, Fleischer und Bäcker und andere Handwerker. Jedermann soll daher die Möglichkeit haben, in der neuen Regierung mitzuarbeiten. Jedermann sollte an der Ausübung von Autorität und der Verantwortung der Macht beteiligt werden. Nicht nur eine kleine Gruppe von Spezialisten. Alle miteinander.«

Die Leute standen auf, brüllten ihre Zustimmung heraus und applaudierten begeistert. Eberly lächelte ihnen herzlich zu.

Wilmot erhob sich und versuchte sie mit einer Geste zur Ruhe zu bringen. »Ihr Beifall beschneidet Dr. Eberlys Redezeit«, schrie er über das Klatschen.

Der Applaus ebbte ab, und die Leute setzen sich wieder.

Eberly senkte für einen Moment den Kopf und wartete darauf, dass sie sich wieder voll auf ihn konzentrierten. Dann fuhr er fort.

»Ich will Ihnen sagen, was wir noch in unserer neuen

Regierung brauchen. Eine Person an ihrer Spitze, die weiß, dass wir vereint sein müssen und dass wir niemals zulassen dürfen, dass eine elitäre Gruppe Macht über den Rest von uns erlangt. Wir brauchen einen Führer, der die Menschen versteht, einen Führer, der unermüdlich fürs Gemeinwohl arbeitet und nicht nur für die Wissenschaftler.«

»Verdammt richtig!«, ertönte eine Stimme im Publikum.

»Wollt ihr euch etwa von einer elitären Gruppe von Spezialisten ihren Willen aufzwingen lassen?«, fragte Eberly.

»Nein!«, antworteten mehrere Stimmen.

»Wollt ihr eine Regierung, die für alle da ist?«

»Ja!«

»Wollt ihr einen Führer, der die Wissenschaftler kontrolliert und für *euer* Wohl arbeitet?«

»Ja! Ja!«, riefen sie. Und Eberly sah, dass seine eigenen Leute nur ein kleiner Teil derjenigen waren, die aufstanden und ihm applaudierten.

Er ließ sie jubeln und pfeifen, bis Wilmot ans Podium trat und verkündete, dass seine fünf Minuten um seien.

Eberly ging zufrieden an seinen Platz zurück und stellte erfreut fest, dass Urbain verdrießlich, fast ärgerlich wirkte und Timoschenkos Miene noch griesgrämiger war als sonst.

Frage und Antwort

Urbain verteidigte mühsam seine Position und betonte die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Mission des Habitats, wobei er zugleich bestritt, dass er die Bedürfnisse der Wissenschaftler über die der anderen zu stellen gedachte. Je

mehr er das jedoch dementierte, sagte Eberly sich, desto stärker wurde die Tatsache im Bewusstsein des Publikums verankert, dass er die Wissenschaftler als eine höhere Kaste betrachtete.

Timoschenko ging damit hausieren, dass er ein einfacher und gewöhnlicher Werktätiger sei, der die Bedürfnisse des gemeinen Volks kannte. Eberly stellte zufrieden fest, dass keiner der beiden anderen Kandidaten ihn angriff.

Als Eberly schließlich an der Reihe war, seine Position zu verteidigen, ging er langsam zum Podium und sagte:

»Wir haben eine Wahl, die mich an die drei Bären in der Geschichte von Goldlöckchen erinnert. Der eine Kandidat hat zu wenig Verwaltungserfahrung. Er erzählt euch, dass er ein ganz gewöhnlicher Mensch sei. Das ist wohl wahr, doch als Führer dieser großartigen Gesellschaft, die wir zu errichten trachten, brauchen wir jemanden, der eben nicht gewöhnlich ist; wir brauchen jemanden mit Erfahrung, Mut und überragenden Fähigkeiten.«

Er hielt für einen Moment inne und sagte dann: »Der andere Kandidat hat wiederum zu viel Verwaltungserfahrung. Er ist schon so lang mit der Aufsicht von Wissenschaftlern beschäftigt, dass er jedes Gespür für die Bedürfnisse der normalen Menschen verloren hat. Grafiken, Gleichungen und technische Gimmicks, mit denen wir die Oberfläche von Titan erkunden wollen, haben nun einmal nichts mit unseren Bedürfnissen und unserer Zukunft in diesem Habitat zu tun.«

Das trug ihm eine Runde Beifall ein. Eberly stand mit leicht gesenktem Kopf am Podium und sog die Verehrung förmlich ein.

Schließlich erhob Wilmot sich und sagte: »Nun wollen wir

den hier Anwesenden und Fernsehzuschauern die Gelegenheit geben, Fragen zu stellen.«

Eberly richtete die Aufmerksamkeit auf den Professor.

Wilmot hat ihm nicht gesagt, dass die Leute auch die Möglichkeit haben würden, ihre Fragen von zu Hause aus zu stellen, und Vyborg hatte ihn nicht einmal auf diese Möglichkeit hingewiesen. Wir haben nicht jedem Einwohner eine vorbereitete Fragenliste vorgelegt, sagte er sich. Die Menge ist präpariert, aber nicht die Zuschauer zu Hause.

»Was er sagt, ergibt durchaus Sinn«, sagte Gaeta zu Holly, als sie wieder Platz nahmen. »Ich meine, Urbain ist strikt dagegen, mich auf Titan landen zu lassen, obwohl Kris ihm bewiesen hat, dass sie meinen Anzug mit Nanobots zu reinigen vermag.«

Holly nickte und sagte: »Wieso stellst du ihm dann keine diesbezügliche Frage?«

Gaeta schaute sie an und nickte. »Das ist eine gute Idee!«

Die Fragen wurden allesamt an Eberly gerichtet. Die Leute, die Vyborg in der Menge platziert hatte, dominierten das Frage- und Antwortspiel, und selbst diejenigen, die nicht präpariert waren, richteten ihre Fragen an Eberly und nicht an Urbain oder Timoschenko. Eberly stand am Podium und ignorierte seine ein paar Meter entfernt sitzenden Opponenten. Wilmot standen neben ihm und wählte aus den Leuten, die im Publikum die Hand hoben und den Anrufen, die auf seinem Palmtop eingingen, die Fragesteller aus.

Die Fragen waren alle so vorhersehbar, sagte Eberly sich mit einiger Erleichterung. Selbst die Leute, die von zu Hause aus

anriefen, stellten die immergleichen dummen Fragen, die er im Schlaf zu beantworten vermochte.

»Ja, ich werde alle Anträge für Babies berücksichtigen. Ich glaube, dass wir ein maßvolles Bevölkerungswachstum zulassen können.«

»Nein, ich werde keiner religiösen Gruppe erlauben, die Regierung zu kontrollieren.« Er sah, dass bei dieser Antwort bei Morgenthau ein Wangenmuskel zuckte, doch war dies die verabredete Antwort. »Wir müssen erst durch Wahlen an die Macht kommen«, hatte er ihr immer wieder gesagt, »bevor wir auch nur andeutungsweise unsere wahren Pläne offenbaren dürfen.«

»Natürlich werde ich mich persönlich um die Bedürfnisse der Farmer kümmern«, sagte er zu einem Anrufer, der sich weigerte, seine Identität preisgegeben. »Ohne die Farmen würden wir schließlich verhungern.«

Er sah, dass Manuel Gaeta, der Stuntman, sich erhob und fragte: »Werden Sie mir gestatten, auf der Oberfläche von Titan zu landen?«

Jedermann kannte Gaeta – sein verwittertes Gesicht war inzwischen zum Markenzeichen geworden. Die Aufmerksamkeit aller Theaterbesucher richte sich auf ihn.

Eberly musste lächeln. »Wenn Sie die Wissenschaftler davon überzeugen können, dass Sie die Lebensformen auf Titan nicht kontaminieren, sehe ich keinen Grund, Sie an Ihrer Mission zu hindern.«

Wilmot drehte sich um und bedeutete Urbain, aufs Podium zu kommen. »Dr. Urbain, welche Meinung vertreten Sie denn in dieser Sache?«

Urbain strich sich mit einer Hand das Haar zurück und

sagte, ohne zu zögern: »Die Gefahr einer Kontaminierung der mikrobiellen Organismen auf dem Titan ist viel zu groß, um in absehbarer Zeit eine menschliche Erkundung dieser Welt zu erlauben. Zumal wir in dieser Angelegenheit ohnehin keine Wahl haben. Die IAA hat jede menschliche Intervention auf der Titanoberfläche untersagt.«

»Aber Dr. Cardenas hat Ihnen doch gezeigt, dass sie in der Lage ist, meinen Anzug zu reinigen.«

Wilmot wandte sich ans Publikum: »Mr. Gaeta meint damit die Arbeit von Dr. Kristin Cardenas. Sie hat Nanomaschinen entwickelt, die vielleicht in Lage sind, Mr. Gaetas Raumanzug zu dekontaminieren.«

»Die Dekontamination scheint ausreichend zu sein«, konzedierte Urbain, »aber der Schein trügt gelegentlich. Außerdem sollten wir nicht das Risiko eingehen, dass Nanomaschinen die Ökologie des Titan infizieren.«

Eberly schob Urbain mit sanfter Gewalt vom Podium weg und ließ den Blick übers Meer der Gesichter schweifen, die zu ihm aufschauten. »Dies ist ein gutes Beispiel dafür, weshalb wir es den Wissenschaftlern nicht erlauben dürfen, die Regierung zu kontrollieren. Wieso sollte man es diesem Mann verwehren, zu seinem Abenteuer aufzubrechen, wenn es doch erwiesen ist, dass er den Mikroben dort unten keinen Schaden zufügt?«

»Das ist überhaupt nicht erwiesen!«

»Dr. Cardenas sagt es aber«, widersprach Eberly.

»Aber nicht zu meiner Zufriedenheit«, sagte Urbain schroff.

»*Ihre* Zufriedenheit!«, rief Eberly. »In anderen Worten, Sie treffen die Entscheidung, und alle anderen haben sie gefälligst zu befolgen – sogar eine Nobelpreisträgerin wie Dr.

Cardenas.«

»Dies ist eine Entscheidung, die ich zu treffen habe«, insistierte Urbain.

»Haben Sie denn nicht gesagt, dass der Internationale Astronauten-Verband die Entscheidung schon getroffen hätte?«

»Ja, das stimmt natürlich«, stammelte Urbain, »aber ich könnte diese Entscheidung umstoßen, wenn es nötig wäre. Schließlich bin ich hier der wissenschaftliche Leiter.«

»Sie wollen ein Diktator sein!«, rief Eberly mit gespieltem Entsetzen.

Wilmot ging dazwischen. »Warten Sie einen Moment. Es gibt da noch eine andere Frage. Was ist mit den Gefahren der Nanotechnik?«

»Nanotechnik ist ein Werkzeug«, sagte Urbain. »Ein Werkzeug, mit dem man sehr sorgfältig umgehen muss – aber trotzdem nicht mehr als ein Werkzeug.«

Das überraschte Eberly. »Ja, da stimme ich Ihnen zu.« Mehr fiel ihm dazu nicht ein.

Timoschenko stand von seinem Stuhl auf. »Warten Sie. Die Nanotechnik ist gefährlich. Die Nanobots könnten außer Kontrolle geraten…«

»Bullshit!«, schrie jemand im Publikum. Kris Cardenas sprang auf; sie war kreidebleich vor Zorn. »Nennen Sie mir auch nur ein Beispiel, wo Nanomaschinen außer Kontrolle geraten wären. In Selene und den anderen Mondsiedlungen werden schon seit Jahrzehnten Nanobots eingesetzt, ohne dass es Probleme gegeben hätte. Es hat sich kein einziger Zwischenfall ereignet.«

Timoschenko schaute sie grimmig an. »Als die Mondbasis

noch nicht Selene hieß, haben Nanobots aber ein paar Leute getötet.«

»Das war vorsätzlicher Mord. Da könnten Sie genauso gut alle Hämmer verbieten, weil sie in der Vergangenheit dazu benutzt wurden, Menschen den Schädel einzuschlagen.«

Wilmot breitete in einer beschwichtigenden Geste die Hände aus. »Niemand will die Nanotechnik verbieten«, sagte er. »Dr. Cardenas ist die im ganzen Sonnensystem anerkannte Expertin auf diesem Gebiet, und wir haben uns mit dem Einsatz von Nanomaschinen einverstanden erklärt – unter Einhaltung strengster Sicherheitsvorschriften.«

Bevor einer der beiden anderen Kandidaten etwas zu sagen vermochte, schaltete Eberly sich ein. »Die Nanotechnik kann sehr nützlich für uns sein, und ich habe volles Vertrauen in Dr. Cardenas' Fähigkeit, Nanomaschinen sicher zu entwickeln.«

»Ich auch«, sagte Urbain.

Alle wandten sich Timoschenko zu. Er verzog das Gesicht und sagte dann: »Bei allem Respekt für die allseits bewunderte Dr. Cardenas glaube ich, dass Nanomaschinen in einer geschlossenen Umgebung wie der unseren eine große Gefahr darstellen. Sie sollten geächtet werden.«

Eberly nutzte die Gunst des Augenblicks. »Die meisten von uns sind wegen der Gesetze und Vorschriften, die uns in unserem früheren Leben gängelten, in diesem Habitat«, sagte er. »Die meisten von uns sind gut ausgebildet, haben ein großes Wissen und sind aufgeschlossen für neue Ideen und Entwicklungen. Wir haben alle unter Regierungen gelitten, die unsere Freiheit beeinträchtigten.«

Er sah, dass ein paar Leute zustimmend nickten.

»Nun gut«, wandte er sich ans Publikum, »wer von euch

würde es befürworten, die Nanotechnik zu ächten?«

Die Leute zögerten und sahen sich an. Ein paar Hände gingen hoch. Aber nur wenige. Kris Cardenas schaute sich um, lächelte und setzte sich wieder.

Eberly nickte zufrieden. »Da haben Sie's«, sagte er an Timoschenko gewandt. »Vox populi, vox dei.«

20 Tage bis zur Ankunft

Holly erkannte, dass es keinen Sinn hatte, nach dem Ende der Debatte das Gespräch mit Malcolm so suchen. Er wurde sofort von Verehrern umschwärmt, einschließlich Morgenthau und diesem dunklen kleinen Mann, Vyborg.

Kris Cardenas bahnte sich mit einem breiten Grinsen im Gesicht einen Weg durch die sich auflösende Menge. »Ich glaube, dass wir Sie vielleicht doch noch auf den Titan runterbringen können«, sagte sie zu Gaeta.

Er erwiderte ihr Grinsen. »Vielleicht. Falls Eberly die Wahl gewinnt.«

Holly fühlte sich plötzlich wie das fünfte Rad am Wagen, als sie zwischen Kris und Manny stand. Die Menge löste sich auf, und die Leute gingen in kleinen Gruppen aus drei oder vier Personen nach Hause oder in eins der Restaurants.

Eberly kam von einem Schwarm Gratulanten und Günstlingen begleitet die Bühne herunter. Als er an Holly vorbeiging, nickte er ihr lächelnd zu, lud sie aber nicht ein, sich der Gruppe anzuschließen.

»Komm schon, Holly, wir begleiten dich nach Hause«, sagte Gaeta, bevor sie sich wegen Eberlys Missachtung zu grämen

vermochte.

Holly schaute Cardenas überrascht an. Die wölbte eine Braue, als ob sie Holly daran erinnern wollte, was sie über das Lotterleben des Stuntmans erfahren hatte.

Holly erwiderte das Nicken, und dann gingen die drei durchs Gras und den Pfad am Seeufer entlang auf Athen zu.

»Ich habe Nadia gar nicht gesehen«, sagte Cardenas, während sie die Steigung zum Apartmentgebäude erklommen.

»Sie ist vielleicht bei der Arbeit«, sagte Gaeta. »Urbain hat ihr nun doch Zeit am Teleskop gegeben; seitdem ist sie ständig oben im Observatorium.«

»Ich dachte, sie würde mit dir kommen«, sagte Holly.

»Mit mir?« Sein Erstaunen war echt.

Holly ließ es dabei bewenden. Sie erreichten Cardenas' Haus und verabschiedeten sich von ihr; dann ging Gaeta mit Holly zum Nebengebäude, wo ihr Apartment war.

»Du triffst dich in letzter Zeit oft mit Nadia, nicht wahr?«, fragte sie.

Gaeta nickte. »Falls dieser Titan-Stunt in die Hose geht, muss ich etwas tun, um die Investoren bei Laune zu halten. Sie ist mir dabei behilflich, den Sturzflug durch die Ringe zu planen.«

»Sicher.«

Schließlich dämmerte das Licht der Erkenntnis auf Gaetas Gesicht. »Oh«, sagte er. »Sie hat es dir gesagt, nicht wahr?«

»Ja, sie ist darauf zu sprechen gekommen«, erwiderte Holly kühl.

Sie erreichten den Eingang des Apartmentgebäudes. Als Gaeta dort stehen blieb, wechselte die Beleuchtung des

Habitats gerade vom Abend- in den Nacht-Modus. Sein Gesicht wurde in Schatten getaucht, aber Holiy entging sein Unbehagen nicht.

»Okay«, gestand er, »es ist passiert.«

»Und zwar mehr als einmal.«

Er grinste verlegen. »Mein Gott, du hörst dich an wie ein Priester, der einem die Beichte abnimmt: ›Wie oft hast du gesündigt?‹«

»Das ist nicht lustig, Manny.«

»Du hast unser Zusammensein doch auch nicht ernst genommen, oder?«

»Nein, allzu ernst habe ich es wohl nicht genommen«, sagte sie nach kurzer Überlegung – obwohl das nicht ganz stimmte.

»Ich meine, ich weiß, dass ich auf dich aufpassen sollte, aber… es ist nun einmal passiert.«

»Dir passiert wohl so einiges.«

»Dir scheint es damals aber gefallen zu haben«, sagte er leise.

Holly wurde sich erst jetzt bewusst, was er gerade gesagt hatte. »Was meinst du damit, du solltest auf mich aufpassen?«

Er holte tief Luft. »Das ist der eigentliche Grund, weshalb ich hier bin, Holly. Deine Schwester wollte, dass ich ein Auge auf dich habe.«

Ihre Kinnlade klappte herunter. »Pancho? Panch hat dich *angeheuert?*«

Gaeta trat von einem Fuß auf den andern wie ein kleiner Junge, der bei einer Missetat ertappt worden war und sagte: »Ganz so einfach ist es nicht, Holly. Angeheuert hat sie mich in diesem Sinn nicht.«

»Sie glaubte, ich brauchte einen Leibwächter«, sagte Holly grummelnd. »Meine große Schwester hat mir nicht zugetraut,

dass ich allein zurechtkomme.«

»Ich musste irgendwie die Finanzierung für den Titan-Stunt klar machen«, versuchte er ihr zu erklären, »und dann hat dieser Typ von der Astro Corporation mir ein Angebot gemacht.«

Plötzlich brandete die Absurdität der ganzen Sache wie eine Welle eiskalten Wassers gegen Holly an. Sie brach in Gelächter aus.

»Was ist denn so lustig?«, fragte Gaeta perplex.

»Du bist lustig. Und meine große Schwester. Sie hat dich angeheuert, um mich zu beschützen, und du gehst mit mir ins Bett. Mein Leibwächter. Wenn sie das herausfindet, wird sie das Bedürfnis haben, dich zu kastrieren.«

»Sie wollte, dass ich dich von Eberly fern halte, und das habe ich auch getan.«

Hollys Lachen erstarb wie ein Licht, das ausgeknipst wurde. »Pancho hat dich angeheuert – *um mich von Malcolm fern zu halten?*«

Er nickte verlegen.

»Und deshalb bist du mit mir ins Bett gegangen?«

»Nein! Das war nicht geplant. Du… ich… es ist einfach…«

»Einfach so passiert. Ich weiß schon.«

»Ich wollte dich doch nicht verletzen.«

»Den Teufel wolltest du«, sagte Holly schroff. »Und dann machst du dich davon und vögelst Kris und dann Nadia. Du kannst von Glück sagen, wenn du noch lange genug lebst, um den Titan zu erreichen.«

»O Gott. Weiß Kris über alles Bescheid?«

»Kris? Sicher weiß sie es. Nadia auch.«

»Dann bin ich also bei ihr diskreditiert, was?«

»Bei Nadia?«

»Bei Kris.«

»Wieso fragt du sie nicht selbst?«

Im Zwielicht war es schwer, den Ausdruck in Gaetas Gesicht zu erkennen, aber der Tonfall seiner Stimme war deutlich genug: »Weil ich… *mierda!* Ich habe Kris wirklich gern.«

»Mehr als Nadia?«

»Mehr als sonst jemanden. Ich habe wohl ihre Gefühle verletzt, nicht wahr? Nun wird sie mich sicher hassen.«

Holly vermochte der Gelegenheit nicht zu widerstehen. »Ich glaube nicht, dass sie dich hasst. Sie wird aber sicher ein paar Nanobots konstruieren, die mit Vorliebe Hoden verspeisen, doch sonst glaube ich nicht, dass sie böse auf dich ist.«

»Ich kann es ihr nicht einmal verdenken«, nuschelte Gaeta. Dann wandte er sich ab und ging mit hängendem Kopf zu seiner Unterkunft. Holly hatte fast Mitleid mit ihm. Aber nur fast.

Jeder versucht, mich von Malcolm fern zu halten, sagte Holly sich, als sie sich zum Schlafengehen auszog. Pancho, Manny, Morgenthau – alle wollen sie verhindern, dass Malcolm und ich zusammenkommen.

Als sie sich ins Bett legte und das Licht ausschaltete, fragte sie sich, ob sie Malcolm noch immer so liebte wie an jenem Tag, als sie an Bord des Habitats gekommen war. Er ist so distanziert und nimmt keine Notiz mehr von mir. Er scheint fast vergessen zu haben, dass es mich überhaupt gibt. Andererseits hat er auch so viel zu tun. Dieser Politikkram nimmt seine ganze Zeit in Anspruch. Als wir uns zum ersten Mal begegneten und die Reise in diesem Habitat antraten, war es noch ganz anders. Damals konnte ich ihn immer sehen, und

er hatte mich auch gern – ich weiß, dass er mich gern hatte.

Aber wie kann er mich jetzt noch gern haben oder auch nur an mich denken, wenn er mich nie sieht? Er ist immer von Morgenthau und dieser Schlange Vyborg umgeben. Und von diesem schrecklichen Kananga.

Wie soll ich an ihnen vorbeikommen? Wie schaffe ich es, mit Malcolm allein zu sein, auch wenn es nur für ein paar Minuten wäre?

Ihre Gedanken schweiften zu ihrer Schwester ab. Sie hat Manny *angeheuert.* Sie zahlt ihm Geld dafür, mich von Malcolm fern zu halten. Er hat es für Geld mit mir getrieben, dieser dreckige… Holly suchte nach der männlichen Entsprechung für das Wort ›Hure‹.

Sie lag im Bett und starrte in die Dunkelheit. Pancho will mich also von Malcolm fern halten, sagte sie sich. Aber ich werde es dir schon zeigen. Ich werde zu Malcolm durchkommen. Ich werde am Nilpferd und der Schlange und sogar an Kananga, dem Panther, vorbeikommen.

Und plötzlich ging ihr ein helles Licht auf, und sie wusste, wie sie das bewerkstelligen würde.

Mitternacht – erster Akt

Holly stieg aus dem Bett und kleidete sich schnell an. Sie musste keinen Routenplaner befragen, um zu wissen, wo Eberlys Quartier war; sie hatte die komplette Landkarte des Habitats gespeichert, jeden Quadratzentimeter, jedes Apartment und Labor, jede Werkstatt und Luftschleuse und sogar das Labyrinth der unter der Oberfläche verlaufenden

Tunnel und Schächte.

Trotzdem zögerte sie, bevor sie das Apartment verließ. Die Uhr zeigte drei Minuten vor Mitternacht an, aber sie sagte sich, dass sich wahrscheinlich noch immer eine Menge von Verehrern und Gratulanten in Eberlys Unterkunft versammelt hatten. Warte besser noch etwas. Warte, bis alle gegangen sind.

Also ging sie erst einmal in ihr Büro und legte die Überwachungs-Kamera auf ihren Computer, die Eberlys Haus kontrollierte. Tatsächlich herrschte dort noch Hochbetrieb. Sein Apartment muss gerammelt voll sein, sagte Holly sich.

Schläfrig verfolgte sie, wie die Menge sich langsam zerstreute. Dann schlief sie ein und schreckte irgendwann aus dem Schlaf. Die Digitaluhr zeigte 2:34 Uhr an. Das Apartmentgebäude lag nun dunkel und still. Er schläft wahrscheinlich schon, sagte Holly sich. Für eine Weile war sie unschlüssig, ob sie ihn aufwecken sollte. Er arbeitet so hart, sagte sie sich; er braucht seinen Schlaf.

Andererseits wirst du ihn so nie allein sprechen, sagte Holly sich. Sie wies das Telefon an, Eberly anzurufen.

›Sie sind mit dem Quartier von Dr. Malcolm Eberly verbunden‹, sagte der Anrufbeantworter. ›Hinterlassen Sie bitte ihren Namen; Dr. Eberly wird Sie dann zurückrufen.‹

So wird das nichts, sagte Holly sich. Sie erhob sich vom Bürostuhl und machte sich auf den Weg zu seinem Apartment.

Der Haupteingang des Gebäudes war mit einem Sicherheitsschloss versehen, das aber kein Hindernis für Holly darstellte. Sie hatte schon vor langer Zeit alle möglichen Kombinationen gespeichert und tippte die Zahlen nun ein. Die

Tür ging auf. Als sie die Treppe hinaufging, schoss ihr plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Vielleicht ist er gar nicht allein! Vielleicht ist jemand bei ihm.

Ich sollte mir einfach Klarheit verschaffen, sagte sich Holly mit einem Kopfschütteln. Sie ging den Flur entlang, der nur vom Glühen der fluoreszierenden Namensschilder an den Türen erleuchtet wurde. Eberlys Apartment war am Ende des Korridors gelegen.

Sie atmete durch und klopfte an die Tür. Keine Reaktion. Holly schlug mit der flachen Hand dagegen; sie befürchtete zwar, dass das Geräusch die Nachbarn wecken würde, aber sie war entschlossen, Eberly aufzusuchen.

Sie hörte hinter der Tür jemanden husten. Dann ertönte Eberlys gedämpfte Stimme: »Wer da?«

»Holly«, sagte sie und stellte sich direkt vor den Türspion.

Eberly schob die Tür zurück. Er hatte sich in einen dunklen Morgenmantel gekleidet, und das Haar war leicht zerzaust.

»Es gibt auch eine Klingel«, sagte er ungehalten.

»Ich muss Sie sprechen«, sagte sie. »Es ist dringend.«

Als ob er sich wieder seiner Umgangsformen entsinnen würde, bedeutete Eberly ihr, ins Wohnzimmer zu gehen. Mit einem Fingerschnippen schaltete er die indirekte Deckenbeleuchtung an. Nun sah Holly, dass der Morgenmantel kastanienfarben war. Und er selbst war barfuß.

»Was gibt's, Holly? Was ist denn los?«

»Es tut mir Leid, Sie um diese Zeit zu stören, Malcolm, aber ich komme sonst nicht an Morgenthau und Ihren anderen Assistenten vorbei und ich brauche Ihre Hilfe und dies war die einzige Möglichkeit, allein mit Ihnen zu sprechen.«

Er lächelte verhalten und strich sich das Haar zurück. »In

Ordnung. Nun sprechen Sie mich also. Wo liegt das Problem?«

»Diego Romero. Er wurde ermordet.«

»Ermordet?« Eberly schien weiche Knie zu bekommen. Er ließ sich aufs Sofa sinken.

Holly setzte sich auf den Stuhl, der ihm am nächsten stand und sagte: »Ich bin mir sicher. Es war kein Unfall. Er versuchte, sich aus dem Wasser zu stemmen und jemand hat ihn hinuntergedrückt.«

Eberly schluckte sichtlich und fragte dann: »Haben Sie dafür Beweise?«

»Ich habe Indizien. Die Abschürfungen an seinen Händen. Er kann sie sich nur so zugezogen haben.« Sie ließ die Szene noch einmal Revue passieren und fügte hinzu: »Und es gab Fußspuren im Schmutz – Abdrücke von einer weiteren Person.«

»Aber wer hätte diesen netten alten Mann denn umbringen sollen? Wieso hätte irgend jemand ihn ermorden sollen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Holly. »Deshalb brauche ich ja Ihre Hilfe. Man sollte eine Untersuchung durchführen.«

Er saß für einen Moment schweigend da und dachte offensichtlich angestrengt nach. »Holly, dies ist ein Fall für die Sicherheitsabteilung. Sie sollten Ihre Indizien dort melden.«

»Sicherheitsabteilung? Also Kananga, nicht wahr?«

»Ja, er leitet die Sicherheitsabteilung.«

»Ich glaube nicht, dass er mich ernst nehmen würde«, sagte Holly händeringend. »Er… er würde meine Indizien nicht für ausreichend halten, um eine Untersuchung in die Wege zu leiten.«

Eberly lehnte sich auf dem Sofa zurück. »Oberst Kananga ist ein erfahrener Polizist. Er wird schon wissen, was zu tun ist.«

»Malcolm, er macht mir Angst«, gestand sie.

Er sagte zunächst nichts und schaute Holly mit diesen strahlend blauen Augen an. Dann lächelte er freundlich. »Holly, möchten Sie, dass ich Sie zu Kananga begleite?«

Ihr Herz verkrampfte sich in der Brust. »Würden Sie das wirklich für mich tun?«

»Natürlich würde ich das für Sie tun, Holly.«

»Großartig. Kosmisch!«

Eberlys Lächeln wurde noch herzlicher. »Ich werde Kananga gleich morgen früh anrufen.« Sein Blick wanderte zur Digitaluhr an der Wand. »Das ist ja schon in ein paar Stunden.«

Sie sprang auf. »Meine Güte, es tut mir furchtbar Leid, dass ich Sie zu dieser nächtlichen Stunde belästigt habe, Malcolm. Es ist nur so, dass ich sonst nicht zu Ihnen durchkomme, weil Sie immer von so vielen Menschen umgeben sind, und…«

Eberly erhob sich und drückte sanft ihre Schulter. »Ich weiß. Ich habe immer so viel Arbeit. Zu viel Arbeit. Aber für Sie nehme ich mir immer Zeit, Holly. Rufen Sie mich einfach hier in meiner Unterkunft an. Hinterlassen sie eine Nachricht, und ich werde Sie zurückrufen und einen privaten Termin mit Ihnen vereinbaren.«

Ihr fehlten die Worte. »Kosmisch« war das Einzige, was sie hervorzubringen vermochte.

Eberly brachte sie zur Tür. »Ich möchte nicht, dass Sie sich wegen irgend etwas Sorgen machen, Holly. Wir werden morgen mit Kananga reden. Und wenn Sie in Zukunft mit mir sprechen möchten, hinterlassen Sie einfach eine Nachricht auf meinem Anrufbeantworter.«

»Das werde ich tun, Malcolm. Das werde ich ganz bestimmt

tun.«

Als sie beschwingt nach Hause ging, sagte Holly sich, wie sehr Pancho sich doch geirrt hatte und wie dumm sie gewesen war. Malcolm hätte mich in sein Bett ziehen können, und ich wäre reingesprungen wie ein liebestolles Kaninchen, sagte sie sich. Aber Malcolm ist viel zu sehr Gentleman, um auch nur daran zu denken. Und der Typ, den Panch angeheuert hat, um mich zu beschützen, vögelt mich, wenn ihm gerade danach ist. Ein schöner Leibwächter.

Mitternacht – zweiter Akt

Manuel Gaeta ging auch noch nicht zu Bett. Als er seine Unterkunft erreichte, hatte er sich zu dem Entschluss durchgerungen, Kris Cardenas anzurufen und ihr alles zu gestehen.

»Darf ich dich aufsuchen, Kris? Ich muss dich sprechen«, sagte er zu ihrem Bild, das in der Mitte seines Einraum-Apartments schwebte. Sie trug noch immer die Hose und Bluse, die sie früher am Abend angehabt hatte. Dann wurde Gaeta sich bewusst, dass sie gar nicht in ihrem Apartment war; der Anruf war zu ihrem Labor weitergeleitet worden.

Cardenas schaute leicht verwirrt. »Sicher, Manny. Und wann?«

»Jetzt gleich.«

»Jetzt gleich?« Sie schien erst einmal darüber nachdenken zu müssen. »In Ordnung, komm rüber ins Labor. Ich warte dort auf dich.«

»Super!«

Auf halbem Weg erinnerte Gaeta sich an Hollys Witz über die Hoden fressenden Nanobots, die Kris angeblich entwickeln würde. Er lachte stumm. He, Mann, sagte er sich, du lebst mit der Gefahr. Dieses Leben hast du dir selbst ausgesucht.

Cardenas lachte indes nicht, als sie die verschlossene Tür zu ihrem Labor öffnete. Trotz der späten Stunde schaute sie noch immer wie aus dem Ei gepellt aus, wirkte aber todernst.

»Was hast du denn auf dem Herzen, Manny?« fragte sie und führte ihn an einer Reihe von Labortischen und blitzblanker Ausrüstung aus Kunststoff und Metall vorbei.

»Dich«, sagte er.

Cardenas setzte sich auf einen hohen Drehstuhl und wies Gaeta einen harten, unbequemen Stuhl zu. Er zog es jedoch vor, stehen zu bleiben.

»Dann denkst du also…« – sie schaute auf die Uhr an der gegenüberliegenden Wand – »um halb eins in der Früh nur an mich.«

Gaeta verschränkte die Arme über der Brust. »Komm schon, Kris, lass den Quatsch. Holly sagte mir, dass du über sie und über Nadia Bescheid wüsstest.«

»Ich kann mir vorstellen, dass du bei deinen Kumpels mit deinen Trophäen hausieren gehst.«

»Ich habe niemandem auch nur ein Wort gesagt. Du bist in der gleichen Umgebung wie ich aufgewachsen und hast gelernt, den Mund zu halten.«

Sie musterte ihn mit einem Ausdruck des Unglaubens. Aber da war noch etwas anderes, sagte er sich. Neugier? Vielleicht sogar Bedauern?

»Du sollst nur wissen«, sagte er, »dass du der einzige

Mensch bist, der mir etwas bedeutet. Du bist der Einzige, den ich nicht verlieren will.«

Das traf sie unvorbereitet. »Du beliebst zu scherzen!«

»Das ist kein Scherz, Kris«, sagte er. »Das habe ich in meinem ganzen Leben noch zu niemandem gesagt. Ich glaube, dass ich dich liebe.«

Cardenas setzte zu einer Antwort an; dann schloss sie den Mund wieder und presste die Lippen zusammen.

»Das ist mein voller Ernst«, sagte Gaeta. »Das habe ich bisher noch zu niemandem gesagt.«

»Ich hätte nicht geglaubt, dass das jemals noch jemand zu mir sagen würde«, erwiderte sie schließlich so leise, dass er sie kaum hörte.

Ruth Morgenthau wäre lieber ins Bett gegangen, aber sie hatte den Auftrag, Videos anzuschauen und aufgezeichnete Telefongespräche abzuhören. Eberly wollte unbedingt Ergebnisse sehen, und sie war entschlossen, das gesamte Material durchzugehen, das Vyborg über die Kommunikation von Professor Wilmot zusammengestellt hatte. Also setzte sie sich in ihren gemütlichen Liegesessel und widerstand dem Drang, ihn umzulegen und einzuschlafen. Ich habe schon zu viel auflaufen lassen, sagte sie sich. Ich muss den ganzen Kram abarbeiten, sonst nimmt es noch überhand.

Eigentlich könnte Vyborg das doch übernehmen, sagte sie sich, während die Zeit träge verstrich. Er hat schließlich die Wanzen angebracht, und seine Leute haben die Kameras in Wilmots Unterkunft und Büro installiert. Wieso wühlt *er* sich nicht durch diesen Mist? Aber sie wusste die Antwort schon: Falls Vyborg etwas fand, würde er sich bei Eberly profilieren.

Morgenthau schüttelte gewichtig den Kopf. Nein, so geht das nicht. Wenn irgend jemand Wilmot zu Fall bringt, dann muss ich es sein. Eberly muss sehen, dass ich es getan habe. Kein anderer außer mir.

Sie machte sich Sorgen wegen Eberlys Engagement für ihre Sache. Ihm scheint es wichtiger zu sein, seine Eitelkeit zu pflegen, als sich für die Belange der Heiligen Jünger einzusetzen. Gewiss, er ist Amerikaner, und die sind schließlich alle narzisstische Individualisten, aber er unterliegt dennoch den Geboten ihrer Neuen Moralität.

Noch ein Grund, die Sache selbst zu erledigen, sagte sie sich. Wenn ich ihm etwas bringe, das er gegen Wilmot verwenden kann, wird Eberly sehen, dass er mich braucht. Vyborg und dieser Mörder Kananga sind zwar in mancherlei Hinsicht nützlich für ihn, aber ich muss ihm klar machen, dass er von mir abhängig ist. Ein Wort von mir könnte ihn ins Gefängnis zurückschicken, aber er behandelt mich wie eine seiner Untergebenen. Andrerseits ist er clever genug, um zu wissen, dass ich das niemals tun würde. Wenn ich ihn abschieße, würde das nämlich das Ende der ganzen Mission bedeuten. Dann würden Urbain oder dieser bärbeißige Russe zum Anführer des Habitats gewählt, und ich hätte auf der ganzen Linie versagt.

Eberly respektiert meine Fähigkeiten nicht. Er hält mich für faul und inkompetent. Nun gut, wenn ich ihm Wilmot ans Messer liefere, wird er seine Meinung über mich schon ändern müssen.

Morgenthau betete still um Hilfe und Erfolg. Lass mich etwas finden, das wir gegen Wilmot verwenden können, betete sie. Zum größeren Ruhme Gottes, lass mich einen Weg

finden, den Professor in die Knie zu zwingen.

Erhört wurde ihr Flehen aber erst, nachdem sie Wilmot stundenlang an seinem Schreibtisch observiert, seine Telefongespräche belauscht und die Berichte gelesen hatte, bevor er sie verschlüsselt an die Erde sandte. Jeden Abend schaute der Professor sich stundenlang Videos an. Morgenthau spulte sie im schnellen Vorlauf vor. Sie vermochte sie aus der Perspektive der Kamera, die in der Decke von Wilmots Wohnzimmer installiert war, nicht klar zu sehen, und den Ton vermochte sie auch nicht zu hören, weil Wilmot sich nämlich einen Ohrhörer ins Ohr gestöpselt hatte. Stundenlang schaute er sich diese Videos an.

Und stundenlang sichtete Morgenthau die Videos auf der Suche nach etwas Greifbarem, Sündigem oder Illegalem oder auch nur Peinlichem – irgend etwas, mit dem man Professor Wilmot kompromittieren konnte.

Zu Tode gelangweilt und übermüdet gähnte Morgenthau und rieb sich die Augen unter den schweren Lidern. Ich kann nicht länger wach bleiben, sagte sie sich. Genug ist genug.

Sie schaltete den Monitor aus, der den noch immer gebannt auf seine Unterhaltungsvideos starrenden Wilmot zeigte, und wollte sich schon aus dem Liegesessel erheben. Dann fiel ihr jedoch ein, dass sie noch überprüfen musste, ob Wilmot irgendwelche Nachrichten vom Habitat zur Erde gesendet hatte. Sie wusste, dass er jede Woche einen verschlüsselten Report an irgendeine Stelle in Atlanta schickte. Mit einem kryptischen Inhalt – auch nachdem der Computer die Berichte entschlüsselt hatte. Es war schon seltsam, dass der Unbekannte, dem Wilmot berichtete, in derselben Stadt residierte wie das Hauptquartier der Neuen Moralität.

Morgenthau tat das mit einem Achselzucken als bloßen Zufall ab.

Im Halbschlaf rief sie die Datei mit den versandten Nachrichten auf. Außer dem üblichen kurzen Bericht für Atlanta gab es diesmal eine noch kürzere Mitteilung an irgendeine Adresse in Kopenhagen. Und er hatte sie auch nicht über die übliche Funkverbindung gesandt, sondern über eine gebündelte Laserstrecke.

Plötzlich war Morgenthau wieder hellwach und wählte die gleiche Nummer in Kopenhagen an, um den Empfänger von Wilmots Botschaft ausfindig zu machen.

»Sie weiß Bescheid?«, fragte Vyborg entsetzt.

»Sie hat zumindest einen Verdacht«, erwiderte Eberly, der zwischen Vyborg und Kananga den gewundenen Pfad entlangging.

Für einen flüchtigen Beobachter schienen die drei Männer einen gemütlichen Spaziergang auf dem von Blumen gesäumten Pfad unterhalb von Athen zu machen. Spätmorgendliches Sonnenlicht strömte durch die Sonnenfenster des Habitats. Bienen summten zwischen den Hyazinthen und Stockrosen, und Schmetterlinge flatterten umher. Der kleine, dürre Vyborg ging leicht vornüber gebeugt und schaute grimmig wie jemand, der gerade etwas Ekliges verschluckt hatte. Selbst der große, majestätische Kananga auf Eberlys anderer Seite schaute etwas besorgt.

»Und sie hat Sie um Hilfe gebeten«, sagte Kananga.

Eberly nickte bedächtig. »Ich habe ihr angeboten, sie in Ihr Büro zu begleiten.«

»Nicht im Büro«, sagte Kananga. »Es gibt dort zu viele

neugierige Augen. Wir werden uns an einem verschwiegenen Ort treffen müssen.«

»Und wo?«, fragte Eberly.

»Wie war's am Ort des Verbrechens?«, schlug Vyborg vor.

Kananga lächelte strahlend. »Perfekt.«

Eberly schaute von einem zum andern. Sie wollen mich in ihre kriminellen Machenschaften verstricken, wurde er sich bewusst. Sie wollen mich zum Komplizen bei einem weiteren Mord machen. Aber welche Alternative hätte ich? Wie kann ich mich da raushalten?

»Ich sage ihr, dass wir uns an dem Ort treffen werden, wo der alte Mann gestorben ist – aber ich werde selbst nicht dort erscheinen«, sagte er.

»Dafür werde ich da sein«, sagte Kananga.

»Sie muss aber auf Nimmerwiedersehen verschwinden«, sagte Eberly. »Für noch einen Toten wird uns keine plausible Ausrede mehr einfallen.«

»In einem so großen Habitat wie diesem muss es doch ein paar tausend Örtlichkeiten geben, wohin sie verschwunden sein kann«, sagte Vyborg.

»Ich will nicht, dass ihre Leiche gefunden wird«, wiederholte Eberly.

»Das wird sie auch nicht«, sagte Kananga. »Wozu gibt es schließlich Luftschleusen.« Er schaute an Eberly vorbei auf Vyborg. »Du wirst es doch schaffen, die AufZeichnungen der Luftschleusen-Überwachungskamera zu löschen, oder?«

Vyborg nickte. »Ich werde sie durch unverfängliches Bildmaterial ersetzen.«

»Gut«, sagte Kananga.

Eberly holte tief Luft. »Sehr gut. Wann soll es über die Bühne

gehen?«

»Je eher, desto besser.«

»Also heute Nachmittag.«

»Vierzehnhundert Uhr«, schlug Kananga vor.

»Wir sollten es früher erledigen«, sagte Vyborg, »wenn die meisten Leute beim Mittagessen sind.«

»Ja«, pflichtete Kananga ihm bei. »Sagen wir zwölfhundertdreißig.«

»Gut.«

Vyborg lächelte erleichtert.

»Das gefällt mir ganz und gar nicht«, sagte Eberly.

»Aber es muss getan werden.«

»Ich weiß. Deshalb helfe ich euch ja.«

»Uns helfen?«, fragte Vyborg. »Was tun Sie denn schon, um uns zu helfen? Der Oberst hier tut, was getan werden muss. Sie sitzen doch nur in Ihrem Büro und verschaffen sich dadurch ein Alibi.«

Eberly schaute kalt auf Vyborg hinab. »Ich will Ihnen sagen, weshalb ich im Büro sitze: Ich werde Holly Lanes Dossier frisieren. Und zwar dahingehend, dass sie emotional instabil ist und sogar schon einen Selbstmordversuch hinter sich hat.«

Kananga lachte laut. »Eine sehr gute Idee. Dann wird ihr Verschwinden keinen Verdacht erwecken.«

»Sorgt nur dafür, dass ihre Leiche nicht gefunden wird«, sagte Eberly schroff.

»Das wird sie schon nicht«, sagte Kananga, »es sei denn, es würde jemand in einen Raumanzug steigen und ein paar Millionen Kubikkilometer Weltraum absuchen wollen.«

19 Tage bis zur Ankunft

Holly und Eberly gingen an den ordentlichen Baumreihen des Gartens vorbei zu der Stelle am Bewässerungskanal, wo sie Don Diego gefunden hatte. Holly brauchte weder eine Karte noch einen Routenplaner; sie erinnerte sich noch genau an den Ort.

»Was hat Kananga denn herausgefunden?«, fragte sie.

Eberly hob die hängenden Schultern. »Ich weiß nicht. Er sagte, er wolle nicht am Telefon darüber sprechen.«

»Muss etwas Wichtiges sein«, sagte sie und beschleunigte ihre Schritte.

»Muss es wohl.« Eberly berührte den Palmtop in der Brusttasche des Gewands. Er wartete auf einen Anruf von Vyborg, der ihm einen Vorwand lieferte, Holly zu verlassen und ins Büro zurückzugehen. Wieso ruft er nicht an? Will er etwa dafür sorgen, dass ich persönlich in diese Sache verwickelt werde? Will er mich zum Zeugen von Hollys Ermordung machen? Zum Komplizen?

Holly fiel seine Nervosität nicht auf. »Ich frage mich, worum es sich wohl handelt?«

»Worum es sich wobei handelt?«, fragte Eberly mit wachsender Ungeduld.

»Um das, was Kananga gefunden hat.«

Deinen Tod, erwiderte er stumm. Er wird dich töten und mich daran teilhaben lassen.

»Warten Sie«, sagte Eberly und fasste Holly am Arm.

»Was ist denn, Malcolm?«

Er blieb stehen und spürte, wie kalter Schweiß über der Oberlippe und auf der Stirn perlte und am Körper

hinunterlief. Ich kann das nicht tun, sagte er sich. Ich darf nicht zulassen, dass sie mich so tief in diese Sache hineinziehen.

»Holly, ich…« Was sollte er sagen? Wie soll ich aus dieser Sache herauskommen, ohne ihr alles zu sagen?

Sein Palmtop summte. Fast ekstatisch vor Erleichterung fischte Eberly ihn aus der Tasche des Gewands und klappte ihn auf.

Statt Vyborgs dunklem, griesgrämigem Gesicht erschien jedoch Morgenthau auf dem winzigen Monitor. Sie lächelte breit. »Ich habe was gefunden«, sagte sie ohne Umschweife. »Seine Unterhaltungsvideos. Sie sind…«

»Ich bin mit Holly draußen im Garten«, unterbrach er sie in einem gekünstelten Kasernenhofton, der dicht unterhalb der Schwelle zum Brüllen lag. »Was haben Sie herausgefunden? «

Morgenthau schaute im ersten Moment pikiert, schien sich dann aber einen Reim darauf zu machen. »Es handelt sich um einen wichtigen Durchbruch«, sagte sie. »Zu kompliziert, um es am Telefon zu besprechen. Ich muss es Ihnen in allen Einzelheiten zeigen, damit Sie sie mit Professor Wilmot erörtern können.«

»Ist es denn dringend?«, fragte er.

»O ja, sogar sehr dringend.« Morgenthau verstand den imaginären Wink mit dem Zaunpfahl. »Ich schlage vor, dass Sie sofort in mein Büro kommen. Die Sache kann nicht warten.«

»Also gut«, sagte er scharf. »Wir treffen uns in Ihrem Büro.«

Er schaltete den Palmtop aus und schaute zu Holly auf. »Ich muss leider umkehren. Treffen Sie sich schon einmal mit Kananga. Ich werde so bald wie möglich nachkommen.«

Holly war offensichtlich enttäuscht, aber sie nickte verständnisvoll. Wortlos machte Eberly kehrt und ging schnell zum Dorf zurück, wobei er beschwingt zwischen den Bäumen hindurchschritt. Verwirrt drehte Holly sich um und ging zum Bewässerungskanal weiter. Dann wurde sie sich bewusst, dass sie Kananga allein gegenübertreten würde. Die Aussicht gefiel ihr zwar nicht, aber sie wollte unbedingt herausfinden, was der Sicherheitschef über Don Diegos Tod in Erfahrung gebracht hatte.

Nein, nicht über seinen Tod, sagte Holly sich. Über seine Ermordung.

Manuel Gaeta fühlte sich unbehaglich – was ihm in seinem bisherigen Leben noch nicht allzu oft passiert war. Während er den Gang entlang zu Nadia Wunderlys kleinem Büro ging, war er nervös wie ein Teenager vor seiner ersten Verabredung. Wie ein kleiner Junge, der zur Beichte geht.

Die Tür mit der Aufschrift PLANETENWISSENSCHAFTEN stand weit offen. Der Bereich dahinter war ein Labyrinth aus schulterhohen Trennwänden, zwischen denen Wissenschaftler und ihre Assistenten konzentriert arbeiteten. Gaeta war schon oft genug hier gewesen, um den Weg zu kennen, doch an diesem Morgen war er so verwirrt und orientierungslos, dass er sich durchfragen musste. Alle schienen zu wissen, wer er war, und wiesen ihm lächelnd den richtigen Weg. Er hatte den Eindruck, dass die Frauen besonders warmherzig lächelten.

Dafür ist jetzt keine Zeit, rief er sich zur Ordnung.

Gaeta fühlte sich irgendwie wie eine Maus im Labyrinth eines Psychologen; schließlich erreichte er Wunderlys winziges Büro, das im hintersten Winkel des Raums gelegen

war.

»Guten Morgen, Manny«, sagte sie und schaute kaum auf, als er am Eingang stehen blieb.

»Hi«, sagte er so fröhlich, wie es ihm nur möglich war. »Hast du die Ergebnisse für mich?«

Sie nickte ernst. Unaufgefordert setzte Gaeta sich auf den wackeligen kleinen Plastikstuhl an der Seite des Schreibtischs. *Suma friadad,* sagte er sich. Eine Eiseskälte hier drin.

Wunderly projizierte eine Reihe von Tabellen auf die Trennwand, die zugleich die Rückwand des Büros bildete. »Das sind die Frequenzen der Teilchen im hellsten Gürtel, dem B-Ring, mit einer Größe von über zehn Zentimetern«, sagte sie mit einer monotonen Stimme, die so emotionslos klang wie eine Maschine. »Und hier sind die Ableitung, die sie…«

»Ich kann es dir nicht verdenken, dass du sauer auf mich bist«, unterbrach er sie.

Sie blinzelte langsam, geradezu feierlich mit den großen grauen Augen.

»Ich weiß, dass du und Kris euch unterhalten habt.«

»Auch mit Holly.«

Er gestand es mit einem Achselzucken und einem schrägen jungenhaften Lächeln ein. »Ja, auch mit Holly.«

»Und weiß Gott mit wem sonst noch.«

»Moment mal«, sagte er und hob beschwichtigend die Hand. »Die Sache ist doch so schon schlimm genug. Da muss man sie nicht noch unnötig aufbauschen.«

»Ich will nicht darüber sprechen«, sagte Wunderly.

»Ich möchte mich bei dir entschuldigen.«

Sie schaute ihn für einen Moment finster an. »Ich will nicht

darüber sprechen«, wiederholte sie. »Nie wieder.«

»Aber ich…«

»Nie wieder, Manny!« Ihre Augen blitzten. Er wurde sich bewusst, dass sie es ernst meinte.

Wunderly holte tief Luft und sagte: »Unsere Beziehung ist von nun an rein geschäftsmäßig. Du willst einen Sturzflug durch die Ringe machen, und ich will die Ringe einer breiten Öffentlichkeit präsentieren. Wir werden bei dieser Sache rein beruflich zusammenarbeiten. Keine persönlichen Momente. Verstanden?«

»Verstanden«, sagte er matt.

»Mit etwas Glück bekomme ich einen Batzen Fördergeld, um die Ringe zu studieren, und du brichst dir den Hals.«

Gaeta grinste sie an, obwohl ihm eigentlich nicht danach war. »Mit etwas Glück«, sagte er.

Holly ging zur Stelle im Bewässerungskanal, wo Don Diego ermordet worden war. Als sie die Böschung hinabging, hielt sie Ausschau nach Kananga. Er war nirgendwo zu sehen.

Er ist nicht da, sagte sie sich. Was geht hier vor?

Dann sah sie seine große, schlanke Gestalt vielleicht hundert Meter entfernt auf der Böschung auf sie warten. Wie immer war er ganz in Schwarz gekleidet: das Gewand, die Hose, die Stiefel – alles kohlrabenschwarz.

»Hallo«, rief sie.

Kananga kam auf sie zu.

»Das ist die Stelle, genau hier«, rief Holly. »Dort bei den Pfirsichbäumen.«

»Sind Sie sicher«, rief Kananga zurück.

»Ich erinnere mich an jede Einzelheit.«

Er blieb eine Armlänge von ihr entfernt stehen. »Sie haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis.«

»Ein fotografisches«, sagte Holly und versuchte ihre Nervosität angesichts des über ihr dräuenden Kananga zu verbergen. Sie sah, dass die Abdrücke, die seine Stiefel im Schmutz hinterließen, mit denen am Ort des Verbrechens identisch waren.

»Und an dieser Stelle« – er streckte den Arm aus und wies in die entsprechende Richtung – »haben Sie wohl die Leiche des alten Manns gefunden.«

Holly deutete etwas mehr nach links. »Dort drüben. Dort war es.«

»Ich verstehe.« Er packte Holly. Eine große Hand presste er ihr aufs Gesicht und hielt ihr die Nase und den Mund zu, während er den anderen Arm um ihre Hüfte schlang und ihr die Arme an den Körper drückte. Dann hob er sie hoch.

Kampf oder Flucht

Ich bekomme keine Luft mehr! Kananga hatte Holly seine Pranke aufs Gesicht gepresst und drohte sie zu ersticken. Sie zappelte mit den Beinen und versuchte ihn zu treten, doch die in weichen Stiefeln steckenden Füße prallten harmlos an seinen langen, muskulösen Beinen ab.

Kananga drückte Holly die Arme gegen die Hüften und trug sie zum Kanal hinunter. Sie schnappte verzweifelt nach Luft, aber seine Hand umklammerte sie immer stärker wie eine Schraubzwinge.

Holly strich mit der rechten Hand über Kanangas Hose.

Ohne bewusste Überlegung tastete sie nach seinen Genitalien, packte sie und drückte mit aller Kraft zu. Er jaulte auf und ließ sie fallen. Holly landete auf den Zehenballen und wirbelte zu ihm herum. Kananga hatte sich zusammengekrümmt, und sein Gesicht war schmerzverzerrt. Sie trat ihn mit aller Kraft, die sie aufzubringen vermochte, an die Schläfe.

Kananga ging zu Boden. Meine Güte, sagte Holly sich. Ich muss auf der Erde ein Kampfsporttraining absolviert haben. Kananga richtete sich stöhnend auf den Knien auf. Holly versetzt ihm noch einen Tritt, dann ließ sie von ihm ab. So schnell sie konnte rannte sie die schräge Betonwand des Bewässerungskanals entlang, wobei sie zum Teil durchs Wasser lief und versuchte, sich möglichst schnell möglichst weit von Kananga zu entfernen.

Als Eberly das Verwaltungsgebäude erreichte, war seine Nervosität zum größten Teil verflogen. Kananga hat sie getötet. Das geht auf seine Kappe, nicht auf meine. Niemand weiß, dass ich ihm Holly zugeführt habe. Nicht einmal Morgenthau weiß es. Falls Kananga erwischt wird, werde ich alles bestreiten.

Er betrat die Human-Resources-Abteilung und ging an den vier klerikalen Gestalten vorbei, die an Schreibtischen saßen. Die Tür zu Morgenthaus Büro war geschlossen; er schob sie auf, ohne vorher anzuklopfen.

Sie schaute verärgert vom Schreibtisch auf. Als sie aber sah, dass Eberly die Störung verursacht hatte, setzte sie ein Lächeln für ihn auf.

Er schaute sich um, bevor er die Tür wieder zuschob und sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch setzte. Das war einmal

mein Büro, sagte er sich und stellte fest, dass Morgenthau die Wände mit Holo-Kopien von Monets Kirchengemälden verziert hatte.

»Sie haben etwas über Wilmot herausgefunden?«, fragte er ohne eine Begrüßung. Er musste Morgenthau zu verstehen geben, wer hier der Häuptling war. Sonst würde sie vielleicht noch ihre Verbindung zu den Heiligen Jüngern spielen lassen und versuchen, ihm Vorschriften zu machen.

»Etwas, das ihn vernichten kann«, sagte Morgenthau mit einem diabolischen Grinsen.

Eberly zog zweifelnd die Augenbrauen hoch. »Wirklich?«

»Wirklich.« Morgenthau projizierte eine Liste von Titeln auf eine freie Stelle an der Wand. Jedem Titel war ein Bild beigefügt.

Eberly starrte mit offenem Mund auf die Bilder.

»So ein Schmutz«, sagte Morgenthau. »Er schaut diese ekelhaften Videos jeden Abend an, bevor er zu Bett geht.«

»Sind Sie sicher?«

Sie nickte mit grimmigem Gesicht. »Jeden Abend. Ich habe alle Kamera-Aufzeichnungen.«

Eberly brach in Gelächter aus. »Wir haben ihn!«, krähte er. »Wir haben Wilmot in der Hand.« Und dann ballte er die Hände so fest zur Faust, dass es schmerzte.

»Ich habe vielleicht eine Prellung.« Kananga hatte sich auf dem Sofa in Vyborgs Apartment ausgestreckt und ließ die langen Beine über den Rand des Möbels baumeln. Er hatte hämmernde Kopfschmerzen, und das Gesicht war stark angeschwollen.

Vyborg brachte dem Oberst ein nasses Handtuch. Er musste

sich auf die Lippen beißen, um den verdammten Idioten nicht lauthals zu verfluchen. Lässt sich von einem kleinen Mädchen zusammenschlagen und sie entwischen! Nun weiß sie doch mit Sicherheit, dass Rivera ermordet wurde. Er sagte aber nichts. In der miesen Stimmung, in der Kananga ist, kommt er vielleicht noch auf die Idee, mich zu erwürgen, wenn ich ihm sage, was ich wirklich von ihm halte.

»Wohin ist sie verschwunden? Wo ist sie jetzt?«, fragte Vyborg mit leiser, zischender Stimme. »Das ist im Moment die dringlichste Frage.«

»Du musst Eberly Bescheid sagen.«

»Muss ich das? Wieso nicht du? Du bist doch derjenige, der sie hat entkommen lassen.«

»Du sagst es ihm«, sagte Kananga mit einem harten und entschlossenen Gesichtsausdruck.

Vyborg versuchte nicht mehr, den Zorn und die Abscheu zu verbergen, die er verspürte. Er stieß angewidert die Luft aus und rief: »Telefon! Verbinde mich mit Dr. Eberly, wo auch immer er ist. Notfall-Priorität.«

Innerhalb von zehn Sekunden erschien Eberlys Gesicht in der Luft überm Kaffeetisch. Er lächelte glücklich. Vyborg sah sofort, dass er in Morgenthaus Büro war.

»Ich freue mich, dass Sie anrufen«, sagte Eberly. »Ich habe nämlich wichtige Neuigkeiten für euch beide.«

»Ich habe leider auch Neuigkeiten«, sagte Vyborg. »Schlechte Neuigkeiten.«

Eberlys Lächeln verflog. Morgenthau hinter ihm wirkte plötzlich besorgt.

Es hat keinen Sinn, es hinauszuzögern, beschloss Vyborg. Sag ihm, was Sache ist. »Holly Lane ist entkommen.«

»Entkommen? Wie meinen Sie das?«

»Anscheinend ist sie eine Kampfsport-Expertin. Sie ist unserem guten Obersten hier entkommen«, sagte Vyborg mit einer Geste in Richtung Kananga, der noch immer fix und fertig auf dem Sofa lag, »und wir haben keine Ahnung, wo sie steckt.«

Eberly starrte auf die dreidimensionale Abbildung, die die Hälfte von Morgenthaus Büro ausfüllte: Vyborg stand angespannt und offensichtlich zornig da, während Kananga auf dem Sofa lag und sich ein nasses Handtuch auf die Stirn drückte.

Dann warf er einen Blick auf Morgenthau, deren Ausdruck langsam von Verwirrung zu Verstehen wechselte. Sie setzt das Puzzle zusammen, wurde Eberly sich bewusst. Nun weiß sie, dass ich in den Mordanschlag auf Holly verwickelt bin.

Eberly schüttelte sich in einer Mischung aus Wut und Furcht. »Ich will euch beide in fünf Minuten in meinem Apartment sehen«, brachte er mühsam hervor.

Holly rannte blindlings den Kanal entlang, bis die Lunge von der Anstrengung schmerzte. Sie blieb stehen, bückte sich und schnaufte schwer. Sie schaute sich um, doch es war niemand hinter ihr. Er verfolgt mich nicht, sagte sie sich erleichtert. Er ist wahrscheinlich bewusstlos nach dem Tritt, den ich ihm versetzt habe. Meine Güte, vielleicht ist er sogar tot. Sie richtete sich auf und ging die Böschung hinauf in den schattigen Garten. Geschieht ihm recht, sagte sie sich. Er hat schließlich versucht, mich umzubringen. Er muss auch Don Diego umgebracht haben. Okay, sagte sie sich. Kananga hat Don Diego getötet. Aber wieso? Sie hatte keine Ahnung. Wem

soll ich es sagen? Malcolm?

Dann wurde sie sich jedoch bewusst, dass Malcolm sie zu diesem Treffen mit Kananga hierher gelotst hatte. Er hatte es überhaupt erst vorgeschlagen. Malcolm wusste, was hier vorging. Er ist ein Teil davon – wovon auch immer –, sagte sie sich.

Ihr war zum Weinen zumute. Malcolm ist in die Ermordung von Don Diego verstrickt. Und er wollte, dass Kananga mich ermordet!

Wem vermochte sie überhaupt noch zu trauen? An wen vermochte sie sich zu wenden? Ich kann auch nicht in mein Apartment zurück – da warten sie vielleicht schon auf mich. Kris! Ich werde Kris anrufen. Oder vielleicht Manny. Sie dachte darüber nach, während sie zwischen den Apfelbäumen am anderen Ende des Gartens hindurchlief. Vor ihr lagen die Reihen der Beerensträucher und dahinter der Abschluss des Habitats.

Nicht Manny, beschloss sie. Ich werde nicht wie ein hilfloses, kleines Mädchen, das den großen, starken Helden um Schutz bittet, zu ihm laufen. Außerdem würde er mir wahrscheinlich nicht glauben. Anders als Kris. Kris wird mir glauben. Aber – soll ich sie überhaupt in diese Sache verwickeln?

Sie ging weiter zum Ende des Habitats und sondierte die Optionen. Dabei stellte sie fest, dass sie nicht viele Optionen hatte. Falls Eberly dazugehört – wozu auch immer –, dann heißt das, dass Morgenthau und diese Schlange Vyborg auch dazugehören.

Im Ulmenhain am Ende des Habitats setzte Holly sich müde ins Gras und versuchte nachzudenken. Wie sie den Blick über die grüne Landschaft schweifen ließ, wirkte das Habitat

genauso wie an dem Tag, als sie und Kris Cardenas hier Rast gemacht hatten. Aber es war nichts mehr wie zuvor, sagte Holly sich mit einem plötzlichen Gefühl der Leere. Ihre ganze Welt lag in Scherben. Ich wünschte, Pancho wäre hier, gestand sie sich ein. Pancho wüsste, was zu tun ist.

Holly holte den Palmtop aus der Tasche und betrachtete ihn. Es hat keinen Sinn, Pancho anzurufen; es würde fast eine Stunde dauern, bis die Nachricht sie erreichte. Und was sollte ich ihr überhaupt sagen? Hilfe, jemand versucht mich zu ermorden? Was würde das bringen?

Kris. Ich werde Kris anrufen. »Kris Cardenas«, sagte sie zum Palmtop.

Doch es tat sich nichts. Holly sah, dass der Monitor dunkel blieb. Das Gerät funktionierte nicht.

Sie haben mein Telefon deaktiviert! Wieso, fragte sie sich und gab sich auch gleich selbst die Antwort: Weil sie wollen, dass ich einen Festnetzanschluss benutze, damit sie mich lokalisieren können. Sie sind hinter mir her! Sie wollen mich aufspüren und aus dem Verkehr ziehen.

Zum ersten Mal hatte Holly richtig Angst.

Nanotech-Laboratorium

»Wir werden am darauf folgenden Tag fliegen, nachdem wir in eine Umlaufbahn um den Saturn gegangen sind«, sagte Gaeta.

Kris Cardenas, die in ihrem kleinen Büro am Schreibtisch saß, wirkte alles andere als erfreut. »Wieso denn schon so früh? Wieso warten wir nicht noch etwas und sammeln erst

noch ein paar Daten?«

Gaeta lächelte sie an. »Es geht hier nicht um die Wissenschaft, Kris, sondern ums Showgeschäft. Wenn wir sofort loslegen, bekommen wir viel mehr Aufmerksamkeit und ein viel größeres Publikum. Wenn wir warten, bis diese *chingado* Wissenschaftler alle gewünschten Daten gesammelt haben, sind wir alt und grau, und kein Schwein wird sich mehr dafür interessieren.«

Ihre kornblumenblauen Augen funkelten. »Ich bin auch einer von diesen *chingado* Wissenschaftlern, Manny.«

Gaeta schürzte die Lippen und antwortete: »Du wärst eine *chingada,* die weibliche Form. Aber das bist du nicht. Das ist nämlich keine nette Bezeichnung, und du bist doch eine so nette Person.«

Cardenas war nicht amüsiert. »Ist es denn nicht schon gefährlich genug, ohne dass du dich gleich nach unserer Ankunft am Saturn in dieses Abenteuer stürzt?«

»Kris, ich liebe dich, aber ich glaube nicht, dass du mein Geschäft je verstehen wirst. Je gefährlicher, desto besser.«

»Bis du dich irgendwann selbst umbringst.«

»Ich werde mich schon nicht umbringen. Fritz wird das nicht zulassen. Es würde nämlich den verdammten Anzug ruinieren. *Er* würde mich umbringen, wenn ich das täte.«

Nun musste Cardenas doch lachen.

Raoul Tavalera steckte den Kopf über die Trennwand des Büros. »Ich mache jetzt Feierabend. Okay?«

»In Ordnung, Raoul«, sagte Cardenas.

Ein unsicherer Ausdruck umwölkte Tavaleras langes Gesicht. »Haben Sie heute Nachmittag schon von Holly gehört?«

»Nein.«

»Sie sagte, dass sie mich anrufen würde. Wir wollten zusammen zu Abend essen. Aber ich habe den ganzen Tag noch nichts von ihr gehört. Und sie geht auch nicht ans Telefon.«

»Ich dachte, wir würden heute Abend ins Nemo gehen, Kris«, sagte Gaeta, bevor Cardenas etwas zu erwidern vermochte.

»Soll mir recht sein. Ich habe auch nichts von Holly gehört, Raoul«, wandte sie sich wieder an Tavalera.

»Komisch«, sagte er. »Das sieht ihr gar nicht ähnlich, nicht anzurufen, obwohl sie es zugesagt hat.«

»Das ist wirklich seltsam«, pflichtete Cardenas ihm bei.

»Aber egal«, sagte Tavalera. »Ich mache jetzt Schluss. Der Hauptrechner arbeitet noch an den Assemblern für Dr. Urbain.«

Sie nickte. »Ich weiß. Schalten Sie noch die UV-Lampen an, bevor Sie gehen, in Ordnung?«

»Ja.«

»Also, wo ist sie?«, fragte Eberly.

Kananga setzte sich auf Vyborgs Sofa auf. Er hatte das nasse Handtuch weggelegt, aber die linke Wange war noch immer leicht geschwollen. »Ich habe alle meine Leute auf sie angesetzt. Wir werden sie bald haben.«

Eberly ging an Vyborg vorbei, der auf dem Lehnstuhl an der anderen Seite des Kaffeetischs saß. »Wir müssen sie finden. Und zum Schweigen bringen.«

»Das werden wir«, sagte Kananga.

»Sie kann nicht weit sein«, gab Vyborg zu bedenken. »Das

Habitat ist zwar groß, aber so groß nun auch wieder nicht.«

Eberly schaute ihn mit gerunzelter Stirn an. Seine Gedanken jagten sich. Sie haben mich da hineingezogen. Nun bin ich in ihr Verbrechen verwickelt. Ob ich will oder nicht. Diese verdammten Idioten; sie schaffen es nicht einmal, auf eine Frau aufzupassen, eine junge Frau, die fast noch ein Kind ist. Er schaute Kananga finster an, während er im Raum umherstiefelte. Oder vielleicht sind sie doch schlauer, als ich dachte. Vielleicht haben sie das alles genau so geplant, um mich da hineinzuziehen. Den Mord an dem alten Mann kann ich jedenfalls nicht mehr wie ein Damoklesschwert über ihnen schweben lassen.

Er blieb abrupt stehen und wies mit dem Finger auf Kananga. »Ich will, dass sie zu mir gebracht wird, sobald ihr sie gefunden habt. Haben Sie das verstanden? Keine Gewalt mehr. Ich werde mich um sie kümmern.«

Kananga zog die Brauen zusammen, so dass sie einen Strich bildeten. »Was haben Sie denn vor?«

»Das ist meine Sache. Ich regle das auf meine Art.«

»Sie kann mich aber des Mordes bezichtigen«, sagte Kananga.

»Und der Körperverletzung, vielleicht sogar eines Mordversuchs«, sagte Vyborg. »Auf jeden Fall aber der versuchten Vergewaltigung.«

»Sie« – Eberly wies auf Vyborg – »lassen jedes Telefon im Habitat überwachen. Ich will wissen, von wo aus sie anruft, wen sie anruft und was sie sagt.«

Vyborg nickte und erhob sich vom Stuhl.

Eberly ging zur Tür.

»Wohin gehen Sie?«, fragte Kananga.

»Zu Wilmot. Wenn wir diese Frau erwischen wollen, müssen wir dafür sorgen, dass er uns nicht in die Quere kommt.«

Holly schlüpfte durch die Luke und stieg die Metallleiter zum Versorgungstunnel hinunter, der sich durch die gesamte Länge des Habitats zog. Vielleicht werden sie hier unten nicht nach mir suchen, sagte sie sich. Und selbst wenn sie es tun, kann ich mich tagelang in diesem Labyrinth verstecken. Solang es sein muss. Wie Jean Valjean in der Kanalisation. Während sie im stillen, schwach beleuchteten Tunnel entlangging, versuchte sie sich daran zu erinnern, wann sie Lt's *Miserables* gelesen hatte. Pancho hatte ihr jede Menge alten Kram zu lesen gegeben, nachdem sie aus dem Kryonik-Tank wieder auferstanden war. Panch nannte das Literatur. Das meiste davon war ziemlich langweilig. Jedoch erinnerte Holly sich lebendig an die Szene in der Kanalisation, die unter den Straßen von Paris verlief. Habe ich es vielleicht als Video gesehen, fragte sie sich. Vielleicht bevor ich gestorben bin? Sie schüttelte verwirrt den Kopf und sagte sich dankbar, dass die Tunnels des Habitats trocken waren und es keine Ratten gab. Holly sog prüfend die Luft ein und roch nichts. Vielleicht etwas Staub und ein leichter Hauch von Maschinenöl oder etwas in der Art. Wasser gluckerte in manchen Röhren. Sie hörte das allgegenwärtige Summen elektrischer Ausrüstung.

Die automatische Beleuchtung des Tunnels schaltete sich bei ihrer Annäherung an und erlosch wieder, nachdem sie den jeweiligen Abschnitt passiert hat. Dann sah sie ein Wandtelefon.

Ich könnte Kris anrufen, sagte sie sich. Oder Manny. Er würde mir helfen. Er würde Kananga windelweich prügeln.

Doch sie verharrte vorm Telefon. Kananga ist der Chef der Sicherheitsabteilung. Er hat die ganze verdammte Sicherheitstruppe unter seinem Kommando. Und Malcolm macht gemeinsame Sache mit ihm. Wenn man sich bei ihnen nach mir erkundigt, könnten sie alles Mögliche erzählen: dass ich im Gefängnis wäre oder etwas in der Art. Meine Güte! Sie könnten sogar behaupten, dass *ich* Don Diego ermordet hätte!

Und wenn ich Kris oder sonst jemanden anrufe, würde ich sie auch gefährden. Holly spürte Panik in sich aufsteigen. Was soll ich nur tun? Was kann ich überhaupt tun?

Sie lehnte sich gegen die Metallwand des Tunnels und rutschte an ihr auf den Boden. Am besten tust du erstmal gar nichts, sagte sie sich. Du bist hier in Sicherheit, jedenfalls fürs Erste. Niemand weiß, wo du bist. Du kannst hier unten bleiben, bis du weißt, wie es weiter gehen soll.

Oder bis du verhungert bist. Sie ließ in beiden Richtungen den Blick durch den Tunnel schweifen. Er war dunkel. Gut. Falls jemand sie verfolgte, würde sie Licht sehen.

Ich brauche etwas zu essen. Ich hatte für heute Abend eine Verabredung mit Raoul. Er wird glauben, dass ich ihn versetzt hätte.

Sie stand wieder auf. Tut mir Leid, Raoul, entschuldigte sie sich stumm. Dann grinste sie. Wo gibt's was zu essen. Holly schloss kurz die Augen und rief das Tunnel-System vorm geistigen Auge auf. Die Lebensmittelfabriken befanden sich in der Nähe dieses Tunnels. Wenn ich aber die Abkürzung nehme und in Richtung Athen zurückgehe, gelange ich unter die Vorratsräume der Cafeteria. Dort gibt es jede Menge zu essen.

Also brach sie in diese Richtung auf.

18 Tage und sechs Stunden bis zur Ankunft

»Was ist denn so wichtig, dass Sie mich beim Essen stören müssen?«, fragte Wilmot gereizt.

Eberly lächelte. Die letzten zwei Stunden hatte er damit verbracht, Morgenthaus Aufzeichnungen von Wilmots abendlichen Aktivitäten zu sichten. Morgenthau hatte die Art der Unterhaltung, die der Professor bevorzugte, abstoßend gefunden, doch Eberly war von der Mischung aus Erotik und Gewalt fasziniert, die in den Videos gezeigt wurde. Nun stand er in Wilmots Wohnzimmer und schaute den Professor an, der missbilligend die Stirn gerunzelt hatte.

»Wir haben ein ernstes Problem, Professor, mit dem wir uns befassen müssen«, sagte Eberly.

»Und das wäre?«

»Eine Mitarbeiterin der Abteilung Human Resources ist verschwunden. Ich habe Grund zu der Annahme, dass sie ein psychisches Problem hat.«

»Was?« Wilmot schien entsetzt. »Um wen handelt es sich?«

»Holly Lane. Sie haben sie bereits kennen gelernt.«

»Habe ich das?«

Eberly registrierte in aller Deutlichkeit, dass Wilmot ihm noch immer keinen Stuhl angeboten hatte. Die beiden Männer standen sich kaum einen Meter im Eingangsbereich von Wilmots Apartment gegenüber. Innerlich freute Eberly sich. Er wusste nämlich, dass er den Professor von seiner allabendlichen Unterhaltung abhielt.

»Ich befürchte, dass es zum Teil auch meine Schuld ist«,

sagte Eberly und versucht zerknirscht zu klingen. »Ich hatte sie die ganze Zeit geschützt. Nun ist sie aber doch zusammengebrochen.«

Wilmot schaute verwirrt und mehr als nur ein wenig verärgert.

Eberly fischte seinen Palmtop-Computer aus der Kutte und projizierte Hollys Dossier an die Wand über Wilmots Sofa.

Der Professor erkannte Hollys Gesicht. »Mit ihr sind Sie doch vor einiger Zeit hierher gekommen.«

»Ja.« Eberly schüttelte betrübt den Kopf. »Wie Sie sehen, hat sie seit längerer Zeit psychische Probleme.« Er hatte Stunden darauf verwandt, Hollys Dossier gründlich zu frisieren. »Solang sie ihre Medikamente einnimmt, wirkt sie völlig normal. Wenn sie sie jedoch absetzt…«

Wilmot studierte das Dossier kurz und fragte: »Wieso sollte sie ihre Medikamente absetzen?«

»Es hat mit diesem Diego Romero zu tun. Holly war vom Tod des alten Mannes wie besessen. Sie redete sich ein, dass man ihn ermordet hätte.«

»Ermordet?«

»Das ist natürlich Unsinn. Heute Nachmittag hat sie aber Oberst Kananga angegriffen. Sie versuchte ihn zu töten, und zwar genau an derselben Stelle, wo der alte Mann zu Tode kam.«

»Großer Gott! Und wo ist sie nun?«

»Verschwunden – wie ich Ihnen bereits sagte. Kananga hat eine Suchaktion nach ihr gestartet.«

Wilmot nickte zufrieden. »Sehr gut. Es sieht so aus, dass Kananga zur Abwechslung mal das Richtige tut. Aber wieso behelligen Sie mich damit?«

»Weil ich möchte, dass Sie mich zum stellvertretenden Leiter des Habitats ernennen.«

»Zum Stellvertreter? Ich brauche keinen Stellvertreter.«

»Ich glaube doch. Sie werden mich zum stellvertretenden Leiter ernennen und dann von der Leitung des Habitats zurücktreten.«

»Ich soll zurücktreten? Und meinen Posten an Sie abtreten? Das ist ja lächerlich!«

»Das ist mitnichten lächerlich«, sagte Eberly leise. »Sie werden zurücktreten, und ich werde Ihre Amtsgeschäfte fortführen.«

»Kommt überhaupt nicht in Frage!«

»Nach Ihrem Rücktritt«, fuhr Eberly fort, »können Sie dann den ganzen Tag Ihre schmutzigen Videos anschauen und nicht nur abends.«

Wilmot wankte einen Schritt zurück. Die Farbe wich ihm aus dem Gesicht.

»Dieses Habitat braucht eine starke Führung«, sagte Eberly. »Vor allem angesichts der bevorstehenden Wahlen und der Ankunft am Saturn. Sie haben Ihre Arbeit ganz gut gemacht, Professor. Nun ist es an der Zeit, dass sie einem anderen Platz machen.«

»Und Ihnen alles übergeben? Niemals!«

Eberly zuckte die Achseln. »In diesem Fall werden wir Ihre speziellen Vorlieben der gesamten Population des Habitats bekannt machen müssen.«

»Wir? Wen meinen Sie damit?«

»Wir wollen Sie nicht kompromittieren, Professor. Treten Sie einfach zurück und übergeben Sie mir die Kontrolle, und niemand wird je von Ihrer kleinen perversen Neigung

erfahren.«

Wilmot ließ sich sprachlos auf den nächsten Stuhl sinken.

Kris Cardenas lag im Bett und ging der Frage nach, ob sie wieder einmal ihr Leben verpfuschte. Wofür werde ich mich diesmal entscheiden, fragte sie sich: für ein hartherziges Weib oder eine romantische Idiotin?

Ihre Beziehung mit Gaeta hatte als leidenschaftliche Affäre begonnen. Nachdem Holly sich zurückgezogen hatte, hatte sie sich von Manny ins Bett ziehen lassen; sie hatte seit Jahrzehnten nicht mehr so viel Spaß gehabt. Doch dann hatte sie die Sache mit Nadia herausgefunden. Es war nicht etwa so, dass Gaeta ihr untreu geworden wäre; sie hatten sich gegenseitig nichts versprochen außer purer Lust. Aber der Gedanke, dass Manny die Frauen auf diese Art benutzte – dass er mit einer Frau schlief, deren Hilfe er brauchte, und dann zur nächsten ging, das ärgerte sie. Und dann kam seine plötzliche Liebeserklärung. Wahre Liebe! Cardenas hätte fast laut gelacht bei der Vorstellung. Aber was auch immer es war, sie war überglücklich. In meinem Alter, sagte sie sich und unterdrückte ein Kichern. Ein Hoch auf die Nanotechnik!

Als sie sich jedoch zu ihrem Liebsten umdrehte, kehrte Ernüchterung bei ihr ein. Er wird sich noch umbringen, befürchtete sie. Es ist sein Job, immer größere Risiken einzugehen. Cardenas hasste die Öffentlichkeit, das sensationsgeile Publikum, das Manny zu immer riskanteren Stunts antrieb, bis er schließlich den Stunt versuchen würde, der ihn umbrachte.

Er lag auf dem Rücken und schlummerte selig; das verwitterte, markante Gesicht wirkte entspannt, beinahe

jungenhaft. Cardenas studierte die kleinen Narben an der Braue und am Kinn und die angebrochen wirkende Nase.

Dann rief sie sich selbst zur Ordnung. Werde jetzt nur nicht weich. Selbst wenn er diesen Stunt durch die Ringe überlebt, wird er dich hinterher verlassen. Und was machst du dann? Ihm nachlaufen wie ein ältliches Groupie?

Gaeta öffnete die Augen, drehte sich zu ihr um und lächelte. Cardenas schmolz förmlich dahin.

»Wie spät ist es?«, nuschelte er und hob den Kopf gerade so hoch, dass er die Digitaluhr sah.

»Mitten in der Nacht«, flüsterte Cardenas. »Schlaf weiter.«

»Heute findet der große Test statt«, sagte er. »Die Schneeballschlacht.«

»Aber jetzt noch nicht. Schlaf weiter.«

»Nee. Jetzt bin ich wach.«

Cardenas streckte die Hand nach ihm aus. »Was du nicht sagst«, sagte sie mit einem verschmitzten Grinsen.

Das Telefon summte.

»*Mierda*«, stöhnte er.

»Nur Ton«, sagte Cardenas zum Telefon.

Hollys Gesicht nahm am Fußende des Betts Gestalt an. »Kann nicht lang reden. Wollte Ihnen nur sagen, dass Kananga mich umbringen wollte und ich auf der Flucht bin. Ich melde mich später wieder, wenn ich kann.«

Ihr Bild verschwand, und die beiden starrten ins Leere.

Schneeballschlacht

»Aufpassen!«, blaffte Fritz.

Manny blinzelte im massiven Anzug. Fritz hatte Recht – seine Gedanken waren abgeschweift. Das ist das Gefährliche bei diesen Liebesgeschichten; es fällt einem schwer, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren. Wir werden in ein paar Tagen den Saturn erreichen, und ich werde durch die Ringe fliegen. Wenn genug Profit dabei 'rausspringt, dann zum Teufel mit Titan und Urbain und diesen verkrampften *cositas.* Ich werde das Geld einsacken und nach Hause gehen.

Mit Kris? Ob sie mit mir kommen wird? Ob ich den Mut aufbringe, sie zu fragen? Er lachte beinahe: Ich bin der furchtloseste Stuntman im ganzen Sonnensystem und habe eine Heidenangst davor, dass sie mich abblitzen lässt. Wo sind deine *cojones,* harter Mann?

Er schreckte durch Schläge gegen den Anzug auf. Fritz schlug, so hoch er kam, mit der flachen Hand gegen die gepanzerte Brust des Anzugs.

»Hallo. Eingeschlafen?«, rief Fritz.

»Ich bin wach!«, sagte Gaeta.

»Dieser Tage verbringst du zu viel Zeit im Bett, und trotzdem schläfst du zu wenig.«

»Ich bin doch wach«, wiederholte Gaeta quengelig.

Aus dem Innern des Anzugs sah Fritz aus wie ein kleiner Junge, der finster zu ihm aufblickte – er reichte Gaeta nicht einmal bis zur Schulter. Zusammen mit den vier anderen Technikern standen sie in einem abgeriegelten Abschnitt des Korridors. Er führte zu einer der großen Luftschleusen des Habitats, die groß genug waren, um große Ausrüstungsgegenstände durchzuschleusen. Gaeta war dort hineinmarschiert und hatte sich auf Fritz' Geheiß mit dem Rücken zur Luftschleusenluke gestellt. Nun sah er dort, wo

der Korridor abgesperrt worden war, ein halbes Dutzend Ventilatoren, die die Techniker dort aufgestellt hatten. Drei Techniker schleppten schwere Wasserkanister herbei und stellten sie auf präzise markierten Punkten auf den rechteckigen Metallplatten des Korridorbodens ab. Neben jedem Ventilator stand eine dunkle Metallröhre, die von einer kupferfarbenen Spule umhüllt war und Gaeta wie eine Kreuzung zwischen einem Laborgerät und einer Schrotflinte anmutete. Der vierte Techniker lud sie mit Kugellagerkugeln.

»Diese Simulation wird nur ein paar Sekunden dauern«, sagte Fritz, »aber sie soll dir schon einmal ein Gefühl dafür vermitteln, was dich im Ring erwartet.«

»Das weiß ich doch alles schon, Fritz«, sagte Gaeta ungeduldig. »Bringen wir's hinter uns.«

»Das Wasser wird zu Eiskristallen gefrieren, und die Ventilatoren werden dich damit anblasen«, fuhr Fritz so ungerührt fort, als habe er kein einziges Wort gehört. »Die elektromagnetischen Kanonen werden die Kugeln auf eine Geschwindigkeit von annähernd anderthalb Mach beschleunigen, um größere Eisbrocken des Rings zu simulieren.«

»Und ich stehe hier rum und kriege alles ab«, sagte Gaeta.

»Ich gehe nicht davon aus, dass der Anzug perforiert werden wird«, sagte Fritz.

»Die Selbstabdichtung schließt alle eventuellen Lecks.«

»Provisorisch.«

»Lang genug für diesen Test.«

»Aber nicht lang genug, um dir das Leben zu retten, wenn du draußen in den Ringen bist.«

»Deshalb führen wir diese Simulation doch gerade durch,

um zu sehen, ob der Anzug standhält. Fangen wir endlich an.« Fritz schaute mit offenem Mund zu ihm auf, wobei sein Gesichtsausdruck zwischen Unzufriedenheit und Besorgnis changierte.

»Komm schon, Fritz«, drängte Gaeta ihn. »Bringen wir es hinter uns.«

Mit einem Kopfschütteln führte Fritz die anderen Techniker durch die luftdichte Tür, die den Abschluss des Korridors bildete. Gaeta sah, wie sie sich schloss.

»Ich pumpe nun die Kammer aus«, ertönte Fritz' Stimme im Helmlautsprecher.

»Dann pump mal schön«, sagte Gaeta.

Der einzige Aspekt des Flugs durch Saturns B-Ring, den dieser Test nicht zu simulieren vermochte, war die Schwerelosigkeit. Gaeta hielt das aber auch nicht für wichtig; schließlich hatte er sich schon oft in der Schwerelosigkeit bewegt, so dass das kein Problem für ihn war.

Es *war* jedoch etwas anderes, in einem apokalyptischen Blizzard zu stehen und mit überschallschnellen Kugeln beschossen zu werden. Wie vor einem Erschießungskommando. Ja, sagte er sich, aber ich stecke in einem gepanzerten Anzug. Wie Superman. Die Kugeln werden einfach von mir abprallen. Hoffte er zumindest.

James Coleraine Wilmot saß allein in seinem Wohnzimmer und starrte in die Unendlichkeit. Ich bin ruiniert. Über meine eigene Dummheit gestolpert.

Er seufzte schwer. Ich könnte ihn bekämpfen. Die meisten Leute sind nur deshalb in diesem Habitat, weil sie die Gesetze und Verordnungen der Regierung nicht mehr ertrugen, die sie

strangulierten. Na schön, ich habe einen ziemlich bizarren Geschmack, was meine Unterhaltung angeht. Ich könnte mich aber zu psychologischer Beratung oder sogar zu einer Psychotherapie bereit erklären. Ich muss nicht vor diesem rotzigen Eberly und seiner Clique zu Kreuze kriechen. Nicht, wenn ich es nicht selbst will.

Er dachte darüber nach. Eben – nicht, wenn ich es nicht selbst will. Wieso sollte ich mich aber den Peinlichkeiten und Belastungen einer öffentlichen Entlarvung aussetzen und mich zum Gespött der Leute machen? Ich müsste mich gegen Anschuldigungen verteidigen, mich entschuldigen und um Verständnis bitten. Nein, dem werde ich mich nicht aussetzen. Das kann ich nicht.

Vielleicht ist es auch besser so. Nun muss ich wenigstens nicht mehr so tun, als ob ich Kontrolle ausüben und Verantwortung tragen würde. Das Experiment läuft nun völlig frei von möglichen Eingriffen ab. Ich werde Atlanta davon in Kenntnis setzen müssen.

Er zögerte und runzelte die Stirn. Eberly beobachtet jede meiner Bewegungen und hört alle meine Gespräche ab. Selbst in der Privatsphäre meines Quartiers. Er wird mich auch jetzt beobachten.

Was soll ich tun? Nichts. Absolut nichts. Atlanta wird Eberlys Machtspiel schon früh genug auf die Schliche kommen. Sie müssen etliche Spione in die Population eingeschleust haben.

Holly hatte sich stundenlang den Kopf darüber zerbrochen, ob sie Kris anrufen sollte. Schließlich beschloss sie, es von einem Telefon an der Oberfläche aus zu tun. Sie wollte vermeiden,

dass Kananga oder sonst jemand erfuhr, dass die Tunnel ihr als Versteck dienten. So erklomm sie also, kurz bevor die Sonnenfenster des Habitats sich für den ›Sonnenaufgang‹ öffneten, die Leiter, die in den Vorratsraum der Cafeteria führte. Sie hörte, dass Leute in der Küche direkt über ihr zugange waren: Töpfe schepperten und Worte wurden gewechselt. Ein Roboter rollte aus der Küche zu ihr herunter und an ihr vorbei. Er fuhr zu einem Regal und holte mit den Greifarmen einen Karton mit Obstkonserven heraus. Dann vollführte er eine exakte Hundertachtzig-Grad-Wende, rollte wieder an ihr vorbei und durch die Doppeltür in die Küche.

Holly ging auf Zehenspitzen zum Wandtelefon in der Nähe der Küchentür und setzte einen kurzen Anruf an Kris ab. Irgend jemand muss wissen, dass ich am Leben bin und von Kananga gejagt werde, sagte sie sich.

Nachdem sie Kris ihre Botschaft übermittelt hatte, ging sie zur Falltür zurück, stieg die Leiter hinunter und rannte fast einen Kilometern durch den Haupttunnel, bevor sie sich keuchend auf den Boden fallen ließ.

Du hohles Hirn, sagte sie sich. Du warst im Vorratsraum und hast dir nicht einmal etwas zu essen besorgt. Wie kann man nur so blöd sein!

Der Magen pflichtete ihr mit einem Knurren bei.

»Sie hat angerufen?«, fragte Kananga wie elektrisiert. »Wann? Von wo aus?«

Seine Adjutantin, die das schwarze Gewand und die Hose trug, die Kananga seinen Sicherheitsleuten vorgeschrieben hatte, erwiderte: »Aus dem Vorratsraum der Cafeteria, Sir. Etwa vor einer Stunde.«

»Vor einer *Stunde?*«, knurrte Kananga und erhob sich von seinem Stuhl.

Die Frau warf einen Blick auf ihren Palmtop. »Genau vor zweiundfünfzig Minuten, Sir.«

»Und das sagen sie mir erst jetzt?«

»Wir hatten zu diesem Zeitpunkt nur eine Rumpfbesatzung, Sir. Sie vermochte nicht jedes Telefon im Habitat in Echtzeit zu überwachen. Es ist…«

»Ich will, dass sofort ein automatisiertes Programm implementiert wird. Verwenden Sie ihren Stimmabdruck als Auslöser für einen automatischen Alarm. Unverzüglich!«

»Yessir.«

»Diese Frau ist eine gefährliche Psychopathin. Sie muss ergriffen werden, bevor sie noch jemanden tötet!«

Die Adjutantin hastete aus Kanangas Büro und entzog sich seinem zürnenden Blick.

Er setzte sich wieder hin. Die Cafeteria. Natürlich. Sie muss schließlich etwas essen. Wir werden einfach Teams in der Cafeteria und den Restaurants stationieren. Früher oder später wird sie einen Ort aufsuchen müssen, wo es etwas zu essen gibt. Und wenn sie dort auftaucht, sitzt sie in der Falle.

Gaeta war noch nie in einem Blizzard gewesen und hatte auch noch nie versucht, sich durch Schneeverwehungen zu kämpfen, während ein eisiger Wind ihm entgegenwehte und ihm spitze Eiskörner ins Gesicht prasselten.

Für eine halbe Minute hielt er den schlimmsten Sturm aus, den Fritz' Genie zu entfachen vermochte. Eiskristalle stoben um ihn herum und hüllten ihn in einen gleißenden weißen Wirbel. Dazu wurde er mit Stahlkugeln beschossen, die so laut

gegen den gepanzerten Anzug knallten, dass ihm rasch bewusst wurde, das würde er nicht aushalten. Die größte Sorge bereitete ihm indes das Helmvisier. Er wusste zwar, dass es kugelsicher war, aber bis zu welchem Kaliber? Es war, als ob er mit einem Maschinengewehr beharkt wurde, das überschall-schnelle Edelstahlkugeln verschoss.

Aber er hielt es aus. Er hielt sich auf den Füßen und machte sogar ein paar Schritte in Richtung der Quelle, hinein ins blendende Weiß, das gegen ihn anbrandete. Das Donnern der Kugein war aber so laut, dass er Probleme hatte, Fritz' Countdown im Helmlautsprecher zu hören.

Er vermochte nicht mehr zu tun, als dazustehen und es über sich ergehen zu lassen. Und auf die beleuchteten Displays zu schauen, die über die Innenseite des Visiers verteilt waren. Jedes verdammte Licht war grün, und jeder Monitor zeigte ihm, dass der Anzug normal funktionierte. Ups! Ein gelbes Licht ging an. Nichts von Belang, wie er sah; bei einem Kniegelenk hatte die Schmierung ausgesetzt. Die Reserve-Schmierung setzte ein, und das Licht wechselte wieder auf Grün.

Der Lärm war ohrenbetäubend. Als ob ein riesiger Schwarm verrückter Spechte den Anzug attackierte. Wieso, zum Teufel, setze ich mich diesem Mist überhaupt aus, fragte Gaeta sich. Wieso verbringe ich mein Leben damit, mich derart malträtierten zu lassen? Wieso nehme ich nicht das Geld, das ich bei dieser Aktion verdiene, und höre damit auf, solange noch alles an mir dran ist.

Die klassische Antwort ertönte in seinem Kopf: was denn – sich vom Showbiz verabschieden? Er lachte laut.

Und dann war es vorbei. So plötzlich, wie es angefangen

hatte, hörte es auch wieder auf. Gaeta stand im Innern des schweren Anzugs; die Ohren klingelten noch vom schweren Beschuss.

»Worüber lachst du denn?«, fragte Fritz.

»Ich lache der Gefahr ins Gesicht, Fritz«, erwiderte Gaeta grinsend. Liest du denn nicht meine Pressemitteilungen? Ich glaube, du hast diese Überschrift selbst verfasst.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, um diesen Abschnitt des Korridors wieder mit Luft zu beaufschlagen, damit Gaeta den Anzug verlassen konnte.

Fritz inspizierte den klobigen Anzug penibel und suchte jeden Quadratzentimeter mit einem Vergrößerungsglas ab.

»Eingedellt, aber nicht perforiert«, lautete Fritz' Befund.

»Dann können wir also weitermachen wie geplant.«

»Ja, das können wir wohl.«

Gaetas Palmtop summte. Er öffnete ihn und sah Nadia Wunderlys Gesicht auf dem winzigen Monitor.

»Falls du dir Sorgen wegen des Tests machst…«

»Nein, gar nicht!«, sagte sie. Sie war vor Aufregung schier aus dem Häuschen. »Ich musst dir unbedingt etwas sagen!«

»Was denn?«

»Es wird ein Einfang-Ereignis eintreten!«, schrie Wunderly beinahe. »Drei Tage, nachdem wir in den Orbit gegangen sind, wird Saturn einen Asteroiden aus dem Kuiper-Gürtel einfangen.«

»Was? Was meinst du? Noch mal von vorn, aber etwas langsamer.«

»Manny, ein kleiner eisbedeckter Gesteinsbrocken nähert sich dem Saturn aus den Tiefen des Kuiper-Gürtels jenseits von Pluto. Er ist bereits im Einzugsbereich des Planeten. Ich

habe die Berechnungen angestellt. Er wird mitten im A-Ring in den Orbit um Saturn gehen! Drei Tage, nachdem wir außerhalb der Ringe in eine Umlaufbahn gegangen sind!«

»Drei Tage?«, fragte Fritz und schaute über Gaetas Schulter auf Wunderlys ekstatisches Gesicht.

»Ja! Wenn ihr eure Exkursion um drei Tage verschiebt, könntet ihr direkt am Ort des Geschehens sein!«

Drittes Buch

Auch ich… verurteile die Ansicht jener als falsch und verdammungswürdig, die Jupiter, Saturn und dem Mond Bewohner zuschreiben und mit ›Bewohnern‹ Tiere wie unsere und Menschen im Besonderen meinen… Wenn wir auch nur mit geringster Wahrscheinlichkeit glauben könnten, dass es Lebewesen und Pflanzen auf dem Mond oder einem Planeten gäbe, die nicht nur von den irdischen Lebewesen und Pflanzen sich unterscheiden, sondern so andersartig sind, wie wir es uns in den kühnsten Träumen nicht vorstellen könnten, würde ich für meinen Teil dies weder bestätigen noch bestreiten wollen. Jedoch würde ich die Entscheidung weiseren Männern, als ich einer bin, überlassen.

Galileo Galilei
Briefe über Sonnenflecken • Dezember 1612

Vier Tage bis zur Ankunft

Kontrollierter Wahnsinn, beschloss Eberly. Das ist es, kontrollierter Wahnsinn.

Gleich nach der Ernennung zum stellvertretenden Leiter des Habitats hatte Eberly die Wahlkampfzentrale aus seinem Apartment in ein leer stehendes Lagerhaus in Cairo verlegt. Es war groß genug, um die wachsende Anzahl von Wahlkampfhelfern und die noch schneller wachsende Zahl an Geräten und Kommunikationsausrüstung unterzubringen.

Er besuchte die Zentrale aber nur selten und zog es vor, sich vom Fußvolk fern zu halten. Je weniger sie mich zu sehen bekommen, sagte er sich, desto mehr werden sie meine seltenen Besuche bei ihnen zu schätzen wissen.

Am Abend vor dem Wahltag fand einer jener seltenen Besuche statt. Und wie zu erwarten war, wurde Eberly von den vielen Dutzend Wahlkampfhelfern umschwärmt, kaum, dass er durch die große Doppeltür des Lagerhauses gekommen war. Sie schauten ihn strahlend an, vor allem die Frauen.

Er ließ sich zwischen den provisorischen Arbeitsbänken herumführen und schüttelte jedem einzelnen Wahlkampfhelfer die Hand. Dazu setzte er sein liebenswürdigstes Lächeln auf. Er versicherte ihnen, dass die bevorstehende Wahl ein überragender Triumph für sie wäre. Sie erwiderten sein Lächeln und pflichteten ihm bei, dass ›wir nicht verlieren können‹ und zeigten sich zuversichtlich, ›dass Sie morgen um diese Zeit der erste Mann im Habitat sind‹.

Schließlich löste Eberly sich aus der Menge und wurde von Morgenthau ins kleine Privatbüro geleitet, das in einer

entlegenen Ecke des Lagerhauses abgeteilt worden war. Er hatte verlangt, das Büro mit massiven Wänden zu umgeben, die bis zur Decke reichten und nicht nur mit schulterhohen Trennwänden. Außerdem sollten die Wände schalldicht sein.

Vyborg saß im Büro am Schreibtisch, als Morgenthau die Tür hinter Eberly schloss; Kananga saß auf dem Stuhl vor einer Bank mit Rechnerkonsolen. Beide Männer erhoben sich.

»Es läuft gut«, sagte Vyborg, als Eberly zum Schreibtisch ging.

»Na toll«, sagte er schroff. »Was ist mit Holly? Habt ihr sie schon gefunden?«

»Noch nicht«, erwiderte Kananga.

»Die Suche läuft nun schon seit zwei Wochen!«

»Das Habitat ist sehr groß, und mir steht nur eine begrenzte Anzahl von Leuten zur Verfügung.«

»Ich will, dass sie gefasst wird.«

»Das wird sie auch. Ich lasse alle Orte überwachen, an denen sie sich Nahrung beschaffen könnte. Wir werden sie früher oder später finden.«

»Sie muss getötet werden«, sagte Vyborg.

Eberly runzelte bei diesen Worten die Stirn und sagte sich: Sie geben sich zwar alle als Gläubige aus, aber sie reden über Mord, als sei das ein Kavaliersdelikt. Und mich wollen sie zum Komplizen bei ihren Verbrechen machen. Dann haben sie mich erst richtig in der Hand.

»Was, wenn sie sich an einem öffentlichen Ort stellt?«, fragte Morgenthau. »Sie ist vielleicht schlau genug, in der Mittagszeit in der Cafeteria aufzutauchen und sich freiwillig zu stellen.«

Eberly schauderte bei dieser Vorstellung. »Wenn sie redet, ist vielleicht alles verloren, wofür wir gearbeitet haben.«

»Aber sie ist doch neutralisiert«, wandte Vyborg ein.

»Ich habe dafür gesorgt, dass jeder sie für eine gefährliche Irre hält.«

Eberly schüttelte den Kopf und sagte: »Egal, was die Leute glauben – wenn sie beschließt, in der Öffentlichkeit auszupacken, könnte sich das negativ auf das Wahlergebnis auswirken. Vielleicht würde Urbain dann die Wahl gewinnen oder sogar Timoschenko.«

»Dann ist heute Abend also die kritische Zeit«, sagte Morgenthau. »Morgen um diese Zeit ist die Wahl bereits gelaufen.«

»Ich will, dass sie noch heute gefunden wird.«

»Es wäre gut«, sagte Vyborg fast im Flüsterton, »wenn sie tot aufgefunden würde.«

Kananga nickte. »Ich werde den ganzen Sicherheitsdienst auf sie ansetzen.«

»Hat sie irgendwelche Verbündete?«, fragte Eberly. »Irgendwelche Freunde, die sie um Hilfe bitten könnte?«

»Sie hat Dr. Cardenas angerufen«, sagte Vyborg.

»Das war aber schon vor zwei Wochen«, sagte Morgenthau.

»Und auch nur einmal«, ergänzte Kananga. »Der Anruf war allerdings zu kurz, als dass wir sie zu orten vermocht hätten.«

»Cardenas?« Eberly wusste plötzlich, wie sie Holly kriegen würden. »Sie hat die Nanotech-Expertin angerufen?«

»Ja.«

Morgenthau sah das Funkeln in seinen Augen. »Glauben Sie…?«

»Eine Nanobot-Bedrohung«, sagte Eberly. »Lancieren Sie die Nachricht, dass Holly vielleicht gefährliche Nano-Maschinen besitzt«, befahl er Vyborg. »Stellen Sie es so dar, als ob sie eine

Bedrohung für das gesamte Habitat sei. Eine Nano-Seuche! Dann wird jedermann im Habitat nach ihr Ausschau halten. Kananga, es werden sage und schreibe zehntausend Leute nach ihr suchen!«

Der Ruander lachte erfreut. Vyborg nickte und schlurfte zum Kommunikationsgerät auf dem Schreibtisch. Während er ein Nachrichtenbulletin diktierte, wandte Eberly sich an Morgenthau.

»So viel zu unserer Flüchtigen. Wie lauten die aktuellen Wahlkampfprognosen?«

Er erwartete, dass sie ihm eine rosige Prognose für die Wahl stellte. Stattdessen verflog ihr Lächeln, und ihr pausbäckiges Gesicht wurde von Zweifel verdüstert.

»Mit diesem Ingenieur, Timoschenko, haben wir vielleicht ein Frankenstein-Monster erschaffen«, sagte Morgenthau und drehte sich zur Computerbank um.

Sie rief die aktuellen Vorhersagen auf, und eine bunte Grafik erschien an der kahlen Bürowand.

»Die blaue Kurve markiert Ihre aktuellen Umfragewerte«, sagte Morgenthau, »die rote Urbains und die gelbe die von Timoschenko.«

»Wir liegen doch klar in Führung«, sagte Eberly.

»Ja, aber es gibt einen Besorgnis erregenden Trend.« Die Grafik veränderte sich, wobei die Kurven abflachten beziehungsweise anstiegen. »Falls Timoschenkos Leute für Urbain stimmen, könnte er Sie schlagen.«

»Wieso sollten sie das tun?«

Morgenthau zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht, wieso, aber es geschieht. Urbain hat schon fast zwanzig Prozent der Wähler gewonnen, die noch vor ein paar Tagen fest in

Timoschenkos Lager standen.«

»Nach Ihren Analysen«, sagte Eberly.

»Die auf umfangreichen Meinungsumfragen basieren, die unsere Wahlkampfhelfer durchgeführt haben.« Sie deutete auf die Tür. »Vielleicht sehe ich auch nur zu schwarz, aber es wäre durchaus möglich, dass Urbain Timoschenko so viele Stimmen abnimmt, dass er morgen gewinnt.«

Eberly starrte auf die Grafik, als ob er in der Lage wäre, die Zahlen durch schiere Willenskraft zu ändern. Er ließ sich äußerlich nichts anmerken und versuchte den Zorn zu verbergen, der ihn aufwühlte. Ich könnte verlieren! Und wo wäre ich dann? Man würde mich wieder ins Gefängnis werfen, sagte er sich erschrocken.

Er hörte kaum Morgenthaus Stimme. »Blasen Sie die Wahl ab. Sie sind nun der stellvertretende Leiter des Habitats. Wilmot ist ausgeschaltet. Brechen Sie die Wahl ab und ermächtigen Sie sich selbst zur Regierungsbildung.«

»Soll ich vielleicht drei Viertel der Population gegen mich aufbringen?«, knurrte Eberly sie an.

»In diesem Fall«, sagte Kananga, »hätten Sie doch den perfekten Anlass, um das Kriegsrecht zu verhängen.«

»Dann hätten wir alles unter Kontrolle«, pflichtete Morgenthau ihm bei. »Ich habe mir die Pläne für Neuronalsonden von der Erde schicken lassen. Nach der Verhängung des Kriegsrechts könnten wir die Störenfriede verhaften und ihnen die Kontrollsonden implantieren. Das war doch von Anfang an unser Ziel.«

Nur dass die Leute mich dann hassen würden, sagte Eberly sich. Sie würden sich gegen mich verschwören. Ihr ganzes Sinnen und Trachten wäre darauf gerichtet, mich zu stürzen.

»Nein«, sagte er. »Ich will diese Leute nicht mit Gewalt regieren oder sie in willenlose Zombies verwandeln.«

»Sie brauchten auch gar keine neuronalen Implantate«, sagte Kananga und richte sich zu seiner vollen Größe auf. »Ich würde schon dafür sorgen, dass sie Ihnen gehorchen.«

Und mich von dir abhängig machen, antwortete Eberly stumm. Ich will, dass diese Leute mich respektieren, dass sie mir aus Bewunderung und Respekt folgen. Sie sollen mich so lieben, wie diese Wahlkampfhelfer mich lieben.

»Nein«, wiederholte er. »Ich muss diese Wahl legal gewinnen. Ich will, dass die Leute mich frei wählen. Sonst würde es nichts als Unruhe und Widerstand gegen meine Herrschaft geben.«

Morgenthau wirkte ernsthaft besorgt. »Wenn Sie die Wahl aber verlieren? Was dann?«

»Ich werde sie nicht verlieren.«

»Wie können Sie da so sicher sein?«

»Die Veranstaltung heute Abend. Ich werde sie auf meine Seite ziehen. Ich werde Timoschenkos Unterstützer von Urbain auf meine Seite ziehen.«

»Und wie?«

»Das werden Sie schon sehen.«

Obwohl die Furcht ihr ständiger Begleiter war, genoss Holly das Exil fast. Es ist wie ein Campingurlaub, sagte sie sich. Nicht dass sie sich von ihrem ersten Leben auf der Erde an Camping zu erinnern vermochte. Und doch fühlte sie sich seltsam frei, losgelöst von allen Menschen und allen Pflichten. Sie konnte tun, wozu sie gerade Lust hatte. Sie wusste, dass es viele Freiflächen an der Oberseite des Habitats gab; zwei

ganze Dörfer waren für eine wachsende Bevölkerung reserviert worden. Und wenn sie es überdrüssig wurde, durch die Tunnels zu streifen, konnte sie immer zu den Gärten und Farmen hinaufsteigen und auf dem weichen, warmen Boden ungestört schlafen.

Soweit sie es zu sagen vermochte, wurde sie von niemandem beobachtet und auch von niemandem verfolgt. Sie hatte aus dem Vorratsraum der Cafeteria diesen einen Anruf an Kris getätigt, und erwartungsgemäß hatte innerhalb weniger Minuten ein Trupp von Kanangas Sicherheitsleuten die Örtlichkeit gestürmt. Holly hatte sie unter der fast geschlossenen Falltür im hinteren Bereich des Vorratsraums beobachtet. Flachländer, sagte sie sich. Die Vorstellung liegt ihnen völlig fern, dass jemand unter der Erde leben könnte. Und es gibt hier unten eine Million Tunnelkilometer, sagte sie sich. Sie würden mich auch in ein paar Jahren nicht finden.

Doch das Bewusstsein, dass Kananga Don Diego ermordet hatte, steckte in ihrem Bewusstsein wie kalter Stahl. Und Malcolm ist auch irgendwie darin verwickelt. Sie wusste zwar nicht, wie und weshalb, aber sie wusste, dass sie weder Malcolm noch sonst jemandem trauen durfte. Nun ja, Kris kannst du schon noch trauen, sagte sie sich. Aber ich würde Kris damit nur in Schwierigkeiten bringen. Sie haben Don Diego ermordet, und Kananga hat versucht, mich zu töten. Ob sie auch versuchen würden, Kris zu ermorden, wenn sie glauben, dass sie mir hilft? Ganz bestimmt, sagte sie sich.

Während die Tage vergingen, wurde Holly sich jedoch bewusst, dass sie auf diese Art nichts erreichte. Okay, es war ganz lustig, sich in den Tunnels zu verstecken und von den Farmen zu leben und so. Aber wie lang willst du noch so

weitermachen? Du darfst sie damit nicht davonkommen lassen, sagte sie sich. Und die Wahl steht kurz bevor. Wenn Malcolm erst einmal zum Leiter des Habitats gewählt wurde, werden die Dinge sich eher noch zum Schlechteren als zum Besseren wenden.

Du musst sie irgendwie festnageln, sagte sie sich. Kananga, diese Vettel Morgenthau und die kleine Schlange Vyborg. Ja, und auch Malcolm. Aber wie? Du schaffst das nicht allein. Du brauchst jemanden… aber wen?

Und dann kam ihr die Erleuchtung. Natürlich! Professor Wilmot. Er ist der Leiter des Habitats. Jedenfalls, bis die Wahl vorbei ist. Wenn ich ihm sage, was hier läuft, wird er schon wissen, was zu tun ist.

Meine Güte, sagte sie sich. Die Wahl ist schon morgen! Ich muss den Professor heute noch aufsuchen.

Planungssitzung

Gaeta wurde auf der einen Seite von Kris Cardenas und auf der anderen von Fritz von Helmholtz flankiert. Berkowitz saß links neben Fritz. Nadia Wunderly stand vor ihnen und hantierte mit einem Laserpointer. Wir hätten Schutzbrillen anlegen sollen, sagte Gaeta sich. Sie wird noch jemandem mit diesem Ding die Augen ausbrennen, wenn sie nicht aufpasst.

Wunderly hielt es vor Aufregung kaum am Boden.

»Dies ist die Echtzeit-Position der Eiskugel«, sagte sie und zeigte mit dem Laser auf den Computerbildschirm. »Genau auf dem richtigen Kurs fürs Eingefangenwerden.«

Gaeta sah Saturn träge in der dunklen Unendlichkeit des

Raums treiben, bekränzt von den glänzenden Ringen. Ein grünes Oval markierte die aktuelle Position des Habitats, das eine Umlaufbahn außerhalb der Ringe ansteuerte. Das rote Pünktchen des Laserpointers war auf einen Lichtfleck fokussiert, der noch weiter vom Planeten entfernt war als das Habitat.

»Folgendes wird sich innerhalb der nächsten vier Tage ereignen«, sagte Wunderly.

Sie sahen, dass das Habitat wie geplant langsam in eine Umlaufbahn ging. Die Eiskugel flog am Planeten vorbei und verschwand fast aus dem Bild, wurde dann aber durch die Gravitation des Saturn zurückgeholt. Die Eiskugel flog erneut dicht an den Ringen vorbei und verschwand hinter dem Planeten. Dann wurde sie erneut angezogen und flog in einer noch engeren Kurve an ihm vorbei.

»Nun geht's los«, sagte Wunderly atemlos.

Die Eiskugel drang von oben in den breiten, hellen B-Ring ein, kam auf der anderen Seite wieder zum Vorschein und umkreiste erneut den mächtigen Körper des Planeten. Als sie wieder auftauchte, war sie schon deutlich langsamer. Gaeta sah, wie sie erneut in den B-Ring eintauchte – so sanft wie eine Ente, die auf einem Teich landet.

»Und nun kommt's«, sagte Wunderly und schaltete auf Standbild. »Saturn bekommt mitten im B-Ring einen neuen Mond. Das ist ein bisher einmaliger Anblick.«

»Wow«, stieß Berkowitz hervor. »Jedes Netzwerk wird das Einfangereignis übertragen wollen.« Er beugte sich an Fritz vorbei und sagte zu Gaeta: »Was für eine Kulisse für Ihren Stunt!«

Gaeta grinste breit.

»Wie wird sich das auf die Ringe auswirken?«, fragte Cardenas.

Wunderly zuckte die Achseln. »Der Himmelskörper ist zu klein, um größere Auswirkungen zu haben. Er hat nur einen Durchmesser von acht Kilometern. Ein Winzling.«

»Aber er wird die Partikel im Ring doch ganz schön durcheinander wirbeln, oder?«, fragte Fritz.

Sie nickte. »Ja schon, aber es wird die Ring-Dynamik nicht wesentlich beeinflussen. Es werden keine Änderungen in der Cassini-Teilung oder etwas Derartiges auftreten. Ich habe die Simulationen durchgeführt; stärkere Effekte werden nur räumlich begrenzt auftreten.«

»Dann wollen wir also dort sein, wenn es geschieht«, sagte Gaeta.

»Nein!«, sagten Wunderly und Cardenas im Chor.

»Das wäre zu gefährlich«, ergänzte Cardenas.

»Der Ansicht bin ich auch«, sagte Wunderly. »Du solltest ein paar Tage warten, bis sich alles wieder beruhigt hat.«

»Es kann nichts schaden, ein wenig zu warten«, stimmte Berkowitz zu. »Aber nicht länger als zwei Tage. Wir wollen die Sache durchziehen, solange Saturn und die Ringe noch im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stehen.«

Gaeta schaute auf Fritz, der intensiv die vor ihnen hängende dreidimensionale Abbildung studierte.

»Was meinst du, Fritz?«

»Es wäre gefährlich, aber noch im Rahmen unserer Möglichkeiten. Der Anzug müsste es jedenfalls aushalten. Und es würde uns spektakuläre Aufnahmen bescheren.«

Wunderly sagte: »Ich glaube nicht…«

»Wäre es denn nicht eine Hilfe für dich«, unterbrach Gaeta

sie, »Echtzeit-Aufnahmen vom Einfangen innerhalb des Rings zu bekommen?«

»Ich schaffe das auch mit ein paar ferngesteuerten Kameras«, sagte sie. »Ihr braucht nicht für die Wissenschaft das Leben aufs Spiel zu setzen.«

»Trotzdem…«

»Nein, Manny«, sagte Cardenas mit Nachdruck. »Du tust das, was Nadia sagt. Es hat doch keinen Sinn, Selbstmord zu begehen. Wenn du noch ein paar Tage wartest, wird der Stunt deshalb nicht weniger spektakulär.«

»Ich glaube, sie haben Recht«, stimmte Fritz ihnen mit einem düsteren Blick zu.

»Du willst wirklich noch warten?«, fragte Gaeta seinen Cheftechniker.

»Es hat keinen Sinn, den Anzug zu zerstören.«

Gaeta grinste ihn an und zuckte die Achseln. Er schaute Cardenas ins Gesicht und sagte: »Gut, wir werden einen Tag warten.«

»Werden die Ringe sich in dieser Zeit wieder beruhigt haben?«, fragte Cardenas.

»Mit zwei Tagen wären wir auf der sicheren Seite«, sagte Wunderly.

»Ein Tag wäre günstiger«, sagte Berkowitz. »Unter dem Aspekt der Publikumswirksamkeit.«

»Einen Tag«, sagte Gaeta. Ich darf Kris nicht die Koordination dieses Stunts überlassen, sagte er sich. Ich darf nicht zulassen, dass ihre Bedenken meine Arbeit beeinträchtigen.

»Also einen Tag«, stimmte Cardenas zögerlich zu und stand auf. »Ich werde nun zur großen Wahlkampfveranstaltung

gehen. Will sonst noch jemand das Feuerwerk sehen?«

»Ich habe noch zu arbeiten«, sagte Wunderly.

Gaeta blieb noch sitzen. »Nadia, wenn du den Pointer nicht mehr brauchst, würdest du ihn bitte ausschalten?«, sagte er sanft.

Erst nachdem sie das getan hatte, stand Gaeta auf und ging mit Cardenas zur Tür.

Gaeta spazierte mit Cardenas die Straße entlang.

»Bist du dir sicher, dass du kein zu großes Risiko damit eingehst, den Stunt an dem Tag durchzuführen, nachdem der neue Mond eingefangen wurde?«, fragte sie.

Er sah die Besorgnis in ihrem Gesicht. »Kris, ich gehe grundsätzlich keine unkalkulierbaren Risiken ein.«

»Bei einer solchen Gelegenheit hast du dir auch schon die Nase gebrochen.«

»Ich bin mit dem Zinken gegen das Helmvisier gestoßen, als der Schlitten gegen einen Felsbrocken prallte«, sagte er mit einem Grinsen. »Das hätte mir auch im Bad passieren können.«

»Dein Bad ist auf dem Mars?«

Sein Grinsen verflog. »Du weißt schon, wie ich das meine.«

»Und du weißt, wie ich es meine«, erwiderte sie ernst.

»Ich werde das schon unbeschadet überstehen, Kris. Fritz würde niemals zulassen, dass ich den Anzug aufs Spiel setze.«

Sie sagte nichts mehr. Mein Gott, sagte Gaeta sich, ich kann mir doch nicht über sie und ihre Ängste den Kopf zerbrechen, während ich dort draußen bin. Ich muss mich darauf konzentrieren, den Job zu erledigen und kann mich nicht darum kümmern, was sie denkt. Der sicherste Weg, sich

umzubringen, ist nämlich der, sich von seiner Aufgabe ablenken zu lassen.

Sie gingen schweigend die sanft ansteigende Straße zum Apartmentgebäude entlang, in dem sich ihre Quartiere befanden. Durch die Lücken zwischen den Gebäuden zur Linken sah Gaeta, wie sich bereits eine Menge am Seeufer versammelte, wo die große Wahlkampfveranstaltung stattfinden sollte. Eberly erwartet mich dort, erinnerte er sich.

»Vielleicht sollten wir noch auf einen Imbiss in die Cafeteria gehen«, sagte er zu Cardenas, »bevor wir auf die Veranstaltung gehen.«

»Ich habe noch etwas zu essen im Kühlschrank. Du kannst dich daran gütlich tun, während ich mich umziehe.«

Gaeta nickte und lächelte. Frauen müssen sich zu jeder Gelegenheit umziehen. Dann wurde er sich bewusst, dass er mit einem Pullover und einer engen Jeans bekleidet war. Ich werde mit Eberly auf der Plattform stehen, sagte er sich. Aber zum Teufel, das ist gut genug. Schließlich bin ich ein Stuntman und kein Videostar.

Raoul Tavalera saß auf der Treppe des Apartmentgebäudes. Er ließ den Kopf hängen und schaute noch morbider drein als sonst. Er stand langsam auf, als er Cardenas und Gaeta auf dem Pfad auf sich zukommen sah. Gaeta glaubte zu sehen, dass der Mann vor Schmerz zusammenzuckte.

»Raoul«, sagte Cardenas erstaunt. »Was machen Sie denn hier?«

»Man hat das Labor geschlossen«, sagte er.

»*Was?*«

»Ungefähr vor einer Stunde. Vier Riesenbabies von der Sicherheit sind mit ihren verdammten Schlagstöcken

reingeplatzt und haben mir gesagt, dass ich den Laden dichtmachen solle. Dann haben sie alles abgeschlossen. Zwei sind noch da und bewachen die Tür.«

Cardenas verspürte eine Aufwallung von Zorn. »Das Labor ist geschlossen! Wieso? Auf wessen Anordnung?«

Tavalera rieb sich die Seite und antwortete: »Das hatte ich auch gefragt, aber sie haben mir nicht geantwortet. Sie haben mir nur einen Schlag in die Rippen versetzt und mich rausgeschmissen.«

Cardenas ging durch die Eingangstür, riss den Palmtop aus der Tasche und stieg die Treppe hinauf. »Professor Wilmot«, blaffte sie das Telefon an.

Gaeta und Tavalera folgten ihr die Treppe hinauf ins Wohnzimmer ihres Apartments. Tavalera schaute düster. Gaeta sagte sich, dass er sich eigentlich auch in Kris' Schlafzimmer umziehen könne; seine Garderobe war fast gleichmäßig auf ihren und seinen Kleiderschrank verteilt.

Cardenas projizierte Wilmots von grauen Haaren umrahmtes Gesicht auf die andere Wand des Wohnzimmers.

»Professor«, sagte sie ohne eine Begrüßung, »jemand von der Sicherheit hat mein Labor geschlossen.«

Wilmot wirkte erschrocken. »Wirklich?«

»Ich will den Grund dafür wissen – und weshalb das geschehen ist, ohne mich vorher zu informieren.«

Wilmot strich sich mit dem Finger über den Schnurrbart. Er schaute schmerzlich und verlegen. »Ähem… ich schlage vor, dass Sie sich in dieser Angelegenheit an den stellvertretenden Direktor wenden.«

»An den stellvertretenden Direktor?«

»Dr. Eberly.«

»Seit wann ist der denn autorisiert, mein Labor zu schließen?«

»Da werden Sie leider ihn fragen müssen. Außerdem weiß ich nichts davon. Nicht das Geringste.«

»Aber Sie können ihm doch sagen, dass er mein Labor wieder öffnen lassen soll!«, schrie Cardenas. »Sie können ihm sagen, dass er seine Wachhunde zurückpfeifen soll.«

Wilmot lief langsam rot an und sagte: »Ich glaube wirklich, dass Sie direkt mit ihm sprechen sollten.«

»Aber…«

»Es ist seine Party. Ich kann nichts für Sie tun.«

Wilmots Abbildung verschwand plötzlich. Cardenas starrte mit offenem Mund in die Luft. »Er hat einfach aufgelegt!«

»Ich schätze, du wirst Eberly anrufen müssen«, sagte Gaeta.

Wutentbrannt wies Cardenas das Telefon an, eine Verbindung zu Eberly herzustellen. Stattdessen erschien Morgenthaus Konterfei.

»Dr. Eberly ist damit beschäftigt, seine Ansprache für die heute Abend stattfindende Versammlung vorzubereiten«, sagte sie aalglatt. »Kann ich Ihnen vielleicht irgendwie helfen?«

»Sie können die Sicherheitsleute zurückrufen, die an meinem Labor postiert wurden, und mich wieder an die Arbeit gehen lassen«, blaffte Cardenas. »Und zwar sofort.«

»Das wird sich leider nicht machen lassen«, sagte Morgenthau ungerührt. »Wir werden mit einer gefährlichen Situation konfrontiert. Es gibt eine Flüchtige, und wir haben Grund zu der Annahme, dass sie vielleicht in Ihr Labor einbricht und Nanobots freisetzt, die alle Bewohner des Habitats gefährden könnten.«

»Eine Flüchtige? Sie meinen wohl Holly?«

»Sie ist psychotisch. Wir haben Grund zu der Annahme, dass sie einen Menschen umgebracht hat. Und wir wissen, dass sie Oberst Kananga angegriffen hat.«

»Holly? Sie soll jemanden angegriffen haben?«

»Holly ist doch noch nie gewalttätig geworden«, sagte Gaeta. »Was, zum Teufel, geht hier eigentlich vor?«

Morgenthaus Gesicht nahm einen traurigen Ausdruck an. »Anscheinend hat Miss Lane aus irgendeinem Grund ihr Medikament abgesetzt. Sie ist in einem labilen Zustand. Ich kann Ihnen ihr Dossier schicken, wenn Sie einen Beweis für ihre Verfassung brauchen.«

»Tun Sie das«, sagte Cardenas schroff.

»Das werde ich.«

»Aber ich weiß immer noch nicht, was das nun mit meinem Labor zu tun hat«, sagte Cardenas.

Morgenthau seufzte wie eine Lehrerin, die sich mit einem zurückgebliebenen Kind abmüht. »Wir wissen, dass sie ein gutes Verhältnis zu Ihnen hatte, Dr. Cardenas. Wir dürfen aber nicht das Risiko eingehen, dass sie in Ihr Labor gelangt und gefährliche Nanobots freisetzt. Das würde…«

»Es gibt überhaupt keine gefährlichen Nanobots in meinem Labor!« Cardenas explodierte förmlich. »Und selbst wenn es welche gäbe, müsste man sie nur mit ultraviolettem Licht bestrahlen, und schon wären sie deaktiviert.«

»Ich weiß wohl, dass das für Sie so einfach ist«, sagte Morgenthau geduldig. »Doch für den Rest von uns stellen Nano-Maschinen eine gefährliche Bedrohung dar, die alles Leben in diesem Habitat auslöschen könnten. Folglich müssen wir äußerst vorsichtig im Umgang mit ihnen sein.«

Cardenas kochte vor Wut. »Aber begreifen Sie denn nicht, dass…«, hob sie an.

»Es tut mir Leid«, sagte Morgenthau ungerührt. »Das Thema ist erledigt. Ihr Labor bleibt solange geschlossen, bis Holly Lane in Gewahrsam ist.«

Drei Tage, sechs Stunden und 17 Minuten bis zur Ankunft

Gaeta sah, dass Cardenas außer sich war vor Zorn. Sogar Tavalera, der normalerweise einen passiven und düsteren Eindruck machte, schaute finster auf die Stelle, wo Morgenthaus Abbildung sich befunden hatte.

»Holly ist nicht verrückt«, murmelte Tavalera.

»Ich glaube das auch nicht«, sagte Cardenas.

»Morgenthau glaubt es aber«, sagte Gaeta dezidiert. »Und Eberly und wohl auch der Rest der Führungsriege.«

Cardenas schüttelte zornig den Kopf. »Und Wilmot rührt keinen Finger in dieser Sache.«

»Die Sache ist ernst, Kris«, sagte Gaeta. »Holly soll angeblich jemanden umgebracht haben.«

»Wen denn?«, fragte Tavalera.

»Die einzige Person, die kürzlich gestorben ist, war Diego Romero«, sagte Cardenas auf dem Weg in die Küche. »Er ist ertrunken.«

»Und Holly soll das getan haben?«, sagte Tavalera.

Cardenas antwortete nicht. Sie ging um die Arbeitsplatte der Küche und holte Päckchen aus dem Gefrierschrank.

Gaeta sah, dass die Nachrichtenlampe des Telefons auf

ihrem Schreibtisch blinkte. »Ein Anruf für dich, Kris.«

»Würdest du ihn bitte für mich entgegennehmen?«

Es war Hollys Dossier. Es wurde an die Wand des Wohnzimmers projiziert, und die drei studierten es.

»Sie hat eine bipolare Depression und ist manisch depressiv«, sagte Gaeta.

»Aber das bedeutet noch lang nicht, dass sie gewalttätig ist«, sagte Cardenas.

Tavalera schaute säuerlich. »Das glaube ich nicht. Das sieht ihr gar nicht ähnlich.«

Cardenas schaute ihn für einen Moment an und sagte dann: »Ich glaube es auch nicht.«

»Wäre es möglich, dass jemand ihr Dossier gefälscht hat«, fragte Gaeta. »Um sie zu verladen.«

»Es gäbe eine Möglichkeit, das herauszufinden«, sagte Cardenas. Sie wies das Telefon an, Hollys Dossier in den Akten des Hauptquartiers der Neuen Moralität in Atlanta ausfindig zu machen.

»Das wird mindestens eine Stunde dauern«, sagte Gaeta.

»Dann sollten wir etwas essen, während wir warten«, schlug Cardenas vor.

»Wollen wir zur Versammlung gehen?«, fragte Gaeta.

»Erst wenn wir Hollys Dossier von der Erde erhalten haben«, erwiderte Cardenas.

Während Holly auf die Abendnachrichten wartete, nahm sie ein Abendessen zu sich. Es bestand aus frischem Obst aus dem Garten und einer Packung Gebäck aus dem unterirdischen Lagerhaus, in dem die Delikatessen lagerten, die von der Erde geliefert wurden.

Sie saß im Schneidersitz auf dem Boden des Versorgungs-Tunnels, der unter dem Garten verlief. Sie hatte vor, später zum Habitat-Ende zu gehen und im Freien unter den Bäumen zu schlafen – im Schutz der blühenden Sträucher, die dort üppig wuchsen. Don Diego hätte diesen Bereich mit seiner unorganisierten Rauheit geliebt, sagte sie sich: ein Flecken Wildnis in dieser durchgestylten Ökologie.

Der Telefonmonitor an der gegenüberliegenden Wand zeigte ein Unterrichtsvideo, das von der Erde übertragen wurde: Es handelte von Dinosauriern und den von Kometen importierten Mikroben, die sie ausgerottet hatten. Holly sagte sich, dass sie kein Risiko einging, wenn sie sich das Programm anschaute. Nur wenn sie einen Anruf tätigte, wäre man der Lage, sie zu lokalisieren.

Sie futterte gerade die Plätzchen, als das Programm zu Ende vor. Ein Dreiklang kündigte die Abendnachrichten an.

Holly machte große Augen, als der Nachrichtensprecher meldete, dass sie nicht nur eine Flüchtige sei, sondern auch eine gemeingefährliche Irre, die in Verbindung mit dem Ertrinken von Don Diego gesucht wurde und die vielleicht versuchen würde, eine Nano-Pest im Habitat auszulösen.

»Ihr Bastarde!«, rief Holly und sprang auf.

Dann brachten die Nachrichten ein aufgezeichnetes Interview mit Malcolm Eberly, der als stellvertretender Direktor des Habitats vorgestellt wurde. Mit überzeugend gespielter Besorgnis sagte Eberly:

»Ja, Miss Lane hat in der Personalabteilung gearbeitet, als ich sie noch geleitet hatte. Sie machte damals einen ganz normalen Eindruck, doch wenn sie ihre Medikamente absetzt, wird sie anscheinend… nun, gewalttätig.«

»Du hast verdammt Recht, dass ich gewalttätig bin«, kreischte Holly. »Warte nur, bis ich dir die Faust in deine verlogene Visage schlage!«

Mit einer himmelblauen Bluse und einer Hose bekleidet kam Cardenas ins Wohnzimmer zurück, wo Gaeta und Tavalera sich unterhielten.

»Ist ihr Dossier schon von Atlanta gekommen?«, fragte Cardenas.

Gaeta schüttelte den Kopf. »Deine Botschaft erreicht wahrscheinlich gerade erst die Erde. Wir sind weit von zu Hause entfernt, Kris.«

Tavalera erhob sich. »Die Versammlung beginnt in einer halben Stunde.«

»Setzen Sie sich, Raoul«, sagte Cardenas. »Ich will erst Hollys Dossier sehen, bevor wir gehen.«

»Dann verpassen wir…«

»Die Kandidaten werden ihr abschließendes Statement frühestens in einer Stunde machen«, sagte Gaeta. »Wir verpassen höchstens eine Menge Krach: die einmarschierenden Bands und den ganzen Kram.«

Tavalera setzte sich wieder aufs Sofa und sagte: »Ich mache mir Sorgen wegen Holly. Diese Halbaffen von der Sicherheit können ziemlich grob sein.«

»Wo sie wohl steckt?«, fragte Cardenas sich laut, ging zum Sofa und setzte sich neben Tavalera.

»Ich wette, ich weiß, wo sie ist«, sagte Gaeta auf dem Armstuhl, der vom Sofa aus gesehen auf der anderen Seite des Kaffeetischs stand.

»Und wo?«

»In den Tunnels. Sie hatte früher schon gern die Tunnels erkundet, die unter dem Habitat verlaufen.«

»Tunnels?«

»Sie müssen eine Länge von hundert Kilometern haben. Vielleicht noch mehr. Dort unten würden sie sie nie finden. Und sie kennt jeden Zentimeter; sie hat alles mental abgespeichert.«

»Und wie sollen wir sie dann finden?«, fragte Cardenas.

»Ich werde sie suchen«, sagte Tavalera und stand auf.

Gaeta packte ihn am Handgelenk. »Raoul, die Tunnels sind einfach zu lang, um sie alle zu durchsuchen. Du wirst sie nie finden. Und schon gar nicht, wenn sie nicht gefunden werden will.«

Tavalera befreite sich aus seinem Griff. »Es ist auf jeden Fall besser, als hier herumzusitzen und gar nichts zu tun«, sagte er.

»Wenn Sie sie finden«, sagte Cardenas, »dann bringen Sie sie hierher. Wir werden für ihre Sicherheit sorgen, bis die ganze Sache sich aufgeklärt hat.«

»Ja, gut.«

Nachdem Tavalera gegangen war, hatten Cardenas und Gaeta nichts weiter zu tun. Also schauten sie die Nachrichten, die zeigten, wie die Menge auf dem Versammlungsplatz am See immer größer wurde. Die Rednertribüne war noch leer, doch dafür paradierten ein paar kleine Bands durch die Menschenmenge, um die Leute mit ihrem Sound in Stimmung zu bringen. Sie stellte fest, dass viele leere Stühle im Gras verteilt waren.

»Wir werden keine Schwierigkeiten haben, einen Platz zu finden«, murmelte Cardenas.

Gaeta erhob sich aus dem Armstuhl und setzte sich neben

Cardenas auf das Sofa. Sie schauten sich auf Tuchfühlung das Video an. Trotz ihrer Verliebtheit sagte Cardenas sich, dass Gaeta in einer, spätestens in zwei Wochen seine Sachen packen und sich anschicken würde, das Habitat zu verlassen. Sein Ionentriebwerks-Schiff war bestimmt schon auf dem Weg hierher, sagte sie sich. Soll ich mit ihm gehen? Würde er das überhaupt wollen?

Das Telefon klingelte. Cardenas rief die Botschaft auf den Monitor auf. Es war das Dossier von Susan Lane aus den Akten des Hauptquartiers der Neuen Moralität in Atlanta.

»Sie haben die falsche Lane erwischt«, sagte Gaeta.

Doch dann erschien das unverkennbare Konterfei von Holly.

»Sie muss ihren Namen geändert haben«, sagte Cardenas.

»Ist das etwa ein Zeichen für Instabilität?«

Sie lasen das Dossier durch und ließen jedes Wort und jede Statistik auf sich wirken.

»Geistige und emotionale Probleme werden aber nicht erwähnt«, sagte Gaeta.

»Auch keine Medikation.«

»Die Hundesöhne haben ihr Dossier gefälscht. Sie wollen sie verladen.«

Cardenas speicherte die gesamte Datei in ihrem Palmtop ab. Dann sprang sie auf.

»Wir werden zur Versammlung gehen und Eberly damit konfrontieren«, sagte sie.

»In Ordnung«, sagte Gaeta.

Als er jedoch die Eingangstür aufschob, standen vier stämmige Männer und Frauen in den pechschwarzen Gewändern des Sicherheitsdienstes im Gang. Sie hatten kurze schwarze Knüppel am Koppelgürtel hängen.

»Oberst Kananga möchte mit Ihnen sprechen«, sagte eine der Frauen, die die Anführerin zu sein schien. »Nach der Versammlung. Er bittet Sie hier zu bleiben, bis er zu Ihnen kommt.«

Wortlos schob Cardenas die Tür zu und ging zum Sofa zurück.

»Sie müssen über alles Bescheid wissen«, sagte Gaeta.

»Sie haben das Apartment verwanzt«, sagte Cardenas und ließ sich wieder aufs Sofa fallen. »Sie hören jedes Wort, das wir sagen. Und sie wissen jetzt auch über Hollys Dossier aus Atlanta Bescheid.«

»Dann wissen sie auch, dass Tavalera in den Tunnels nach ihr sucht«, sagte Gaeta mit einem Gefühl der Hilflosigkeit und Ohnmacht.

Die letzte Wahlkampfveranstaltung

Inmitten der sie umschwärmenden Leute war ein Gespräch kaum möglich. Eberly und Morgenthau gingen nebeneinander den Pfad entlang, der zum Veranstaltungsort am See führte. Vyborg war dicht hinter ihnen, und Kananga und zwei seiner kräftigsten Männer gingen voran und bahnten ihnen einen Weg durch die dichte Menschenmenge, die den Pfad säumte. Die Leute riefen, lächelten und versuchten Eberly die Hand zu schütteln, ihn zu berühren und ein Lächeln von ihm zu erhaschen.

Er hätte ihnen gern die Hände geschüttelt, ihnen ein Lächeln geschenkt und sich in ihrer Verehrung gesonnt. Stattdessen ignorierte er sie, während er mit Morgenthau sprach.

»Sie ist in den Tunnels?«, rief er übers Stimmengewirr der Menge.

Morgenthau nickte und schnaufte, obwohl sie in der Menge kaum schneller als im Schneckentempo vorankamen.

»Cardenas' Assistent sucht in den Tunnels nach ihr«, schrie sie Eberly ins Ohr.

»Ich hoffe nur, dass er mehr Erfolg hat als Kanangas Affen.«

»Was?«

»Nichts«, sagte er lauter. »Schon gut.«

»Wir haben Cardenas und den Stuntman unter Hausarrest gestellt. Sie haben Hollys ursprüngliches Dossier.«

Das ließ bei Eberly die Alarmglocken schrillen. »Wie sind sie denn daran gekommen?«

»Sie haben es aus Atlanta. Die Neue Moralität hat anscheinend über jeden an Bord des Habitats ein Dossier angelegt.«

»Ich hätte diese Datei auch frisieren sollen«, sagte Eberly und rang frustriert die Hände.

»Dafür ist es nun zu spät.«

»Die Sache läuft allmählich aus dem Ruder. Wir können Gaeta und Cardenas nicht einsperren. Ich habe Gaetas Stunt schließlich als Wahlkampf-Höhepunkt gepusht.«

»Vyborg hielt es fürs Beste, sie bis zu der Wahl morgen Abend aus dem Verkehr zu ziehen.«

Eberly schaute über die Schulter. Vyborg. Dieser griesgrämige kleine Troll ist die Ursache des ganzen Ärgers, sagte er sich. Wenn ich erst einmal fest im Sattel sitze, werde ich mich seiner entledigen. Aber die kleine Schlange weiß zu viel über mich, sagte er sich dann. Die einzige Art, ihn loszuwerden, ist, ihn für immer zum Schweigen zu bringen.

Eine Blaskapelle kam mit Umptata-umptata auf sie zu, nahm die kleine Gruppe in die Mitte und eskortierte sie zur Rednertribüne. Es waren Amateurmusiker, die mit Spielfreude wettmachten, was ihnen an Talent fehlte. Sie tröteten so laut, dass Eberly keinen klaren Gedanken zu fassen vermochte.

Urbain und Timoschenko saßen bereits auf der Bühne, wie er beim Näherkommen sah. Die Menge jubelte laut und hatte sich schon fast in Ekstase gesteigert. Wilmot war nirgends zu sehen. Gut. Er bleibt in seiner Unterkunft, wie ich es befohlen habe. Ich will, dass diese Leute mich als ihren Anführer betrachten und niemanden sonst.

Er erklomm die Stufen und nahm auf dem Stuhl zwischen Timoschenko und Urbain Platz. Die vielen kleinen Bands vereinigten sich vor der Bühne zu einem großen Orchester und boten eine schwache Interpretation von *Now Let Us Fraise Famous Men* dar. Eberly fragte sich, wie die Frauen des Habitats diesen sexistischen Affront wohl aufnahmen. Die Band war aber so schlecht, dass es darauf auch nicht mehr ankam, sagte er sich.

Schließlich verstummte die Katzenmusik, und die Menge fiel in ein erwartungsvolles Schweigen. Eberly sah, dass dreitausend Bewohner des Habitats im Gras standen und ihn anschauten. Es war die größte Wahlkampfveranstaltung bisher, und doch war Eberly enttäuscht und fühlte sich zurückgesetzt. Siebzig Prozent der Bevölkerung ist die Wahl so egal, dass sie nicht zur Veranstaltung erschienen sind. Siebzig Prozent! Sie sitzen zu Hause, legen die Hände in den Schoß und beschweren sich dann aber, wenn die Regierung Dinge tut, die ihnen nicht behagen. Die Narren verdienen, was auch immer sie bekommen.

Die Leute setzten sich auf die Stühle, die für sie aufgestellt worden waren. Eberly sah, dass viele Stühle leer blieben. Ehe das Publikum wieder unruhig wurde, erhob er sich langsam und trat ans Podium.

»Die Sache ist mir irgendwie peinlich«, sagte er, während er das Mikrofon am Gewand befestigte. »Professor Wilmot kann heute Abend nämlich nicht bei uns sein und hat mich deshalb gebeten, an seiner Stelle als Moderator zu fungieren.«

»Das muss dir doch nicht peinlich sein!«, ertönte eine Frauenstimme irgendwo in der Menge.

Eberly schaute mit einem strahlenden Lächeln in ihre ungefähre Richtung und fuhr fort: »Wie Sie vielleicht schon wissen, wollen wir Sie heute Abend nicht mit langatmigen Ausführungen langweilen. Jeder Kandidat wird ein kurzes, fünfminütiges Statement abgeben, das seine Position in Bezug auf die wichtigsten Themen zusammenfasst. Nach diesen Statements werden Sie dann Gelegenheit haben, den Kandidaten Fragen zu stellen.«

Er hielt für eine Sekunde inne und fuhr dann fort: »Die Reihenfolge der Redner für diesen Abend wurde ausgelost, und ich darf anfangen. Allerdings glaube ich, dass es zu viel des Guten wäre, wenn ich der Moderator *und* der erste Redner wäre; also werde ich die Reihenfolge, in der die Kandidaten ihre Statements abgeben, ändern und als Letzter sprechen.«

Es herrschte Totenstille im Publikum. Eberly drehte sich leicht zu Urbain um und dann wieder zur Menge. »Unser erster Redner wird deshalb Dr. Edouard Urbain sein, unser Chef-Wissenschaftler. Dr. Urbain hat eine eindrucksvolle Karriere…«

Holly schaute im Tunnel die Übertragung der Veranstaltung an. Professor Wilmot ist nicht da, sagte sie sich. Ich frage mich, wieso.

Dann wurde sie sich bewusst, dass dies *die* Gelegenheit war, zu Wilmot zu gelangen, ohne von Kananga oder sonst jemandem daran gehindert zu werden. Holly stand auf. Sie hatte die Augen noch immer auf dem Bildschirm und sah, dass fast alle auf der Veranstaltung waren. Ich wette, dass Wilmot in seinem Quartier ist. Ich könnte mich dort 'reinschleichen und ihm sagen, was hier vorgeht.

Sie schaltete den Wandbildschirm ab und ging zielstrebig durch den Tunnel in Richtung Athen, wo sich Wilmots Unterkunft befand.

Nach ein paar Minuten bog sie indes in einen Nebentunnel ab, durch die Instandhaltungs-Roboter zwischen den Haupt-Versorgungstunnels wechselten. Es hat keinen Sinn, schnurstracks aufs Dorf zuzumarschieren, sagte sie sich. Mach lieber einen Umweg und halte Ausschau nach Wachen, die vielleicht hier Streife gehen.

Deshalb verfehlte Raoul Tavalera sie, der von Athen kommend auf der Suche nach ihr durch den Versorgungstunnel ging.

Urbain und Timoschenko nutzten ihre fünf Minuten, um noch einmal die Positionen zu bekräftigen, die sie schon im bisherigen Verlauf des Wahlkampfs vertreten hatten. Urbain betonte, dass wissenschaftliche Forschung der eigentliche Zweck des Habitats sei, sein *raison d'être,* und dass mit ihm als Leiter des Habitats die Erforschung von Saturn und Titan ein großer Erfolg werden würde. Timoschenko hatte zum Teil

Eberlys ursprüngliche Position aufgegriffen, dass die Wissenschaftler keine abgehobene Elite werden dürften, der alle anderen im Habitat zu dienen hätten. Eberly hatte den Eindruck, dass Timoschenko stärkeren und längeren Applaus erhielt als Urbain.

Als Timoschenko sich setzte, stand Eberly auf und ging langsam zum Podium. Ob Morgenthau Recht hat, fragte er sich. Ob Urbains Wähler zu Timoschenko wechsein? Ob die Ingenieure den Schulterschluss mit den Wissenschaftlern suchen?

Das macht keinen Unterschied, sagte Eberly sich, als er die Kanten des Podiums packte. Es wird Zeit, einen Keil zwischen sie zu treiben. Es wird Zeit, die überwältigende Mehrheit der Stimmen auf mich zu vereinigen.

»Es wird Zeit«, sagte er zum Publikum, »den letzten Redner vorzustellen. Ich bin in der ungewohnten Situation, mich selbst vorstellen zu müssen.«

Vereinzeltes Gelächter ertönte in der Menge.

»Also darf ich ohne Übertreibung sagen, dass hier jemand ist, der nicht mehr vorgestellt werden muss: Ich!«

Das Publikum lachte. Vyborg und ein paar seiner Leute applaudierten, und der Großteil der Menge schloss sich ihnen an. Eberly stand am Podium und sog ihre Verehrung förmlich ein – ob echt oder gespielt spielte für ihn keine Rolle, solange die Leute da unten so funktionierten, wie er es wollte.

»Dieses Habitat ist mehr als ein Spielplatz für Wissenschaftler«, sagte Eberly, nachdem sie sich wieder beruhigt hatten. »Es ist mehr als eine wissenschaftliche Expedition. Es ist unsere Heimat: eure und meine. Und doch wollen *sie* uns sagen, wie wir zu leben haben und dass wir

ihnen zu dienen hätten.

Sie halten es für selbstverständlich, dass wir eine strenge Bevölkerungskontrolle betreiben, obwohl dieses Habitat mit Leichtigkeit das Zehnfache der gegenwärtigen Population beherbergen und ernähren könnte.

Aber wie können wir uns eine wachsende Bevölkerung überhaupt leisten? Unsere Ökologie und Ökonomie sind starr und geschlossen. In *ihren* Plänen für unsere Zukunft ist kein Raum für Bevölkerungswachstum, für Babies.

Ich habe einen anderen Plan. Ich weiß, wie wir leben und wachsen und glücklich sein können. Ich weiß, wie jeder Einzelne von euch reich werden kann!«

Eberly spürte das aufkeimende Interesse der Menge. Er hob den Arm und sagte:

»Um den Saturn kreist der größte Schatz im Sonnensystem: Billionen Tonnen von Wasser. Wasser! Was würden Selene und die anderen Städte auf dem Mond wohl für eine unerschöpfliche Wasserversorgung zahlen? Was würden die Mineure und Prospektoren im Asteroidengürtel zahlen? Mehr als Gold, mehr als Diamanten und Perlen ist Wasser die wertvollste Ressource im Sonnensystem! Und wir sitzen auf so viel Wasser, dass wir alle reicher sein werden als Krösus.«

»Nein!«, schrie Nadia Wunderly und sprang inmitten des Publikums auf. »Das können Sie nicht tun! Das dürfen Sie nicht tun!«

Drei Tage, drei Stunden und elf Minuten bis zur Ankunft

Eberly sah, wie eine kleine, pummelige Frau mit stachligem rotem Haar sich einen Weg durch die Menge bahnte.

»Sie dürfen die Ring-Partikel nicht absaugen!«, rief sie, während die Leute ihr eine Gasse freimachten. »Sie werden die Ringe ruinieren! Sie werden sie zerstören!«

Eberly gebot der Menge mit erhobener Hand zu schweigen und sagte trocken: »Wie es scheint, sind wir nun beim Frage- und Antwort-Teil dieser abendlichen Veranstaltung angelangt.«

Nachdem sie sich durch die Menge gekämpft und den Rand der Plattform erreicht hatte, blieb Wunderly stehen. Auf einmal wirkte sie verlegen und unsicher. Sie lief rot an und schaute sich um.

Eberly schaute lächelnd auf sie hinunter. »Wenn die anderen Kandidaten keine Einwände haben, würde ich diese junge Frau hier gern aufs Podium bitten, damit sie uns ihre Ansicht darlegen kann.«

Das Publikum applaudierte: lauwarm, aber es war immerhin Applaus. Eberly warf einen Blick auf Urbain und Timoschenko, die hinter ihm saßen. Urbain wirkte unsicher, beinahe verwirrt.

Timoschenko saß mit über der Brust verschränkten Armen da und hatte einen Ausdruck irgendwo zwischen Langeweile und Abscheu in seinem dunklen Gesicht.

»Kommen Sie herauf«, sagte Eberly. »Kommen Sie her und sagen Sie uns allen Ihre Meinung.«

Wunderly zögerte für einen Moment. Dann erklomm sie mit grimmigem Gesicht und entschlossen zusammengepressten Lippen die Stufen zur Plattform und ging ans Podium.

Während Eberly ein Mikrofon am Revers ihres Gewands

befestigte, sagte sie ernst: »Sie können die Ringe nicht ausbeuten…«

Eberly brachte sie mit erhobenem Finger zum Schweigen. »Einen Moment noch. Würden Sie uns bitte erst Ihren Namen nennen. Und Ihre Tätigkeit.«

Sie schluckte, ließ den Blick übers Publikum schweifen und sagte: »Dr. Nadia Wunderly. Ich gehöre zum Fachbereich Planeten Wissenschaften.«

»Eine Wissenschaftlerin.« Dachte ich mir schon, sagte Eberly sich. Nun habe ich die Gelegenheit, den Wählern zu zeigen, wie egozentrisch die Wissenschaftler sind, wie rechthaberisch sie sind und dass sie sich keinen Deut um den Rest von uns scheren.

»Das stimmt, ich bin eine Planetenwissenschaftlerin. Und Sie können die Ringe nicht abbauen. Sie würden sie zerstören. Ich weiß wohl, dass sie groß wirken, aber wenn Sie alle Ring-Partikel zusammennehmen, würden sie einen Eiskörper mit einem Durchmesser von nicht einmal hundert Kilometern bilden.«

»Möchten Sie sich an dieser Diskussion beteiligen, Dr. Urbain?«, wandte Eberly sich an Urbain.

Der Quebecer erhob sich von seinem Stuhl und ging zum Podium. Timoschenko saß mit noch immer über der Brust verschränkten Armen reglos da und schaute finster.

»Die Ringe sind fragil«, sagte Wunderly ernst. »Wenn man ihnen tonnenweise Partikel entzieht, werden sie vielleicht zerbrechen.«

»Dr. Urbain, stimmt das?«, fragte Eberly.

Urbains Gesicht verfinsterte sich für einen Moment. Dann zupfte er sich am Bart und erwiderte: »Ja, natürlich, wenn man

den Ringen ständig Partikel entzieht, wird man sie irgendwann destabilisieren. Das ist offensichtlich.«

»Wie viele Tonnen Eispartikel können wir den Ringen denn entziehen, ohne sie zu destabilisieren.«

Urbain schaute auf Wunderly und zuckte unschlüssig die Achseln. »Das weiß niemand.«

»Ich könnte es ausrechnen«, sagte Wunderly.

»Wie viele Tonnen Eis enthalten die Ringe überhaupt?«, fragte Eberly.

»Etwas mehr als fünfmal-zehn-hoch-siebzehn-Tonnen«, sagte Wunderly, bevor Urbain zu antworten vermochte.

»Fünfmal…« Eberly setzte ein verwirrtes Gesicht auf. »Für mich hört sich das nach ziemlich viel an.«

»Das ist eine Fünf mit siebzehn Nullen«, sagte Urbain.

»Fünfhundert Billiarden Tonnen«, sagte Wunderly.

Eberly gab sich erstaunt. »Und da machen Sie sich Sorgen, wenn wir jährlich ein paar hundert Tonnen davon abzweigen?«

Spöttisches Gelächter wurde in der Menge laut.

»Aber wir wissen nicht, welche Auswirkungen das auf die Ringdynamik hätte«, sagte Wunderly fast flehentlich.

»Sie sprechen von ein paar hundert Tonnen pro Jahr, aber dabei wird es nicht bleiben«, fügte Urbain dezidiert hinzu.

»Ja, aber es sind doch fünfhundert *Billiarden* Tonnen vorhanden«, sagte Eberly.

»Und früher war ganz Kanada einmal mit Wald bedeckt«, sagte Urbain mit bebenden Nasenflügeln. »Wo sind die Bäume nun? Einst wimmelte es in den Weltmeeren von Fischen. Und nun stirbt selbst das Plankton aus. Einst waren die Dschungel Afrikas die Heimat der großen Menschenaffen. Und heute

leben die einzigen noch existierenden Schimpansen und Gorillas in Zoos.«

Eberly wandte sich ans Publikum und sagte mit sonorer und autoritärer Stimme: »Nun seht ihr, weshalb es den Wissenschaftlern nicht erlaubt sein darf, dieses Habitat zu leiten. Ihnen liegen Menschenaffen mehr am Herzen als die Menschen selbst. Sie wollen uns fünfhundert Billiarden Tonnen Wassereis vorenthalten, wo schon ein winziger Bruchteil dieses Wassers uns alle reich machen würde.«

»Aber wir wissen noch nicht genug über die Ringe«, platzte Wunderly heraus. »Ab einem gewissen Punkt würde die Dynamik der Ringe vielleicht so beeinträchtigt, dass sie auf den Planeten stürzen!«

»Und was würde dann mit den lebendigen Organismen unter den Wolken geschehen?«, fügte Urbain hinzu. »Das wäre eine unvorstellbare Umweltkatastrophe. Ein Planeten-Genozid!«

Eberly schüttelte den Kopf. »Indem man vielleicht hundert Tonnen von fünfhundert Billiarden wegnimmt.«

»Ja«, sagte Urbain schroff. »Ich werde das nicht erlauben. Zumal die internationale Astronauten-Behörde das gar nicht zulassen würde.«

»Und wer will uns daran hindern?«, erwiderte Eberly genauso schroff. »Wir sind eine unabhängige Körperschaff. Wir müssen uns weder dem Diktat der IAA noch einer anderen irdischen Autorität beugen.

Ich werde eine Regierung bilden, die von allen irdischen Zwängen unabhängig ist«, sagte er ans Publikum gewandt. »Wie Selene. Wie die Bergbau-Siedlungen im Asteroiden-Gürtel. Wir werden unsere eigenen Herren sein! Das

verspreche ich euch!«

Das Publikum brüllte seine Zustimmung heraus. Urbain schüttelte konsterniert den Kopf. Und Wunderly brach in Tränen aus.

Professor Willmots Unterkunft

Anstatt seiner üblichen Abendunterhaltung verfolgte Wilmot diesmal die Abschlusskundgebung. Eberly ist ein Schwadroneur, nichts anderes, sagte er sich. Die Ringe ausbeuten und alle reich machen. Eine großartige Idee. In ökologischer Hinsicht wäre das wohl unklug, aber die kurzfristigen Profite werden die Angst vor langfristigen Problemen in den Hintergrund schieben.

Die Wissenschaftler sind damit natürlich nicht einverstanden. Aber was können sie schon tun? Eberly hat die Wahl im Sack. Timoschenkos Leute werden mit der Brieftasche abstimmen und Eberly wählen. Und ich wette, auch ein großer Teil der Wissenschaftler.

Er lehnte sich in seinem komfortablen Polstersessel zurück und sah, wie die Leute die Plattform stürmten und Eberly auf ihren Schultern davontrugen. Urbain, Timoschenko und diese bedauernswerte kleine, rothaarige Frau blieben wie verlassene Kinder zurück.

Holly wusste, dass der Versorgungstunnel, der direkt ins Apartmentgebäude führte, in dem Professor Wilmot lebte, keinen anderen Ausgang hatte. Seit sie untergetaucht war, hatte sie sich im Schutz der Nacht in Bürogebäude geschlichen

und die sanitären Einrichtungen benutzt. Sie hatte sich sogar im Haupt-Lagerhaus neue Kleidung beschafft, ohne entdeckt zu werden. Nun würde sie jedoch das Risiko eingehen müssen, das Dorf zu betreten und im Blickfeld der Überwachungskameras an den Laternenpfählen durch die Straßen von Athen zu laufen.

Wie soll ich das schaffen, ohne gesehen zu werden, fragte sie sich, während sie durch den Tunnel ging. Ich brauche eine Tarnung.

Oder ich muss ein Ablehnungsmanöver inszenieren, sagte sie sich. Sie blieb stehen, setzte sich auf den Boden und dachte angestrengt nach.

Tavalera ging kilometerweit durch den Haupt-Versorgungstunnel, der von Athen ausgehend unter den Gärten und Farmen bis zum Ende des Habitats führte. Keine Spur von Holly.

Er kam an einem kompakten, kleinen Wartungsroboter vorbei, der mit einem zornig summenden Staubsauger einen kleinen Bereich des Metallbodens bearbeitete.

Tavalera blieb stehen und betrachtete den kompakten, kastenförmigen Roboter. Aus seiner Zeit in der INST wusste er, dass die Roboter durch diese Tunnels patrouillierten – sie waren darauf programmiert, eventuelle Freisetzungen zu beseitigen und Menschen um Hilfe zu rufen, falls sie auf irgend etwas stießen, das ihre begrenzten Möglichkeiten überstieg. Tavalera erkannte, dass es mit dieser Stelle eine gewisse Bewandtnis hatte, obwohl er weder Schmutz noch Olschmiere sah. Waren es vielleicht Krümel gewesen? War es möglich, dass Holly hier Rast gemacht und etwas gegessen

hatte?

Er ließ in beiden Richtungen den Blick durch den Tunnel schweifen. Nachdem der Roboter sich vergewissert hatte, dass der Abschnitt wieder sauber war, rollte er in Richtung des Habitat-Endes davon. Er wich Tavalera geschickt aus und ließ die Sensoren spielen, um sich davon zu überzeugen, dass ihm wirklich nichts entgangen war.

»Holly!« rief Tavalera in der Hoffnung, dass sie nah genug war, um ihn zu hören.

Die unter Hausarrest stehenden Cardenas und Gaeta saßen nebeneinander auf dem Sofa und verfolgten in der Enge ihres Apartments die Veranstaltung.

»Die Ringe ausbeuten?«, fragte Cardenas atemlos. »Nadia wird bei diesem Ansinnen einen Anfall bekommen.«

Gaeta stieß ein Grunzen aus. »Ich nicht. Vielleicht hat er gar nicht mal so Unrecht. Zehn hoch siebzehn ist schließlich eine sehr große Zahl.«

»Trotzdem…«, murmelte Cardenas.

»Du kennst den Preis für eine Tonne Wasser?«

»Ich weiß, dass es wertvoller ist als Gold«, sagte Cardenas, »aber das liegt nur daran, dass der Goldpreis total verfallen ist, seit die Felsenratten die Asteroiden ausbeuten.«

»Die Ringe abbauen.« Gaeta kratzte sich am Kinn. »Könnte funktionieren.«

»Und was werden wir wegen Holly unternehmen«, fragte Cardenas mit einer plötzlichen Schärfe in der Stimme.

»Wir können nicht viel tun, nicht wahr?«, sagte Gaeta. »Wir sitzen hier fest.«

»Jedenfalls im Moment.«

»So?«

»Wir haben immer noch das Telefon«, sagte Cardenas.

»Und wen willst du anrufen?«

»Wer könnte uns helfen? Und Holly?«

»*Quien sabe?*«

»Was ist denn mit Professor Wilmot?«

»Er war nicht auf der Veranstaltung«, sagte Gaeta.

»Dann ist er wahrscheinlich zu Hause.«

Cardenas befahl dem Telefon, den Professor anzurufen. Es kam zwar kein Bild, doch Wilmots kultivierte Stimme sagte: »Ich kann im Moment leider nicht mit Ihnen sprechen. Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht.«

Bevor Gaeta sich zu äußern vermochte, sagte Cardenas: »Professor, hier spricht Kris Cardenas. Ich mache mir Sorgen wegen Holly Lane. Ich war so frei, mir ihr Dossier von der Erde kommen zu lassen, und es entspricht nicht dem Dossier, von dem Eberly behauptet, dass es ihres sei. Es gibt keinerlei Hinweise auf eine mentale Störung oder emotionale Instabilität. Hier stimmt ganz offensichtlich etwas nicht, und ich würde das gern so bald wie möglich mit Ihnen besprechen.«

»Unter der Voraussetzung, dass Eberly uns wieder freilässt«, sagte Gaeta, nachdem die Gesprächslampe des Telefons erloschen war.

»Er kann uns nicht ewig hier gefangen halten«, erwiderte Cardenas gepresst.

»Im Moment sitzen wir auf jeden Fall hinter Schloss und Riegel.«

»Was können wir tun?«, fragte sie sich laut.

Gaeta griff nach ihr. »Du kennst doch den berühmten

Ausspruch.«

Sie ließ sich von ihm in den Arm nehmen. »Nein, wie lautet er denn?«

Er grinste. »Wenn man dir eine Zitrone gibt, presse sie aus.«

Sie dachte an die Wanzen, die Eberlys Leute im Apartment platziert haben mussten. »Sie lassen uns wahrscheinlich mit Kameras überwachen.«

Er grinste schelmisch. »Dann wollen wir ihnen doch etwas bieten.«

Cardenas schüttelte den Kopf. »O nein. Wir können aber unter der Decke bleiben. Ich glaube nicht, dass sie hier auch Wärmesensoren installiert haben.«

Holly gelangte ins Verwaltungsgebäude und huschte durch die leeren Korridore in ihr Büro. Weil es dort kein Fenster gab, ging sie in Morgenthaus Büro und schaute auf die Straße hinaus. Leer. Die Leute sind entweder auf der Veranstaltung oder verfolgen sie von zu Hause aus, sagte sie sich. Hoffte sie jedenfalls.

Aber da sind immer noch die Sicherheits-Affen, die die Überwachungskameras im Blick haben. Und noch schlimmer, sie wusste, dass Computer darauf programmiert waren, alle besonderen Vorkommnisse zu melden, die die Kameras erfassten. Ich wette, dass mein Steckbrief auf der Liste dieser besonderen Vorkommnisse steht. Menschen können abgelenkt oder sogar bestochen werden; die verdammten Computer aber sind unbestechlich.

Ich muss ein Ablenkungsmanöver starten. Die Computer werde ich damit nicht täuschen, aber die Sicherheitsleute beschäftigen.

Ein Ablenkungsmanöver.

Holly schloss die Augen und rief sich die Schaltungen des Sicherheitssystems des Habitats in Erinnerung, die sie abgespeichert hatte. Für ein paar Minuten saß sie an Morgenthaus Schreibtisch und hatte das Gesicht zu einer konzentrierten Grimasse verzerrt. Schließlich lächelte sie. Sie aktivierte Morgenthaus Computer, gab den Zugangs-Code für das Brandschutzsystem ein und wies den Computer an, ein Ablenkungsmanöver für sie zu inszenieren.

Tavalera schlurfte müde durch den Tunnel zurück, durch den er gekommen war. Zumindest war er sich ziemlich sicher, dass es derselbe Tunnel war. In der Nähe des Habitat-Endes, wo mehrere Tunnels zusammenliefen, hatte er nämlich ein paar Kurven beschrieben.

Nach wie vor keine Spur von Holly. Vielleicht haben die Affen von der Sicherheit sie erwischt. Er spürte Ärger in sich aufwallen. Zorn, Frustration und Furcht wüteten in ihm. Verstärkt durch den dumpfen Schmerz in der Seite, wo sie ihn mit den Knüppeln geschlagen hatten.

Die Bastarde, sagte er sich. Holly hat doch niemandem etwas getan. Wieso sind sie überhaupt hinter ihr her? Wo könnte sie sein? Ist sie in Sicherheit? Haben sie sie schon erwischt? Wo steckt sie nur?

Er blieb stehen und schaute sich im schwach beleuchteten Tunnel um. Rohrleitungen und Kabelstränge verliefen an der Decke und an beiden Wänden.

»Mein Gott«, murmelte er. »Wo, zum Teufel, bin ich hier?«

Die Beobachtung der Überwachungskameras war eine leichte

Übung. Gee Archer saß mit dem Rücken zur Doppelreihe der Überwachungsmonitore, während er mit einem Stift an die Zähne klopfte und seinen nächsten Zug plante.

»Schläfst du?«, fragte Yoko Chiyoda mit einem kessen Grinsen.

»Ich überlege«, sagte Archer.

»Da scheint es kaum einen Unterschied zu geben.«

Sie war eine große Frau mit einem massigen Körper und dicken Gliedmaßen, die durch jahrelanges Kampfsport-Training ziemlich muskulös waren. Archer war schlank, fast zerbrechlich und hatte zurückgekämmtes blondes Haar und sanfte rehbraune Augen. Der Bildschirm zwischen ihnen zeigte die Schlachtformationen der russischen und japanischen Flotte in der Straße von Tsuschima im Mai 1905. Nur um Archer zu ärgern, hatte sie die russische Seite gewählt und brachte ihm trotzdem eine vernichtende Niederlage nach der andern bei.

»Gib mir noch eine Minute«, nuschelte Archer.

»Aber du hast doch schon…«

Mehrere Dinge ereigneten sich gleichzeitig. Die Sprinkleranlage der Decke besprühte sie mit Wasser. Die Interkom-Lautsprecher plärrten: › Feuer. Das Gebäude sofort evakuieren‹. Archer sprang auf, wobei er sich schmerzhaft den Kopf am Tisch stieß. Chiyoda stand auch auf und spie das eiskalte Wasser aus, das auf ihr Gesicht herabregnete. Sie packte Archer an der Hand und zerrte ihn humpelnd zur Tür.

Einer der nun unbeobachteten Uberwachungsmonitore zeigte eine einsame Frau, die schnell die leere Straße in Athen entlangging, die vom Verwaltungsgebäude zum Komplex der Apartmentgebäude weiter oben auf dem Hügel führte. ›Es

besteht eine dreiundneunzigprozentige Übereinstimmung zwischen der Person im Erfassungsbereich der Kamera und der flüchtigen Holly Lane‹, sagte die synthetische Stimme des Sicherheits-Computers. ›Sofort die Sicherheitszentrale benachrichtigen, um die entsprechenden Maßnahmen zur Ergreifung der flüchtigen Holly Lane zu treffen. Sie wird gesucht wegen…‹

Doch weder Archer noch Chiyoda hörten den Sicherheits-Computer. Sie waren schon fast aus dem Gebäude. Klitschnass rannten sie blindlings weiter, um dem Feuer zu entkommen, das einzig und allein in den Schaltkreisen des Sicherheits-Computers brannte.

Computer sind ja so schlau, sagte Holly sich und zugleich so doof. Ein Mensch hätte erst einmal nachgeschaut, ob es wirklich im Gebäude brannte. Einen Computer muss man nur entsprechend instruieren, und schon gibt er Feueralarm, auch wenn's gar nicht brennt. Grinsend eilte sie die Treppe zum Apartmentgebäude hinauf und gab den Sicherheitscode ein. Die Tür öffnete sich seufzend, und sie trat ein. Nun befand sie sich außerhalb des Erfassungsbereichs der Überwachungskameras und stieg die Treppe hinauf in den zweiten Stock, wo Wilmots Apartment war.

Und lief den beiden Sicherheitsbeamten in die Arme, die vor Wilmots Tür auf dem Flur standen.

»Es darf niemand zu Professor Wilmot«, sagte der erste.

»Aber ich…«

»He!«, rief die zweite Wache. Erkenntnis dämmerte in ihrem Gesicht. »Sie sind doch Holly Lane, nicht wahr?«

Holly wandte sich zur Flucht, aber die Wache packte sie am

Arm. Sie wollte ihr einen Schlag versetzen, doch dann fiel die zweite Wache ihr in den Arm, während sie noch ausholte.

»Geben Sie auf. Wir wollen Ihnen nicht wehtun.«

Holly sah ein, dass es keinen Sinn hatte. Sie entspannte sich und schaute sie finster an.

Die erste Wache schlug so fest gegen Wilmots Tür, dass sie im Rahmen klapperte, während die zweite Wache aufgeregt in ihren Palmtop sprach:

»Wir haben sie! Holly Lane. Die Flüchtige. Sie ist hier vor Wilmots Quartier.«

»Ausgezeichnet«, ertönte eine blecherne Stimme. »Halten Sie sie dort fest, bis wir eintreffen.«

Wilmot öffnete die Tür. Er trug einen flauschigen blauen Morgenmantel, den er fest um die Hüfte verknotet hatte. Seine Augen weiteten sich vor Erstaunen, als er Holly im Griff der Wache sah.

»Sie haben Besuch, Professor«, sagte die Wache und stieß Holly am verblüfften alten Mann vorbei in sein Wohnzimmer. Dann schob sie die Tür wieder zu.

»Ich sollte mich wohl nicht über Ihr Erscheinen wundern«, sagte Wilmot. »Das einzig Erstaunliche ist, dass es Ihnen gelungen ist, sich den Sicherheitsleuten so lang zu entziehen.«

»Leider nicht lang genug«, sagte Holly ziemlich zerknirscht.

»Setzen Sie sich erst einmal. Wir können es uns genauso gut bequem machen. Möchten Sie etwas? Vielleicht einen Sherry?«

»Nein danke.« Holly setzte sich auf die Kante eines der beiden identischen Armstühle. Sie warf einen Blick auf die verschlossene Tür. Es führt kein anderer Weg hinaus, sagte sie sich. Wilmot ließ sich mit einem schmerzlichen Seufzer auf den anderen Armstuhl sinken.

»Was führt Sie überhaupt zu mir?«, fragte er.

»Ich wollte Sie um Ihre Hilfe bitten«, sagte Holly. »Oberst Kananga hat Don Diego ermordet, und nun ist er auch hinter mir her.«

»Diego Romero? Ich dachte, sein Tod sei ein Unfall gewesen.«

»Es war Mord«, sagte Holly. »Kananga hat es getan. Und er hat auch versucht, mich zu töten, nachdem ich es herausgefunden hatte.«

»Eberly steckt auch mit drin, nicht wahr?«

»Sie wissen es schon?«, fragte Holly erstaunt.

»Er hat ein Dossier veröffentlicht, aus dem hervorgeht, dass Sie geisteskrank seien«, sagte Wilmot mit einem angewiderten Gesichtsausdruck.

Holly unterdrückte die Wut und Bekümmerung, die in ihr aufstiegen. »Ja. Malcolm deckt Kananga.«

»Vorhin hat Dr. Cardenas mir Ihr Dossier von der Erde geschickt. Eberly hat ein paar Lügen über Sie fabriziert.«

»Dann werden Sie mir also helfen?«

Wilmot schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, dass ich nicht einmal mir selbst zu helfen vermag. Er hat mich hier einsperren lassen.«

»Eingesperrt? Sie? Wie konnte er das nur tun? Ich meine, Sie sind doch…«

»Das ist eine lange und traurige Geschichte«, sagte Wilmot matt.

»Und nun hat er mich auch erwischt«, sagte Holly. »Ja, das hat er leider.«

Drei Tage und 45 Minuten bis zur Ankunft

Eberly runzelte die Stirn, als Kananga die letzten Gratulanten aus seinem Apartment scheuchte. Er hatte seinen Triumph auf der Veranstaltung genossen. Und in der Verehrung der Menge gebadet. Sie hatten ihn auf Schultern getragen! Einen solchen Moment hatte Eberly noch nie zuvor erlebt.

Wo es nun auf Mitternacht zuging, schob Kananga die letzte verzückte junge Frau unsanft in den Korridor hinaus und schloss die Eingangstür des Apartments. Morgenthau saß auf dem Sofa und räumte die Kanapees auf einem der Tabletts ab, die im Raum abgestellt waren.

Vyborg saß vor einer dreidimensionalen Übertragung der Nachrichten-Sendung, die bereits eine Aufzeichnung von Eberlys kurzer Debatte mit der rothaarigen Wissenschaftlerin brachte.

»Sie haben die Leute auf Ihrer Seite«, sagte Vyborg. »Sie wollen alle reich werden. Jedenfalls die meisten von ihnen.«

»Das war ein brillantes Manöver«, pflichtete Morgenthau ihm bei.

»Stellt das Ding ab«, sagte Kananga schroff, der noch immer an der Tür lehnte. »Wir haben sie gefunden.«

Eine plötzliche Aufwallung von Furcht dämpfte das Hochgefühl, das Eberly verspürt hatte. »Sie gefunden? Holly?«

»Ja«, sagte Kananga mit einem finsteren Lächeln. »Sie hat versucht, sich in Professor Wilmots Unterkunft zu schleichen. Wollte ihn wohl um Hilfe bitten.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Immer noch dort. Meine Leute haben das Apartment abgesperrt. Ich sagte ihnen, dass sie Wilmots Telefon stilllegen

sollten.«

»Was haben Sie mit ihr vor?«, fragte Morgenthau.

Die Euphorie wich aus Eberly wie Wasser, das gurgelnd im Abfluss verschwand. Morgenthau hatte Kananga gefragt, nicht ihn.

»Wir werden sie eliminieren müssen.«

»Das ist aber nicht so einfach«, sagte Vyborg. »Wenn sie bei Wilmot ist, könnt ihr nicht einfach so reinspazieren und ihr das Genick brechen.«

»Sie kann aber auf der Flucht umkommen«, sagte Kananga.

»Und wie sollte sie fliehen?«

Kananga dachte für einen Moment nach. »Vielleicht entkommt sie den Wachen und erreicht eine Luftschleuse«, sagte er dann. »Sie zieht einen Raumanzug an und will nach draußen, um sich vor uns zu verstecken. Doch der Anzug ist schadhaft, oder vielleicht hat sie ihn auch nicht richtig geschlossen.«

Morgenthau nickte.

»Armes Mädchen«, sagte Kananga und breitete die Hände in einer Geste des *fait accompli* aus. »Sie gerät in Panik und verunglückt tödlich.«

»Sie war schließlich psychisch gestört«, sagte Vyborg mit einem fiesen Keckem.

Die drei wandten sich Eberly zu. Die Sache gerät außer Kontrolle, sagte er sich. Sie wollen mich zum Komplizen bei ihren Morden machen. Sie wollen mich zwingen, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Damit sie mich für alle Zeit in der Hand haben.

Und wenn ich ab morgen der gewählte Regierungschef bin, werden sie nach wie vor Macht über mich haben. Ich werde

eine Galionsfigur sein, eine Marionette, die an ihren Fäden tanzt. Sie werden die Macht ausüben, nicht ich.

Kananga öffnete die Tür. Eberly sah, dass der Korridor nun leer war. Es war auch schon spät. Alle seine Verehrer waren nach Hause gegangen.

»Sollen wir sie holen?«, fragte Kananga.

»Ich werde gehen«, sagte Eberly und versuchte fester und beherrschter zu klingen, als er sich eigentlich fühlte. »Und zwar allein.«

Kanangas Augen verengten sich. »Allein?«

»Allein. Es wäre doch glaubhafter, wenn sie mir entkommt anstatt zweien Ihrer Killer, nicht wahr?«

»Er hat Recht«, sagte Vyborg, bevor Kananga etwas erwidern konnte. »Wir müssen dafür sorgen, dass die Geschichte so plausibel wie möglich ist.«

Morgenthau musterte Eberly gründlich. »Diese junge Frau ist eine definitive Bedrohung für uns alle. Ob wir sie mögen oder nicht – sie muss eliminiert werden. Für einen höheren Zweck.«

»Ich verstehe«, sagte Eberly.

»Gut«, erwiderte Morgenthau.

Kananga wirkte indes nicht so zufrieden. Er wollte die Sache offensichtlich selbst in die Hand nehmen. Eberly richtete sich zu seiner vollen Größe auf und ging zur Tür. Er musste aufschauen, um Kananga in die Augen zu sehen. Der Ruander versuchte seinem Blick standzuhalten, aber nach ein paar Sekunden gab er die Tür frei. Eberly ging an ihm vorbei und trat auf den Gang hinaus. Er wagte es nicht, zurückzuschauen und ging den Gang entlang zur Eingangstür.

Kananga stand im Eingang des Apartments und schaute ihm nach. »Glaubt ihr, ob er die Power hat, die Sache

durchzuziehen?«, murmelte er.

Morgenthau wuchtete sich vom Sofa hoch. »Geben Sie ihm ein paar Minuten. Dann gehen Sie zu Wilmots Gebäude und ziehen die Wachen vor seiner Tür ab. Warten Sie, bis er und das Mädchen das Gebäude verlassen haben. Wenn Eberly sie herausbringt, können Sie und die Wache zugreifen.«

»Gut«, sagte Vyborg. »So wird er wenigstens nicht Zeuge ihrer Ermordung.«

Morgenthau warf ihm einen verächtlichen Blick zu. »Er ist darin verwickelt. Wir alle sind darin verwickelt. Ich will sichergehen, dass das Mädchen kein Problem mehr für uns darstellt.«

Holly kam aus Wilmots Bad und setzte sich müde aufs Sofa. Der Digitaluhr zufolge war es nach Mitternacht.

»Mein Telefon funktioniert auch nicht mehr«, grummelte der Professor. »Sie wollen uns wirklich in Isolationshaft halten.«

»Was wird nun geschehen?«, fragte sie.

»Das liegt im Schoß der Götter«, erwiderte Wilmot mit einem Seufzer, das fast schon ein Schnauben war. »Oder vielmehr in Eberlys und seiner Clique.«

»Ich wünschte, es gäbe eine Möglichkeit, mit Kris Cardenas zu sprechen.«

»Dr. Cardenas wohnt auch in diesem Gebäude, nicht wahr?«

»Ja.«

Wilmot schaute zur Tür. »Bei diesen zwei Wachen vor der Tür glaube ich nicht, dass es uns gelingen wird, zu ihr zu gelangen.«

»Vermutlich nicht.« Holly genoss es, auf dem Sofa zu sitzen. Es war kuschelweich.

»Es ist schon ziemlich spät«, sagte der Professor. »Ich gehe nun zu Bett. Sie können auf dem Sofa schlafen, wenn Sie möchten.«

Holly nickte. Wilmot erhob sich vom Armstuhl und ging langsam ins Schlafzimmer.

An der Schlafzimmertür blieb er stehen. »Sie wissen, wo das Bad ist. Falls Sie irgendetwas brauchen, klopfen Sie einfach.«

»Danke«, sagte Holly und unterdrückte ein Gähnen.

Wilmot ging ins Schlafzimmer und schloss die Tür. Holly streckte sich auf dem Sofa aus und fiel trotz allem in einen traumlosen Schlaf, gleich, nachdem sie die Augen geschlossen hatte.

Eberlys Gedanken jagten sich, während er langsam den Pfad entlangging, der von seinem zu Wilmots Apartmentgebäude führte.

Die Wahl beginnt schon in ein paar Stunden, sagte er sich. In ungefähr zwölf Stunden werde ich Chef der neuen Regierung sein. Dann werde ich das Sagen haben.

Aber was nützt mir das, wenn Kananga und die anderen ihre Morde wie ein Damoklesschwert über mir schweben lassen? Sie werden mich beherrschen! Ich muss nach ihrer Pfeife tanzen! Ich werde nur eine Galionsfigur sein. Sie werden die wahre Macht haben.

Es ist zum Heulen. Da habe ich mich nun all die Monate abgerackert, geplant und gearbeitet, und nun, wo der Preis zum Greifen nah ist, wollen sie mir ihn vorenthalten. Aber so ist es immer schon gewesen; jedes Mal, wenn Sicherheit, Erfolg und Glück zum Greifen nah schienen, ist mir jemand in die Quere gekommen, jemand in einer Machtposition, der mir den

Fuß in den Nacken setzte und mich wieder in den Schmutz trat.

Was kann ich tun? Was kann ich bloß tun? Sie haben mich in diese Lage gebracht und werden mich nicht mehr vom Haken lassen.

Während er den Weg zu Wilmots Gebäude entlangging, sah er, dass eine von Kanangas Wachen vor der Tür stand und auf ihn wartete.

Natürlich, sagte Eberly sich. Kananga hat schon mit ihm gesprochen und ihm gesagt, dass ich käme. Kananga und die anderen sind mir wahrscheinlich gefolgt.

Und dann hatte er eine Idee. Er blieb ein Dutzend Meter vor der schwarz gekleideten Wache stehen. Die Eingebung war so machtvoll, so brillant und so vollkommen, dass ein anderer auf die Knie gesunken wäre und welchem Gott auch immer gedankt hätte, an den er glaubte. Eberly hatte indes keinen Gott. Er grinste nur wie ein Honigkuchenpferd. Die Knie waren immer noch etwas weich, doch er ging direkt auf die Wache zu, die die Eingangstür für ihn öffnete. Ohne ein Wort zu sagen oder dem Mann auch nur zuzunicken, ging Eberly an ihm vorbei und erklomm die Stufen zu Professor Wilmots Apartment.

Das Klopfen an der Tür riss Holly aus dem Schlaf. Sie setzte sich ruckartig auf und war sofort in Alarmbereitschaft.

»Holly, ich bin es«, ertönte die gedämpfte Stimme auf der anderen Seite der Tür. »Malcolm.«

Sie erhob sich vom Sofa und ging zur Tür. Sie schob sie auf und sah Eberly. Und nur eine Wache auf dem Gang.

»Sie können nun gehen«, sagte Eberly zur Wache. »Ich

übernehme hier.«

Die Wache entbot ihm einen lässigen militärischen Gruß und ging zur Treppe.

»Holly, es tut mir Leid, dass es dazu kommen musste«, sagte Eberly, als er das Wohnzimmer betrat und sich umschaute. »Wo ist Professor Wilmot?«

»Er schläft«, erwiderte sie. »Ich werde ihn holen.«

Wilmot kam ins Zimmer. Er trug schon wieder diesen flauschigen Morgenmantel. Ansonsten machte er einen ganz normalen und hellwachen Eindruck. Das Haar war akkurat gescheitelt. Auf seinem Gesicht lag jedoch ein Ausdruck, den Holly noch nie zuvor bei dem alten Mann gesehen hatte: Skepsis, Sorge, beinahe Furcht.

»Darf ich mich setzen?«, fragte Eberly höflich.

»Tun Sie sich nur keinen Zwang an«, sagte Wilmot gereizt. »Sie können doch sowieso tun und lassen, was Sie wollen.«

Doch anstatt sich zu setzen, nahm Eberly eine längliche schwarze Kiste aus der Tasche seines Gewands und schwenkte sie im Kreis durch den Raum. Dann schwenkte er sie auf und ab, von der Decke zum Boden und wieder zurück.

»Was tun Sie denn da?«, fragte Holly.

»Ungeziefer vernichten«, sagte Eberly. »Ich sorge dafür, dass unsere Unterhaltung von niemandem sonst mitgehört wird.«

»Sie haben meine Unterkunft verwanzen lassen, nicht wahr?«, fragte Wilmot verärgert.

»Das war Vyborgs Werk«, log Eberly, »nicht meins.«

»Tatsächlich.«

»Ich will die ganze Sache klären, bevor noch weitere Gewalttaten verübt werden«, sagte Eberly und setzte sich auf einen der beiden Armstühle.

»Ich auch«, sagte Holly.

Wilmot setzte sich langsam auf den Armstuhl gegenüber Eberly. Holly ging zum Sofa. Sie nahm darauf Platz und zog die Füße unter den Körper; sie fühlte sich beinahe wie ein Mäuschen, das sich so winzig und unsichtbar wie möglich machen wollte.

»Sie sind in Gefahr, Holly. Kananga will Sie exekutieren.«

»Und was gedenken Sie dagegen zu unternehmen?«, fragte Wilmot.

»Ich brauche Ihre Hilfe«, erwiderte Eberly.

»*Meine* Hilfe? Was erwarten Sie denn von mir?«

»In etwa achtzehn Stunden werde ich zum Chef der neuen Regierung gewählt worden sein«, sagte Eberly. »Bis dahin sind Sie noch immer der Vorsteher dieser Gemeinschaft, Sir.«

»Ich stehe unter Hausarrest und werde mit einem Skandal bedroht«, grummelte Wilmot. »Welche Möglichkeiten habe ich da noch?«

»Wenn Sie diesen Wachen befehlen, wegzutreten, würden sie Ihnen gehorchen.«

»Würden Sie?«

Eberly nickte. »Ja, vorausgesetzt, ich bestätige Ihren Befehl.«

»Ich verstehe.«

Holly schaute von Eberly zu Wilmot und wieder zurück. Skandal, fragte sie sich. Hausarrest? Was geht zwischen diesen beiden denn vor?

»Kananga hat Don Diego getötet, nicht wahr?«, sagte sie zu Eberly.

»Ja.«

»Und nun will er auch mich töten.«

»Das stimmt.«

»Wie wollen Sie ihn daran hindern?«

»Indem ich ihn festnehmen lasse«, sagte Eberly, ohne zu zögern. Aber sein Gesichtsausdruck verriet Besorgnis und Zweifel.

»Angenommen, er ist nicht gewillt, sich festnehmen zu lassen?«, sagte Wilmot. »Er ist schließlich der Leiter des Sicherheitsdienstes.«

»An dieser Stelle kommen Sie ins Spiel, Sir. Sie haben noch immer die legale Macht und die moralische Autorität, den Sicherheitsdienst zu leiten.«

»Von wegen moralische Autorität«, murmelte Wilmot.

»Wir werden auch Morgenthau und Vyborg verhaften lassen müssen. Sie waren Komplizen bei Kanangas Verbrechen.«

»Das ist leichter gesagt als getan. Falls Kananga sich widersetzt, bin ich ziemlich sicher, dass die meisten Sicherheitsleute seinem Befehl folgen würden und nicht meinem.«

»Aber der Sicherheitsdienst besteht doch nur aus etwa drei Dutzend Männern und Frauen«, sagte Holly.

»Dann käme ein Dutzend auf jeden von uns«, sagte Wilmot.

»Ja«, sagte Holly. »Aber es gibt noch weitere zehntausend Männer und Frauen in diesem Habitat.«

Wahltag

Kananga schaute auf die Armbanduhr und dann hinauf zum Apartmentgebäude. Er hatte schon seit fast einer Stunde mit einem halben Dutzend seiner besten Leute auf der Straße ausgeharrt.

»Ich glaube nicht, dass sie noch rauskommen wird, Sir«, sagte die Einsatzleiterin.

»Wir könnten reingehen und sie holen.«

»Nein«, blaffte Kananga sie an. »Warten Sie noch.«

Er riss den Palmtop aus der Tasche des Gewands und rief Eberly an.

»Was ist los?«, fragte er unwirsch, als Eberlys Gesicht auf dem winzigen Monitor erschien.

»Miss Lane wird vorläufig hier in Professor Wilmots Quartier bleiben«, sagte Eberly ungerührt.

»Was? Das kommt nicht in Frage.«

»Sie wird hier bleiben, bis die Wahl beendet ist. Wir wollen doch nicht, dass jemand die Wahl stört.«

»Ich sehe aber keinen Grund, weshalb…«

»Mein Entschluss steht fest«, sagte Eberly schroff. »Sie können Wachen um das Haus postieren. Sie wird nirgendwo hingehen.«

Sein Bild verschwand, und Kananga starrte zornig auf einen dunklen Bildschirm.

»Und was tun wir nun?«, fragte die Einsatzleiterin.

Kananga schaute sie finster an. »Sie bleiben hier. Und wenn sie das Gebäude zu verlassen versucht, nehmen Sie sie fest.«

»Und Sie, Sir?«

»Ich will versuchen, ein paar Stunden zu schlafen«, sagte er und entfernte sich in Richtung seines Quartiers.

Das Telefon weckte Kris Cardenas. Schlaftrunken setzte sie sich auf und rief: »Kein Bild.« Ihr Blick fiel auf Gaeta, der selig neben ihr schlummerte, und sie sagte sich, dass der Mann wahrscheinlich auch den Weltuntergang verschlafen würde.

Hollys Gesicht erschien am Fußende des Bettes. »Kris, sind Sie da?«

»Holly!« rief Cardenas. »Wo sind Sie?«

»Ich bin in Professor Wilmots Apartment über Ihnen. Können Sie sofort herkommen?«

Cardenas sah, dass es ein paar Minuten nach sieben war. »Da stehen zwei Sicherheitsleute vor meiner Tür, Holly. Sie werden nicht…«

»Das ist schon in Ordnung. Sie werden Sie durchlassen. Professor Wilmot hat schon mit ihnen gesprochen.«

Oswaldo Yañez wachte in bester Laune auf. Er hörte seine Frau in der Küche das Frühstück zubereiten. Er duschte, putzte die Zähne und zog sich mit einem fröhlichen Pfeifen an.

Das Frühstück erwartete ihn schon auf dem Küchentisch; es dampfte und sah überhaupt recht lecker aus. Er küsste seine Frau flüchtig auf die Stirn und sagte: »Vor dem Essen muss ich noch eine staatsbürgerliche Pflicht erfüllen.«

Er setzte sich Estela gegenüber an den Tisch und aktivierte den Computer per Sprachbefehl.

»Wen wirst du denn wählen?«, fragte sie.

»Die geheime Wahl ist mir heilig, mein Schatz«, erwiderte er grinsend.

»Ich habe Eberly gewählt. Er scheint mir kompetenter als die anderen zu sein.«

Yañez klappte die Kinnlade herunter. »Du hast schon gewählt?«

»Natürlich, gleich, nachdem ich aufgewacht bin.«

Yañez' gute Laune wurde förmlich aus ihm herausgesogen. Er hatte als Erster seine Stimme abgeben wollen. Es war unfair

von seiner Frau, ihm zuvorzukommen.

Dann seufzte er entsagungsvoll. Wenigstens hat sie für den richtigen Kandidaten gestimmt.

»Sind Sie in Ordnung?«, fragte Cardenas, nachdem sie Wilmots Apartment betreten hatte. Gaeta folgte ihr auf dem Fuß; er schaut etwas verwirrt.

»Mir geht es gut«, sagte Holly. »Sie kennen alle hier Anwesenden, oder?«, wandte sie sich an Eberly und Wilmot.

»Natürlich.«

Gaeta musterte Eberly mit einem kämpferischen Blick. »Was hat das zu bedeuten, dass Sie uns in diesem Apartment versammeln? Was ist eigentlich los?«

»Wir versuchen, Miss Lane den Hals zu retten«, sagte Eberly.

»Ja«, bestätigte Wilmot. »Wir wollen Gewaltanwendung vermeiden, doch dazu müssen ganz bestimmte Maßnahmen getroffen werden.«

Holly sagte ihnen, was sie geplant hatte und was sie von ihnen erwartete.

Cardenas blinzelte, nachdem sie erst einmal begriffen hatte, worum es ging. »*Posse comitatus?*«, fragte sie ungläubig. »Ein Aufgebot?«

Gaeta stieß ein nervöses Lachen aus. »Heilige Mutter Gottes, meinst du vielleicht ein Aufgebot wie in den alten Western?«

»Das wird nicht funktionieren«, sagte Cardenas. »Diese Leute sind zu individualistisch, als dass sie ein Aufgebot stellen würden, nur weil Sie es verlangen. Sie werden wissen wollen, aus welchem Grund und wie die Aktion ablaufen soll. Befehle werden sie von Ihnen jedenfalls nicht entgegennehmen.«

»Darüber habe ich mir auch schon Gedanken gemacht«, sagte Wilmot.

Eberly lächelte jedoch. »Sie werden es tun. Ich muss nur ein wenig Überzeugungsarbeit leisten.«

Nach ein paar Stunden Schlaf stürmte Kananga in Eberlys Apartment. »Was machen Sie denn für Sachen? Wir waren uns doch einig, dass diese Lane in meinen Gewahrsam überstellt wird.«

Eberly saß mit verquollenen Augen am Schreibtisch und registrierte die ersten Wahlergebnisse. »Ich habe die Nacht durchgemacht und mich mit Ihrem Problem befasst«, sagte er.

»Mit meinem Problem? Mann, das ist auch Ihr Problem. Ich will, dass sie mir sofort überstellt wird.«

»Das wird sie schon«, sagte Eberly ungerührt. »Regen Sie sich nicht auf.«

»Wo ist sie überhaupt? Wieso ist sie nicht in meinen Händen?«

»Sie ist in Wilmots Apartment«, sagte Eberly und versuchte die Spannung zu kontrollieren, die sich in ihm aufbaute. »Sie wird nirgendwo hingehen.«

»Was geht hier eigentlich vor? Was spielen Sie für ein Spiel?« Kananga dräute über Eberly wie eine dunkle Gewitterwolke.

»Warten Sie, bis alle Wahlergebnisse vorliegen«, sagte Eberly und wies mit dem Finger auf die schnell sich ändernden Zahlen. »Wenn ich erst einmal der offizielle Leiter dieses Habitats bin, werde ich mit echter Macht ausgestattet sein.«

Kananga musterte ihn argwöhnisch.

In der Hoffnung, dass er den Ruander wenigstens halbwegs überzeugen konnte, erhob Eberly sich vom Schreibtischstuhl.

»Wenn Sie mich nun entschuldigen wollen, ich brauche etwas Schlaf.«

»Jetzt? Obwohl die Wahl noch andauert?«

»Ich vermag nichts mehr zu tun, um die Wahlen noch zu beeinflussen. Es liegt nun alles im Schoß der Götter.«

Trotz seiner Verärgerung lächelte Kananga. »Passen Sie nur auf, dass Morgenthau Ihre heidnischen Sprüche nicht zu Ohren kommen.«

Eberly erwiderte das Lächeln gezwungen. »Ich muss etwas schlafen. Es würde nämlich einen sehr schlechten Eindruck machen, wenn der neu gewählte Leiter dieses Habitats sein Amt unausgeschlafen und mit verquollenen Augen antritt.«

19 Stunden bis zur Ankunft

Edouard Urbain verfolgte die letzten Minuten der Wahl in der Abgeschiedenheit seines Privatquartiers mit einer eigentümlichen Mischung aus Enttäuschung und Erleichterung. Eberly hatte klar gewonnen, das stand am frühen Nachmittag schon fest. Urbain wartete jedoch bis zur Beendigung der Wahl um 17:00 Uhr, bevor er schließlich die Tatsache akzeptierte, dass er nicht der Leiter des Habitats sein würde.

Er lächelte beinahe. Nun kann ich mich endlich wieder meiner Arbeit widmen, sagte er sich, und werde nicht mehr von diesem politischen Affentheater abgelenkt.

Dennoch war er den Tränen nahe. Eine neuerliche Zurücksetzung. Mein Leben lang bin ich vom Spitzenplatz fern gehalten worden. Mein Leben lang hat man mir gesagt,

dass ich nicht gut genug für die Nummer eins sei. Sogar Jeanne-Marie hat sich am Ende gegen mich gewandt.

Aber das ist noch nicht alles, wurde er sich bewusst. Nun muss ich mich mit diesem verrückten Stuntman und dem Ansinnen auseinander setzen, auf der Titanoberfläche zu landen. Eberly wird die Forderung natürlich unterstützen. Ich werde die IAA bitten müssen, Eberly mitzuteilen, dass sie es nicht erlauben wird. Damit werde ich mich vor der ganzen Welt bloßstellen – ich bin nicht mal Manns genug, einen simpel gestrickten Abenteurer daran zu hindern, eine jungfräuliche neue Welt zu verseuchen.

Mit Tränen in den Augen wies er das Telefon an, eine Verbindung zu Eberly herzustellen. Ich muss ihm gratulieren und meine Niederlage eingestehen, sagte er sich. Eine erneute Niederlage. Und es wird wohl auch nicht die letzte gewesen sein.

Ilja Timoschenko hingegen hatte kein Problem damit, dem Sieger zu gratulieren. Er saß in einem Schwarm seiner Anhänger – hauptsächlich Ingenieure und Techniker – an der Bar im Bistro und rief Eberly über den Palmtop an.

»Ich freue mich über Ihren Sieg«, sagte er zu Eberlys lächelndem Bild. »Nun lassen Sie uns diesen Blecheimer in einen Orbit um den Saturn schaffen.«

Eberly lachte. »Ja, unbedingt. Wir alle zählen auf Sie, dass Sie und die Techniker uns morgen in den Orbit bringen.«

Während Eberlys Anhänger seinen Sieg mit einem spontan anberaumten Picknick am See feierten, war Holly noch immer in Wilmots Apartment und benutzte seinen Computer, um die

Personalakten des Habitats zu durchsuchen. Es dauerte zwar ein paar Stunden, doch schließlich hatte sie eine Liste von fünfzig Männern und Frauen zusammengestellt, von denen sie glaubte, dass sie mit ihnen ein Aufgebot bilden könnte.

Als sie die Liste an Eberlys Quartier sandte, fragte sie sich jedoch, ob das wirklich eine so gute Idee war. Ob die Leute, die sie ausgewählt hatte, überhaupt bereit wären, ein Aufgebot zu bilden? Es war schwer, Eigenschaften wie Loyalität und Verantwortungsbewusstsein aus dem schriftlichen Dossier einer Person zu ersehen. Die meisten Leute an Bord des Habitats waren alles andere als Establishment-Typen. Sie waren auch keine Tunichtgute, wie Pancho sie bezeichnet hatte, aber sie waren definitiv Freidenker und Individualisten und nicht bereit, sich Disziplin auferlegen zu lassen.

Ich hoffe nur, dass das funktioniert, sagte Holly sich. Sie wurde sich bewusst, dass ihr Leben davon abhing.

Die Siegesfeier artete aus. Ein paar von Eberlys Anhängern hatten gekühlte Partyfässer mit selbst gebrautem Bier zum Picknick am Seeufer mitgebracht, und nun wurden die Leute immer lauter und begannen schließlich zu randalieren. Sie lachten sich über jeden Schwachsinn scheckig, schütteten sich gegenseitig Bier über den Kopf und wankten in voller Montur in den See, wobei sie angeschickert kicherten.

Normalerweise hätte Eberly sich in der Verehrung seiner Anhänger gesonnt. Er trank keinen Alkohol, und es wagte auch niemand, ihn mit Bier oder sonst etwas zu übergießen. Dennoch hätte Eberly jede Millisekunde des stundenlangen Picknicks genossen – wäre er sich nicht bewusst gewesen, was ihn nach dem Ende der Party erwartete.

Trotz des Lächelns, das er aufgesetzt hatte, wusste er, dass er sich mit Kananga würde auseinander setzen müssen, und das würde alles andere als angenehm werden. Vielleicht sogar gefährlich.

Morgenthau machte indes einen recht fröhlichen Eindruck, trotz der zotigen Scherze der angetrunkenen Menge. Eberly stellte fest, dass selbst die kleine Schlange Vyborg sich angeregt mit ein paar der jungen Frauen unterhielt, die sich um ihn scharten und ihn anhimmelten. Manchen Menschen steigt die Macht zu Kopf; anderen fährt sie in den Schwanz.

Morgenthau bahnte sich mit einer Plastiktasse in der Hand einen Weg durch eine Traube der Gratulanten, die Eberly umlagerte. Sicher etwas Alkoholfreies, sagte Eberly sich. Wahrscheinlich Limonade. Die Menge teilte sich vor ihr. Zollen sie ihr wirklich Respekt, fragte Eberly sich, oder sehen sie nur, dass sie dieses frivole Treiben mit grenzenlosem Abscheu betrachtet.

»Genießen Sie Ihren Triumph?«, fragte sie Eberly leise, nachdem die anderen außer Hörweite waren. Ein wissendes Lächeln hinterließ Grübchen in ihrem breiten Gesicht.

Er nickte nüchtern. Während des ganzen Picknicks hatte er nichts Stärkeres getrunken als Eistee.

»Nun beginnt die eigentliche Arbeit«, sagte sie mit noch leiserer Stimme. »Nun bringen wir diese Leute unter unsere Kontrolle.«

Eberly nickte erneut, diesmal aber weniger begeistert. Er wusste nämlich, worauf sie anspielte: dass auch er unter Kontrolle wäre. Unter ihrer Kontrolle. Ich habe die ganze Arbeit gemacht, und sie glaubt, sie wäre die wahre Machthaberin.

Er fragte sich, ob Wilmot und Holly sich als stark genug erweisen würden, ihm zu helfen.

Am nächsten Morgen drängten fünfzig verwirrte Männer und Frauen sich im größten Konferenzraum des Verwaltungsgebäudes.

Holly verließ in Begleitung von Gaeta und Cardenas Wilmots Quartier und ging vorher noch in ihr Apartment, um zu duschen und sich umzuziehen. Sie sahen, dass Kanangas Sicherheitsleute ihnen in einiger Entfernung folgten. Sie blieben auf Distanz, verfolgten aber jede ihrer Bewegungen und holten über ihre Palmtops Anweisungen von Kananga ein. Holly wurde dabei an Videos erinnert, in denen sie gesehen hatte, wie Hyänen eine Gazellenherde verfolgten und darauf warteten, dass ein schwaches Tier zusammenbrach, damit sie sich darüber hermachen konnten.

Eberly traf sie an der Pforte des Gebäudes, und dann gingen sie zusammen an den Büros der Human-Resources-Abteilung, wo Morgenthau eigentlich hätte sein sollen, vorbei zum Konferenzraum.

Es gab dort nicht genug Stühle für alle Anwesenden, so dass die meisten Leute, die Holly ausgesucht hatte, stehen mussten. Es war heiß und stickig durch die Ausdünstungen der vielen Körper auf engstem Raum. Und die Leute waren offensichtlich ungehalten.

»Worum geht's überhaupt?«, wollte einer der Männer wissen, als Eberly zur Tür hereinkam.

»Ja, weshalb haben Sie uns eigentlich herbestellt?«

»Wir werden doch nicht das Einschwenken in den Orbit verpassen, oder? Es soll in ein paar Stunden stattfinden.«

Eberly machte mit beiden Händen eine beschwichtigende Geste, bahnte sich einen Weg durch die Gruppe und ging zum Kopfende des Tisches. Holly, die noch immer von Gaeta und Cardenas flankiert wurde, wartete an der Tür.

»He, ist das nicht die Flüchtige?«, sagte jemand und wies auf Holly.

»Die Sicherheitsleute suchen sie.«

»Sie muss sich selbst gestellt haben.«

Holly sagte nichts, aber es machte ihr Angst, dass man sie für eine Flüchtige hielt – für eine Kriminelle, die den Behörden übergeben werden musste.

»Was will sie hier?«

»Vielleicht hat Eberly sie dazu überredet, sich zu stellen.«

»Aber wieso sind wir denn hier? Was will er von uns?«

Allmählich richteten aller Blicke sich auf Eberly, der schweigend hinter dem leeren Stuhl am Kopfende des Tisches stand. Er hielt die Stuhllehne gepackt und wartete darauf, dass sie ihre Gespräche beendeten.

»Ich habe Sie hergebeten, weil ich Ihre Hilfe brauche«, sagte er schließlich. »Miss Lane ist fälschlich bezichtigt worden. Oberst Kananga ist derjenige, der festgenommen werden müsste.«

»Kananga?«

»Aber er ist doch der Leiter des Sicherheitsdienstes!«

»Genau aus diesem Grund brauche ich Sie«, sagte Eberly. »Ich möchte, dass Sie ein Komitee bilden, ein Aufgebot. Wir werden in Kanangas Büro gehen und ihn verhaften.«

»Ich?«

»Wir?«

»Den Chef der Sicherheit verhaften?«

»Das ist doch ein Scherz, oder?«

»Und was ist mit dem Rest des Sicherheitsdienstes? Glauben Sie etwa, diese Schläger würden einfach daneben stehen und zulassen, dass wir ihren Boss festnehmen?«

»Fünfzig von Ihnen müssten genug sein, um die Wachen daran zu hindern, sich einzumischen«, sagte Eberly. »Schließlich sind sie nur mit Knüppeln bewaffnet.«

»Ich habe gehört, dass sie alle Kampfsport-Experten sein sollen.«

»Ich wüsste nicht, was ich damit zu tun habe. Sie sind doch jetzt der Verwaltungschef. Dann kümmern Sie sich gefälligst auch darum.«

»In meiner Eigenschaft als Verwaltungschef verpflichte ich Sie…«

»Zum Teufel! Ich lass' mir doch nicht die Fresse polieren, nur weil Sie mit Ihrem Sicherheitschef nicht zurecht kommen. Suchen Sie sich ein paar andere Deppen, die für Sie die Drecksarbeit erledigen!«

»Zumal Sie noch kein Verwaltungschef sind, jedenfalls nicht offiziell«, sagte einer der Frauen. »Nicht, bis Professor Wilmot Sie vereidigt hat.«

»Aber ich *brauche* Sie, um Kananga festzunehmen«, flehte Eberly sie an. »Das ist Ihre staatsbürgerliche Pflicht!«

»Von wegen staatsbürgerliche Pflicht! Sie wollten doch Anführer dieser Gemeinschaft sein. Dann tun *Sie* gefälligst Ihre Pflicht. Aber mich lassen Sie da raus.«

»Mach's doch selber«, brüllte ein aggressiver Mann mit hochrotem Kopf. »Wir haben doch nicht den ganzen Flug zum Saturn gemacht, um Ihnen bei der Errichtung einer Diktatur zu helfen.«

»Aber…«

Sie wandten sich von Eberly ab und gingen grummelnd und murmelnd an Holly vorbei durch die Tür.

»Wartet doch«, rief Eberly vergeblich.

Kaum jemand hielt auch nur inne. Sie hatten es plötzlich alle eilig, den Konferenzraum zu verlassen, wobei die meisten es vermieden, Holly in die Augen zu schauen.

Eberly stand am Kopfende des Tisches und beobachtete den Auszug. Morgenthau hat alle Büros verwanzen lassen, wurde er sich bewusst. Kananga wird Bescheid wissen, bevor der Letzte den Raum verlassen hat.

Einschwenken in den Saturn-Orbit

Ohne um Politik sich zu scheren, ohne um menschliches Trachten und Streben sich zu kümmern, ohne von den Ängsten und Hoffnungen der zehntausend Leute an Bord des Habitats zu wissen, fiel *Goddard* im Griff von Saturns starker Gravitationsquelle dem Ringplaneten entgegen und glitt in den vorgesehenen Orbit direkt außerhalb des Ringsystems.

Eine halbe Million Kilometer entfernt ging ein zerklüfteter, eisbedeckter Gesteinsbrocken von der halben Größe des Habitats ebenfalls in einen Orbit, der ihn auf einen Kollisionskurs mit Saturns hellstem und größtem Ring führte.

In der winzigen Kommandozentrale, die dennoch mit allem Notwendigen bestückt war, schaute Timoschenko finster auf die Daten, die der Computerbildschirm ihm präsentierte.

»Die Staubdichte ist höher als prognostiziert«, sagte er.

Captain Nicholson nickte; sie hatte den Blick auf ihre

Bildschirme gerichtet. »Aber es besteht kein Grund zur Sorge.«

»Der Staub verursacht einen Abrieb der Hülle.«

»Noch innerhalb der zulässigen Grenzwerte. Wenn wir erst einmal in der Umlaufbahn sind, werden wir mit dem Staub fliegen, und der Abrieb wird sich verringern.«

Timoschenko sah, dass der Navigator und der Erste Offizier trotz der Versicherungen des Captain mehr als nur ein wenig besorgt wirkten.

»Wenn der Abrieb einen Bruch in einem der supraleitenden Drähte verursacht«, sagte der Erste Offizier, »dann könnte das zum Zusammenbruch des Strahlenschutzschirms führen.«

Der Captain schwenkte auf dem Stuhl zu ihm herum. Sie war eine zierliche Frau, aber wenn sie das kantige Kinn so wie jetzt vorgeschoben hatte, dann war nicht mit ihr zu spaßen.

»Und was soll ich Ihrer Ansicht nach dagegen tun, Mr. Perkins? Wir befinden uns im freien Fall. Erwarten Sie vielleicht von mir, den Rückwärtsgang einzulegen und die Gravitationsquelle des Saturns zu verlassen?«

»Äh… nein, Ma'am. Ich wollte nur…«

»Sie tun einfach nur Ihre Pflicht und hören auf zu jammern wie ein altes Weib. Wir haben die Abriebrate schon vor dem Ausscheren aus dem Mondorbit berechnet, nicht wahr? Der Schirm wird nicht beschädigt werden.«

Der Erste Offizier senkte den Kopf und starrte auf den Computermonitor, als ob sein Leben davon abhinge.

»Und Sie«, wandte sie sich an den Navigator, »behalten diese anfliegende Eiskugel im Auge. Falls uns überhaupt Gefahr droht, dann von ihr.«

»Sie folgt der prognostizierten Flugbahn mit einer minimalen Abweichung«, sagte der Navigator.

»Sie beobachten sie trotzdem«, sagte Captain Nichol-son schroff. »Und wenn die Astronomen noch so viele Prognosen erstellen – wenn dieses Ding uns erwischt, sind wir erledigt.«

Timoschenko grinste säuerlich. Sie ist ein beinhartes altes Weib. Trotzdem werde ich sie vermissen, wenn sie uns verlässt.

Wenn sie und die beiden anderen uns verlassen, werde ich das dienstälteste Besatzungsmitglied sein, wurde er sich dann bewusst. Das dienstälteste und das einzige.

»Er hat uns gelinkt«, zischte Vyborg. »Der Hund hat uns gelinkt.«

Kananga, der die Echtzeit-Übertragung von Eberlys gescheiterter Versammlung für sein improvisiertes Aufgebot verfolgte, lachte laut. »Nein«, sagte der Ruander. »Er hat versucht, uns zu linken. Aber es hat nicht geklappt.«

Sie befanden sich in Morgenthaus Büro. Sie saß am Schreibtisch und schaltete die Übertragung der Spionage-Kamera ab. Dann beugte sie sich auf dem knarrenden Stuhl vor. »Wie verfahren wir nun mit ihm?«, fragte sie.

»Er ist ein Verräter«, insistierte Vyborg. »Ein opportunistischer Wendehals, der seine eigene Mutter für ein paar Silberlinge verkaufen würde.«

»Der Ansicht bin ich auch«, sagte Morgenthau mit einem grimmigen Gesichtsausdruck. »Aber was sollen wir nun mit ihm tun?«

»Dafür haben wir doch die Luftschleusen«, sagte Kananga lächelnd. »Für ihn und das Mädchen.«

»Und Cardenas?«, fragte Morgenthau. »Und der Stuntman? Und Wilmot und alle anderen, die gegen uns sind?«

Kananga wollte schon zustimmend nicken, bis er sich ihrer Worte bewusst wurde. Er rieb sich nachdenklich das Kinn.

»Wir können nicht jeden exekutieren, der nicht auf unserer Linie liegt«, sagte Vyborg. »Leider.«

»Ja«, sagte Kananga. »Selbst meine besten Leute werden irgendwo eine Grenze ziehen.«

»Dann müssen wir sie eben kontrollieren, anstatt sie zu exekutieren«, sagte Morgenthau.

»Aber wie sollen wir Eberly jetzt noch kontrollieren? In ein paar Stunden wird er als Leiter dieser Gemeinschaft eingesetzt werden.«

»Das hat gar nichts zu sagen«, versicherte Morgenthau. »Sie haben doch gesehen, wie diese Leute auf sein Hilfeersuchen reagiert haben. Die Querulanten und Freidenker an Bord des Habitats werden keinen Finger rühren, um ihm gegen uns zu helfen.«

»Sie haben ihn aber gewählt.«

»Ja, und nun erwarten sie von ihm, dass er den Laden schmeißt, ohne sie zu belästigen. Sie wollen nicht mit den Pflichten eines Staatsbürgers behelligt werden.«

»Aha«, sagte Kananga. »Ich verstehe.«

»Solange wir die Leute in Ruhe lassen, werden sie uns bei unseren Plänen auch freie Hand lassen.«

»Dann hat Eberly also den Titel, aber wir sorgen dafür, dass er keine Macht hat.«

»Exakt. Er wird nach unserer Pfeife tanzen müssen. Er hat gar nichts zu melden.«

»Und Wilmot?«

»Den haben wir schon abserviert.«

»Cardenas? Und der Stuntman?«, fragte Vyborg.

»Der Stuntman wird uns nach seiner Show verlassen. Er wird mit dem Schiff zurückfliegen, das die Wissenschaftler von der Erde herbringt.«

»Cardenas«, wiederholte Vyborg. »Ich will sie nicht hier haben. Sie und ihre Nano-Maschinen.«

»Und diese Lane«, sagte Kananga und fasste sich an die Backe, wo ihn ihr Tritt getroffen hatte. »Sie muss aus dem Weg geräumt werden. Und zwar für immer.«

»Man könnte sie wegen Romeros Ermordung exekutieren«, sagte Morgenthau.

»Es wäre aber besser, wenn sie bei einem Fluchtversuch umkommt«, sagte Kananga.

»Ja, das stimmt wohl.«

»Und was ist mit Cardenas?«, insistierte Vyborg.

Morgenthau sog die Luft ein. »Ich mag sie auch nicht. Sie könnte uns noch Scherereien machen.«

Dann hellte ihr Gesicht sich plötzlich auf. »Nanotechnik! Angenommen, wir finden heraus, dass Dr. Cardenas im Labor gefährliche Nanobots zusammenbraut?«

»Das tut sie aber nicht.«

»Aber die Leute werden es glauben. Vor allem dann, wenn wir ihnen erzählen, dass Romero durch Nanomaschinen den Tod fand.«

Trotz ihrer Kenntnisse der Himmelsmechanik und trotz der Versicherungen, die sie Timoschenko und den anderen beiden Männern ihrer kleinen Besatzung geben hatte, wurde Captain Nicholson immer nervöser, je mehr der Countdown sich dem Ende näherte.

Die Bildschirme zeigten alle das gewohnt langweilige Bild.

Sie schienen auf dem richtigen Kurs zu sein. Der Abrieb durch den Staub war zwar ein Ärgernis, lag aber nur knapp oberhalb der prognostizierten Höchstwerte. Die anfliegende Eiskugel folgte auch ihrer vorhergesagten Bahn – im sicheren Abstand von zweihunderttausend Kilometern vom Habitat.

Und dennoch…

»Dreißig Sekunden bis zum Einschwenken in den Orbit«, sagte die Computerstimme.

Das weiß ich auch, erwiderte Nicholson stumm. Ich kann die Uhr selbst ablesen, du Blecheimer.

»Die Abriebrate steigt«, rief Timoschenko.

Der Captain sah, dass der Wert noch immer im zulässigen Bereich lag. Trotzdem war es Besorgnis erregend, auch wenn sie das Gegenteil behauptet hatte.

»Zehn Sekunden«, sagte der Computer. »Neun… acht…«

Nicholson schaute von den Monitoren auf. Die drei Männer waren über ihre Konsolen gebeugt und wirkten genauso angespannt wie sie.

Was, wenn eine Panne auftritt, fragte sie sich. Was soll ich dann tun? Könnte man dann überhaupt noch etwas tun?

»Drei… zwei… eins. Einschwenken in den Orbit.«

Der Navigator schaute von der Konsole auf; das besorgte Stirnrunzeln wich einem breiten Grinsen. »Das war's. Wir sind im Orbit. Mit einer kleinen Abweichung.«

»Die Abriebrate nimmt schnell ab«, rief Timoschenko.

Nicholson gestattete sich ein verkniffenes Lächeln. »Glückwunsch, meine Herren. Wir sind nun Saturnmond Nummer einundvierzig.«

Dann erhob sie sich von ihrem Sitz, wobei sie bemerkte, dass die durchgeschwitzte Bluse ihr am Rücken klebte. Sie warf die

Arme in die Luft und stieß ein wildes, schrilles ›JUHUU!‹ aus.

Wie die meisten anderen Bewohner des Habitats verfolgte Manuel Gaeta das letzte Orbitalmanöver auf Video. Mit Kris Cardenas neben sich.

»Es ist wirklich ein großartiger Anblick, nicht wahr?«, murmelte sie und schaute aufs Bild des Saturns mit den vielen farbigen Bändern, die um den Planeten wirbelten. Die über dem Äquator aufgehängten Ringe leuchteten hell im Licht der fernen Sonne und warfen einen tiefen Schatten aufs Antlitz des Planeten.

Die Ringe neigten sich vor ihren Augen, fast als ob sie dem sich nähernden Habitat entgegenkommen wollten – mit jeder Sekunde wurden sie schmaler und verkürzten sich perspektivisch, bis sie nur noch eine Messerklinge waren, die in den gewölbten Körper des Saturns schnitt.

Über der Abbildung des Planeten wurde ein Schriftzug eingeblendet: STABILER ORBIT ERREICHT. »Das war's«, sagte Gaeta. Er drehte sich um und gab Cardenas einen Schmatz auf den Mund.

»Das sollten wir feiern«, sagte Cardenas. Übermäßig begeistert schien sie aber nicht.

»Gleich nach Eberlys Amtseinführung wird es eine Riesen-Fete geben«, sagte Gaeta ebenso trübsinnig.

»Ich bin nicht in der Stimmung, auszugehen.«

»Ich weiß. Diese Sicherheits-Affen sind genauso angenehm wie Hämorrhoiden. Ich schütte mir ein paar Biere rein und verpasse den beiden eins.«

»Nein, das wirst du nicht«, sagte Cardenas bestimmt. »Kein Alkohol für dich. Morgen werden wir zu den Ringen fliegen.«

»Ja. Morgen.«

Keiner von ihnen sprach es aus. Aber sie wussten beide, dass Gaeta nach dem Stunt ins Ringsystem des Saturns das Habitat verlassen und zur Erde zurückkehren würde.

Amtseinführung

»Sie muss eliminiert werden«, sagte Morgenthau bestimmt. »Und diese Cardenas auch.«

Eberly führte neben ihr die Prozession an, die sich über den zentralen Weg von Athen zum Seeufer hinunterzog, wo die Zeremonie zur Amtseinführung stattfinden würde. Hinter ihnen gingen in gebührendem Abstand von ein paar Schritten Kananga und Vyborg, der neben dem großen, schlanken langgliedrigen Ruander wie Quasimodo anmutete. Und hinter ihnen marschierten wiederum ein paar hundert ihrer Anhänger. Obwohl alle Angehörigen des Sicherheitsdiensts und der Kommunikations- und Personal-Abteilung aufgefordert worden waren, der Amtseinführung beizuwohnen, hatte gerade mal die Hälfte der Belegschaft sich bequemt, zu erscheinen.

»Eliminieren?«, sagte Eberly schroff und versuchte die Furcht zu verbergen, vor der er innerlich zitterte. »Sie können jemanden von Cardenas' Format doch nicht einfach so eliminieren. Dann werden Ermittler von der Erde mit Ionentriebwerks-Schiffen herfliegen und der Sache auf den Grund gehen.«

Morgenthau schaute ihn von der Seite an. »Dann eben neutralisieren. Ich will jedenfalls nicht, dass sie hier an diesen

fluchwürdigen Nano-Maschinen arbeitet.«

»Sie wollen?«, sagte Eberly, ohne den Schritt zu verlangsamen. »Seit wann geben Sie denn hier die Befehle?«

»Von Anfang an. Und dass Sie das nur nicht vergessen.«

»Ich bin derjenige, der ins Amt eingeführt wird«, sagte Eberly mit einer Verve, die eigentlich gar nicht echt war. »Ich werde als Anführer dieser Gemeinschaft eingesetzt.«

»Sie tun trotzdem, was ich Ihnen sage«, sagte Morgenthau mit leidenschaftsloser und harter Stimme. »Wir wissen, dass Sie versucht haben, uns zu hintergehen. Sie und Ihr Aufgebot.« Sie lachte sarkastisch.

»Das war ein notwendiges taktisches Manöver. Ich hatte doch nie die Absicht…«

»Fügen Sie Ihrem Sündenregister nicht noch eine weitere Lüge hinzu. Ich müsste nur einen Anruf nach Amsterdam tätigen, um Sie aus diesem Habitat entfernen und wieder in Ihre Gefängniszelle in Wien verfrachten zu lassen.«

Eberly verkniff sich die Antwort, die ihm auf der Zunge lag. Sie hatten nun das Naherholungsgebiet am Seeufer erreicht, wo hunderte Stühle in ordentlichen Reihen vor der Orchestermuschel aufgestellt worden waren. Einige Dutzend Leute hatten bereits Platz genommen. Professor Wilmot saß allein oben auf der Bühne und machte einen müden bis gelangweilten Eindruck. Die Musiker, die sich an einer Seite der Bühne versammelt hatten, nahmen ihre Instrumente und formierten sich zu einem mehr oder weniger ordentlichen Haufen.

Eberly blieb hinter der letzten Reihe der überwiegend leeren Stühle stehen. Alles lief genau nach Plan. Dies war der Moment, auf den er seit jenem Gespräch im Gefängnis

Schönbrunn hingearbeitet hatte. Er hatte diese Amtseinführungs-Zeremonie bis ins kleinste Detail geplant. Das Einzige, worauf er keinen Einfluss hatte, war die erschreckende Gleichgültigkeit der Habitat-Bevölkerung. Das und Morgenthaus zunehmend feindselige Haltung ihm gegenüber. Es stimmt alles bis ins Detail, sagte Eberly sich, aber der Tag ist trotzdem im Eimer.

»Sie müssen drei Schritte hinter mir gehen«, wandte er sich an Morgenthau.

»Natürlich«, sagte sie mit einem wissenden Lächeln. »Ich verstehe es sehr wohl, die Rolle des gehorsamen Frauchens zu spielen.«

Eberly holte tief Luft. So wird das endlos weiter gehen, wurde er sich bewusst. Sie wird mir das Leben zur Hölle machen.

Dennoch setzte er ein Lächeln auf und richte sich zu seiner ganzen Größe auf. Er blieb hinter der letzten Reihe der Stühle stehen, bis er Blickkontakt mit dem Bandleader herstellte. Eberly nickte und ging den breiten Gang zwischen den leeren Stühlen entlang. Zwischen dem zweiten und dritten Schritt stimmte die Band eine halbherzige Interpretation von ›Hail to the Chief‹ an.

Holly verfolgte die Amtseinführungs-Zeremonie von ihrem Apartment aus; sie war zutiefst verunsichert, was die Zukunft wohl für sie bereithalten würde. Malcolm hatte versucht, Kananga an die Wand zu spielen und hatte nichts erreicht. Was wird er tun, nachdem er offiziell ins Amt eingeführt wurde?

Was wird Kananga tun?

Holly kam zu dem Schluss, dass sie nicht warten durfte, bis andere über ihr Schicksal entschieden. Sie schnappte sich ein paar Kleidungsstücke, stopfte sie in eine Sporttasche und ging zur Apartmenttür. Ich sollte mich lieber an einem sicheren Ort verstecken, sagte sie sich, bis ich genau weiß, was sie vorhaben.

Das Telefon summte. Sie stellte die Tasche ab und holte den Palmtop heraus.

Raoul Tavaleras Gesicht erschien auf dem winzigen Monitor. Er wirkte erschöpft und derangiert.

»Holly? Bist du in Ordnung?«

»Mir geht es gut, Raoul«, erwiderte sie mit einem Kopfnicken. »Aber ich kann jetzt wirklich nicht mit dir sprechen.«

»Ich mache mir Sorgen um dich.«

»Ach…« Holly wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie war wirklich gerührt. »Raoul, du brauchst dir keine Sorgen um mich zu machen. Ich kann schon auf mich selbst aufpassen.«

»Schon wieder dieser Kananga und seine Schläger?«

Sie zögerte. »Du solltest dich da raushalten, Raoul. Du könntest sonst große Schwierigkeiten bekommen.«

Selbst auf dem winzigen Bildschirm sah sie sein entschlossen vorgeschobenes Kinn. »Wenn du in Schwierigkeiten bist, werde ich dir helfen.«

Wie sollte sie ihn nur loswerden, ohne seine Gefühle zu verletzen? »Raoul, du bist wirklich ein feiner Kerl«, platzte Holly heraus. »Aber ich muss nun gehen. Bis später.«

Sie schaltete das Telefon aus und steckte es ein. Dann hob sie die Tasche auf und verließ das Apartment. Ich will ihm nicht schaden, sagte sich. Er soll nicht auch noch in diesen

Schlamassel hineingezogen werden.

Ihr folgten nur zwei Sicherheitsleute, als sie den Pfad entlangging: ein massiger Mann und eine schlanke Frau, die entweder hispanischer oder orientalischer Abstammung war; Holly vermochte das bei der Entfernung, in der sie ihr folgten, nicht zu sagen. Beide trugen schwarze Gewänder und Hosen, mit denen sie vorm Hintergrund der weißen Gebäude des Dorfs wie Tintenkleckse auf einem Schneefeld wirkten.

Sie grinste. Ich hänge diese beiden Clowns ab, sobald ich in den Tunnels verschwinde.

Den dritten Sicherheitsagenten, der ihr weit vorausging, bemerkte sie allerdings nicht. Aber sie entging *ihm* nicht. Hollys gesamte Garderobe war mit einem monomolekularen Geruchsstoff besprüht worden, der die Agenten in die Lage versetzte, sie wie Bluthunde zu verfolgen.

»Du verpasst noch die Amtseinführung«, sagte Gaeta.

Cardenas zuckte die Achseln. »Dann verpasse ich sie eben.«

Gaetas massiver Panzeranzug stand wie eine groteske Statue mitten in der Werkstatt. Die Kammer war mit dem Hintergrundsummen elektrischer Ausrüstung erfüllt und der stummen Konzentration der Spezialisten, die ihre Arbeit verrichteten. Fritz und zwei seiner Techniker benutzten den Laufkran, um den klobigen Anzug langsam in eine waagrechte Position zu bringen und auf den achträdrigen Transportwagen zu verladen. Für Cardenas sah es so aus, als ob eine Statue vom Sockel geholt würde. Ein dritter Techniker war in den Anzug gekrochen: Cardenas sah einen hellbraunen Haarschopf durch die offene Luke an der Rückseite. An einer Konsole an der Wand der Werkstatt saß Nadia Wunderly und

verfolge die Flugbahn des eisbedeckten Asteroiden, der sich im letzten Anflug auf den Hauptring befand, bevor er in eine Umlaufbahn um den Saturn gehen würde. Berkowitz tigerte nervös von einem zum anderen und zeichnete alles mit seiner Digicam auf.

Gaeta ging zum Diagnoserechner und beugte sich darüber. Konzentriert studierte er die Reihen der grün leuchtenden Lampen.

Er will mich wirklich verlassen, sagte Cardenas sich. Ich sollte überhaupt nicht hier sein. Ich sollte ihn nicht ablenken. Er sollte sich ausschließlich auf seinen Job konzentrieren.

Und doch blieb sie und trat unbehaglich von einem Fuß auf den andern, während die Männer um sie herum ihre Aufgaben erledigten, bevor sie den Anzug zur Luftschleuse brachten. Von dort würde man ihn an Bord des Raumboots schaffen, das Manny zu den Ringen bringen würde.

Während Gaeta ihnen dabei zusah, wie sie den Anzug sachte absenkten, wurde Cardenas sich bewusst, dass dieses Gehäuse für die nächsten zwei Tage seine Heimat sein würde. Er wird darin leben müssen, darin arbeiten… und vielleicht darin sterben.

Aufhören!, befahl sie sich. Was soll der Quatsch. Er hat so schon genug Sorgen, ohne dass du ihn auch noch mit deinen belästigst.

Es bedurfte einer enormen Willensanstrengung, doch schließlich hörte Cardenas sich sagen: »Manny, ich gehe am besten wieder in mein Apartment. Ich…« Sie verstummte, berührte seine starke, muskulöse Schulter und küsste ihn leicht auf den Mund. »Wir sehen uns nach deiner Rückkehr«, sagte sie.

Er nickte mit einem todernsten Gesichtsausdruck. »In zwei Tagen.«

»Viel Glück«, sagte sie und vermochte kaum die Hand von seiner Schulter zu nehmen.

»Kein Grund zur Sorge«, sagte er und rang sich ein kleines Lächeln für sie ab. »Das wird ein Spaziergang werden.«

»Viel Glück«, wiederholte sie. Dann wandte sie sich rasch von ihm ab und ging zur Werkstatttür. Ihre Gedanken überschlugen sich. Er wird es schon schaffen. Er hat schon gefährlichere Stunts als diesen überstanden. Er weiß, was er tut. Fritz wird schon nicht zulassen, dass er unnötige Risiken eingeht. Er wird in zwei Tagen zurück sein. In zwei Tagen wird alles vorbei sein, und er ist wieder in Sicherheit.

Ja, sagte eine Stimme in ihrem Kopf. Und dann wird er das Habitat verlassen, zur Erde zurückfliegen und dich für immer verlassen.

»Deshalb«, fuhr Professor Wilmot fort, »erkläre ich gemäß den Gründungsstatuten dieser Gemeinschaft, dass die neue Verfassung geltendes Recht dieses Habitats wird. Außerdem erkläre ich, dass Sie, Malcolm Eberly, nachdem Sie in freier Wahl ordnungsgemäß von der Bevölkerung gewählt wurden, nun offiziell der neue Verwaltungschef dieses Habitats sind.«

Die paar hundert Leute, die auf den im Gras verteilten Stühlen saßen, sprangen auf und applaudierten. Die Band stimmte ›Happy Days Are Here Again‹ an. Wilmot drückte Eberly schlaff die Hand und nuschelte: »Glückwunsch.«

Eberly hielt sich an den Seiten des Podiums fest und ließ den Blick über das spärliche Publikum schweifen. Da saß Morgenthau in der ersten Reihe und musterte ihn wie eine

Lehrerin, die darauf wartete, dass ihr Schüler die Rede vorlas, die zu schreiben sie ihn genötigt hatte. Kananga und Vyborg saßen hinter ihr.

Eberly hatte eine Antrittsrede verfasst, die er aus den Worten Churchills, Kennedys, der beiden Roosevelts und Shakespeares abgekupfert hatte.

Er schaute auf die Anfangszeilen, die auf dem Monitor des Podiums abgebildet wurden. Mit einem Kopfschütteln, das für jeden im Publikum sichtbar war, schaute er dann auf und sagte: »Nun ist nicht die Zeit für politische Reden. Wir sind sicher am Ziel angekommen. Mögen jene von uns, die Gläubige sind, Gott danken. Seien wir alle uns bewusst, dass morgen die eigentliche Arbeit beginnt. Ich beabsichtige, bei der Weltregierung eine Petition einzureichen und sie zu bitten, uns als eigenständige und unabhängige Nation anzuerkennen – genauso wie Selene und Ceres bereits anerkannt wurden.«

Im ersten Moment herrschte erstauntes Schweigen, und dann sprangen alle auf und applaudierten begeistert. Alle außer Morgenthau, Kananga und Vyborg.

Start

Raoul Tavalera verfolgte das Einschwenken in den Orbit und Eberlys Antrittsrede von seinem Apartment aus, ohne die Übertragung jedoch richtig wahrzunehmen. Er dachte an Holly. Sie war in Gefahr, und sie brauchte Hilfe. Als er ihr seine Hilfe angeboten hatte, hatte sie sie jedoch rundweg abgelehnt.

Die Geschichte meines Lebens, sagte er sich missmutig.

Niemand legt Wert auf mich. Kein Schwein interessiert sich für mich. Ein Niemand, der bin ich.

Er wunderte sich über den starken Schmerz, den er verspürte. Holly war nett zu ihm gewesen – mehr als nur nett –, seitdem er an Bord des Habitats gekommen war. Er erinnerte sich an ihre Verabredungen. Das Abendessen im Bistro und einmal sogar im Restaurant *Nemo.* Das Picknick draußen am Habitat-Ende, wo sie mir vom alten Don Diego erzählt hat. Sie mag mich, sagte er sich. Ich weiß, dass sie mich mag. Aber wieso will sie mich dann nicht bei sich haben? Warum nicht?

Er wollte sie wieder anrufen, doch das Kommunikations-System sagte, ihr Telefon sei abgeschaltet worden. Abgeschaltet? Wieso das? Dann traf ihn die Erkenntnis. Sie ist schon wieder auf der Flucht. Sie will sich vor Kananga und seinen Schergen verstecken. Deshalb hat sie auch das Telefon deaktiviert, damit man sie nicht aufspüren kann.

Langsam erhob Tavalera sich vom Stuhl, auf dem er fast den ganzen Tag gesessen hatte. Holly ist in Gefahr, und sie braucht Hilfe, ob sie das nun einsieht oder nicht. Meine Hilfe. Ich muss sie finden, ihr helfen und ihr beweisen, dass sie in dieser Lage nicht allein ist.

Zum ersten Mal in seinem Leben fasste Raoul Tavalera den Entschluss, dass er handeln musste – ungeachtet aller Konsequenzen. Es wird Zeit, dass ich jemand werde, sagte er sich. Ich muss Holly finden, bevor Kanangas Paviane es tun.

Konzentrier dich, sagte Gaeta sich. Vergiss alles außer dem Auftrag, den du durchführen musst. Vergiss Kris, vergiss überhaupt alles andere – außer dass du diesen Stunt

durchführen musst.

Er stand an der inneren Luke der Luftschleuse, umgeben von Fritz, Berkowitz und Timoschenko, der das Raumboot zu den Ringen fliegen würde. Die anderen Techniker waren hinter ihm und prüften den Anzug ein letztes Mal aus.

Berkowitz hatte Microcams an den Wänden um die Luftschleuse installiert, in der Luftschleusenkammer und sogar am Stirnband, das sein modisch gelocktes und braun getöntes Haar bändigte.

»Was ist das denn für ein Gefühl, wenn man als erster Mensch einen Durchgang durch die Sarurnringe wagt?«, fragte Berkowitz, dem es vor Aufregung fast die Sprache verschlug.

»Nicht jetzt, Zeke«, sagte Gaeta. »Muss mich auf die Arbeit konzentrieren.«

Fritz trat mit einem strengen Ausdruck zwischen sie. »Er kann jetzt keine Interviews geben.«

»Schon gut«, sagte Berkowitz verständnisvoll, obwohl die Enttäuschung ihm ins Gesicht geschrieben stand. »Wir werden nur die Vorbereitungen dokumentarisch aufzeichnen und die Interviews später darüber legen.«

Gaeta wandte sich an Timoschenko: »Dort draußen gibt es nur dich und mich.«

»Keine Sorge«, sagte Timoschenko ernst. »Ich bringe dich zum B-Ring, fliege dann durch die Cassini-Teilung und hole dich auf der anderen Seite der Ringebene wieder ab.«

Gaeta nickte. »Richtig.«

»Der Anzug ist durchgecheckt und einsatzbereit«, sagte einer der Techniker.

»Irgendwelche Probleme?«, fragte Gaeta.

»Die Zange am rechten Arm ist etwas unbeweglich. Wenn wir noch ein paar Stunden Zeit hätten, würde ich sie noch einmal ausbauen und gängig machen.«

»Du wirst die Zange sowieso nicht brauchen«, warf Fritz ein.

»Sie funktioniert schon«, sagte der Techniker. »Nur nicht so gut, wie sie es eigentlich sollte.«

Wenn es gut genug für Fritz ist, ist es in Ordnung, sagte Gaeta sich.

»Ich werde sie noch einmal überprüfen«, sagte Fritz.

Gaeta nickte lächelnd. Damit hatte er schon gerechnet. Es gab in seiner Welt drei Qualitätskriterien: durchschnittlich, überdurchschnittlich – und Fritz. Das scharfe Auge und die hohen Qualitätsansprüche seines Cheftechnikers hatten Gaeta mehr als einmal das Leben gerettet.

Nach nicht einmal einer halben Stunde hatte Holly die Verfolger in den Tunnels abgehängt. Sie war durch eine Zugangsluke geschlüpft, eine Leiter hinabgeklettert und dann leichtfüßig den unteren Tunnel entlanggelaufen, bis sie zum großen Ventil an der Wasserlinie kam. Holly wusste, dass diese Rohrleitung eine Reserveleitung war und nur dann benutzt wurde, wenn die Hauptleitung wegen einer Inspektion oder Reparatur abgesperrt wurde. Also gab sie die Code-Kombination ins elektronische Schloss der Luke ein und kroch in das dunkle Rohr. Dann schloss sie geräuschlos die Luke hinter sich.

Sie vermochte sich in der Röhre nicht aufzurichten und nicht einmal zu knien. Sie rutschte fast von selbst auf dem Bauch entlang. Die Röhre war trocken, und die glatte Plastikauskleidung war eine gute Rutschbahn. Das einzige

Problem bestand darin, in der Dunkelheit die Entfernung abzuschätzen; deshalb benutzte sie einen Punktstrahler, um die Luken auszumachen. Holly kannte die Abstände zwischen den Luken auf den Zentimeter genau. Nachdem sie einen halben Kilometer gekrochen war, hielt sie an und öffnete eins der Lunchpakete, die sie mitgenommen hatte.

Während sie im trüben Schein der Taschenlampe das Sandwich mampfte, fühlte sie sich fast wie eine Maus in ihrem Bau. Sie wusste, dass dort draußen große Katzen lauerten. Aber hier bin ich sicher. Es sei denn, jemand kommt auf die Idee, diese Reserveleitung zu fluten. Dann werde ich eine ersoffene Maus sein.

Die beiden schwarz gekleideten Sicherheitsleute standen unsicher im Tunnel und ließen den Blick an den Rohrleitungen und Kabelsträngen entlang schweifen.

»Sie ist uns entwischt«, sagte der eine zum dritten Verfolger, der einen grauen Jogginganzug trug. Er war groß, langgliedrig und hatte kein Gramm Fett zu viel. Er sah aus wie ein Athlet, der jeden Tag hart trainierte.

Er hielt den Geruchsdetektor in der Hand – ein längliches Kästchen in der gleichen Farbe wie sein Jogginganzug.

»Sie ist definitiv aus dieser Richtung gekommen«, sagte er.

»Aber wohin ist sie verschwunden?«, fragte die Frau.

»Das ist nicht mehr euer Problem. Ich übernehme nun. Ihr könnt zurückgehen und dem Boss Meldung machen.«

Sie hatten es aber nicht eilig zu gehen; nicht etwa, weil sie so diensteifrig gewesen wären, sondern weil sie keine Lust hatten, Kananga mit leeren Händen unter die Augen zu treten.

»Bist du sicher, dass du keine Hilfe brauchst?«, fragte der

Mann.

Der grau gekleidete Scout lächelte nur und hielt den elektronischen Detektor hoch. »Ich habe jede Hilfe, die ich brauche.«

Gaeta war zuvor schon im Raumboot gewesen. Fritz hatte darauf bestanden, dass der Stuntman sich mit dem Raumfahrzeug vertraut machte, das ihn vom Habitat zu den Ringen befördern würde. Manny hatte festgestellt, dass das Boot sich kaum von den vielen Dutzend anderen unterschied, die er bereits gesehen hatte: zweckmäßig, spartanisch und auf Effizienz, nicht auf Komfort ausgelegt. Das Cockpit bestand aus zwei Sitzen, die in die Flugsteuerungskonsolen hineinragten. Dahinter gab es einen winzigen ›Aufenthaltsraum‹ mit einer Vakuum-Toilette, die gleich rechts neben dem Gefrierfach und dem Mikrowellenofen in die Wand eingelassen war. Das Waschbecken befand sich auch dort. Zwei Netzschlafsäcke hingen an der gegenüberliegenden Wand.

Die Ladebucht war mit Druck beaufschlagt. Während Timoschenko die Systeme des Raumfahrzeugs also zum letzten Mal ausprüfte, schlüpfte Gaeta durch die Luke und kontrollierte den Anzug.

Er füllte die Ladebucht fast ganz aus, wobei der Helm das Oberlicht verdeckte. Gaeta schaute zum Helmvisier hoch. Manche Leute schauderten, wenn sie den Anzug zum ersten Mal sahen. Gaeta hatte jedoch immer das Gefühl, als ob er seinem Zwillingsbruder begegnete. Gemeinsam waren sie viel mehr als die Summe der einzelnen Teile: der Anzug eine leere Hülle, der Mensch ein hilfloser Schwächling. Doch zusammen

– zusammen haben wir schon großartige Leistungen vollbracht, nicht wahr? Gaeta hob den Arm und tätschelte den Oberarm des Anzugs. Er stellte fest, dass ein paar Dellen, die der Simulationstest in der gepanzerten Brust des Anzugs hinterlassen hatte, noch nicht ausgebeult worden waren. Er schüttelte den Kopf und sagte sich, dass er das bei Fritz würde reklamieren müssen. Er hätte dich besser behandeln müssen, sagte Gaeta zum Anzug.

»Start in fünf Minuten«, drang Timoschenkos Stimme durch die offene Cockpitluke. »Du musst dich angurten.«

Gaeta nickte. Mit einem letzten Blick auf den Anzug drehte er sich um und ging ins Cockpit zurück, um die Reise durch die Ringe des Saturns anzutreten.

Kris Cardenas versuchte sich in den letzten Stunden vor Gaetas Start irgendwie zu beschäftigen. Eberly hatte das Nano-Labor wieder freigegeben; also war sie dorthin gegangen, wo sie wirkliche Arbeit zu erledigen hatte. Es war jedenfalls besser, als im Apartment zu hocken und die Tränen zu unterdrücken wie ein hilfloses Weibchen, das brav zu Hause wartete, während ihr Mann in die Schlacht zog.

Missbilligend stellte sie fest, dass Tavalera nicht an der Arbeit war; dann sagte sie sich jedoch, dass er wahrscheinlich noch nichts wusste von der Öffnung des Labors. Sie versuchte ihn telefonisch zu erreichen, aber das Kommunikationssystem vermochte ihn nicht zu finden, und sein Palmtop war ausgeschaltet.

Das sieht Raoul aber gar nicht ähnlich, sagte sie sich. Er ist doch sonst so zuverlässig.

Sie spielte mit dem Gedanken, Reparatur-Nanos für Urbains

Titan-Landefahrzeug zu konstruieren; dann legte sie es ad acta und wandte sich dem Video zu.

»Dies ist das Raumboot«, sagte Zeke Berkowitz mit einer Stimme auf dem schmalen Grat zwischen überzeugter Selbstsicherheit und überschwänglicher Begeisterung. »In genau fünfzehn Sekunden wird es vom Habitat ablegen und die Reise antreten, die Manuel Gaeta in die Ringe des Saturns bringt.«

Cardenas sah das Habitat aus der Außenperspektive. Sie wusste, dass Berkowitz' Sendung an alle Mediennetzwerke auf der Erde übertragen wurde, und sie hörte, wie die Computerstimme die letzten Sekunden herunterzählte.

»Drei… zwei… eins… Start.«

Das Raumboot löste sich von der weiten, gewölbten Oberfläche des Habitats – es wirkte wie ein kantiger metallener Floh, der von einem Elefanten sprang. Vorm Hintergrund des irisierenden Glühens des vielfarbigen Saturns stieg das Raumboot auf, drehte sich langsam und verschwand dann aus dem Blickfeld.

»Manuel Gaeta ist unterwegs«, verkündete Berkowitz gewichtig. »Er wird als erster Mensch die mysteriösen und faszinierenden Saturnringe durchqueren.«

»Auf Wiedersehen, Manny«, flüsterte Cardenas in der sicheren Überzeugung, ihn nie wieder zu sehen.

Durch die Ringe

Obwohl sie wusste, dass sie in der Reserve-Pipeline völlig sicher war, verspürte Holly doch zunehmendes Unbehagen.

Vor dem geistigen Auge sah sie, wie irgendein Wartungs-Ingenieur beiläufig den Hauptwasserfluss des Habitats von der Primär-Pipeline zur Reserve-Rohrleitung umleitete.

Dieser Routinevorgang würde tödliche Konsequenzen für sie haben: Eine schäumende Wasserwand würde durch die Röhre auf sie zuschießen, gegen sie anbranden und mit unwiderstehlicher Wucht mitreißen – sie würde von den Fluten umhergewirbelt und ertrinken.

Was soll der Blödsinn, rügte sie sich. Du machst dich nur selbst verrückt wie ein kleines Kind, das sich vor Ungeheuern unterm Bett fürchtet. Dennoch lauschte sie, während sie durch die trockene Pipeline kroch, nach dem Rauschen von Wasser und tastete mit den Fingerspitzen nach der leichtesten Erschütterung der Röhre. Zumal die Rohrleitung doch nicht so trocken war: Hier und da sagten feuchte Stellen und sogar Pfützen ihr, dass vor nicht allzu langer Zeit hier Wasser durchgeflossen war.

Ursprünglich hatte sie in der Pipeline bleiben wollen, bis sie am Habitat-Ende eine große U-Kurve beschrieb. Vielleicht würde sie doch früher aussteigen. Sie verspürte nämlich das Bedürfnis, wieder aufrecht zu stehen und sich zu recken und zu strecken. Also rutschte sie weiter durch die Pipeline, wobei die Angst vorm Ertrinken ständig an ihr nagte.

Der Scout erreichte mit Leichtigkeit die Luke, durch die Holly in die Pipeline eingestiegen war. Der elektronische Detektor folgte der Geruchsspur, die sie hinterlassen hatte, ohne Probleme. Mein braver Bluthund, sagte er sich mit einem schiefen Lächeln.

Nun musste er eine Entscheidung treffen. Soll ich in die

Rohrleitung gehen und ihr folgen oder draußen bleiben? Er beschloss, draußen zu bleiben. Er käme schneller voran, wenn er ging, als wenn er durch die dunkle Rohrleitung kröche. Sie muss früher oder später herauskommen, und wenn sie das tut, wird das Spürgerät mir sagen, durch welche Luke sie ausgestiegen ist.

Aber welche Richtung hat sie eingeschlagen? Er wusste, dass sie sich von der Ortschaft entfernte und in Richtung des Habitat-Endes bewegte. Ich werde diesem Vektor folgen. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie umgekehrt ist und wieder zur Ortschaft zurückgeht, ist ziemlich gering. Trotzdem rief er Kananga an. Er schilderte ihm die Situation und riet ihm, ein paar Leute an den Pipeline-Luken in der Nähe der Ortschaft zu postieren.

»Ich werde etwas ganz anderes tun«, sagte Kananga mit einem sardonischen Grinsen. »Ich werde die Instandhaltung anweisen, den Hauptwasserfluss in diese Rohrleitung umzuleiten. Dann wird sie herausgespült.«

Tavalera fuhr mit dem Fahrrad auf dem Pfad, der sich durch die Obstgärten und das Ackerland zog, zum Habitat-Ende. Er ließ das Rad am Ende des Pfads stehen und folgte dem Gehweg, der durch den Wald am Ende des Habitats führte. Es war ein merkwürdiges Gefühl: Er sah, dass er eine leichte Steigung erklomm und hatte dennoch das Gefühl, bergab zu gehen; die Gravitation nahm mit jedem Schritt spürbar ab.

Schließlich erreichte er die Stelle im Wald, wo er und Holly einmal gepicknickt hatten. Ich kann nicht das ganze Habitat nach dir absuchen, Holly, sagte er sich. Also musst du zu mir kommen.

Tavalera setzte sich auf den Boden und wartete darauf, dass sie auftauchte. Das war nach seinem Dafürhalten die beste Vorgehensweise.

Gaeta verspürte die gleiche Aufregung, die ihn immer befiel, wenn er im Anzug eingeschlossen war, wenn alle Systeme eingeschaltet waren und funktionierten. Aber es war nicht nur Aufregung. Was er verspürte, war ein Gefühl der *Macht.* Der Anzug verlieh ihm die Kraft eines Halbgottes. Der Anzug schützte ihn vor den Gefahren, mit denen das Universum ihn bedrohte. Er fühlte sich praktisch unverletzlich und unbesiegbar. Wenn du dich weiter dieser Illusion hingibst, wirst du am Ende tot sein, ermahnte er sich. Atme tief durch und mach dich an die Arbeit. Und vergiss nicht, dass es verdammt gefährlich ist dort draußen.

Trotzdem fühlte er sich wie Superman.

»Wir nähern uns dem Eintrittspunkt«, ertönte Timoschenkos rauhe Stimme im Helm-Kopfhörer.

Gaeta nickte. »Der Anzug ist geschlossen. Öffne die Ladeluke.«

»Öffne Luke.«

Gaeta hatte diese Prozedur schon viele Male durchlaufen. Er verspürte immer einen Nervenkitzel, wenn die Luke aufglitt und er ins Universum mit der endlosen schwarzen Leere und den unzähligen leuchtenden Sternen schaute. Diesmal war es jedoch etwas anderes.

Als die Luke sich öffnete, wurde die Ladebucht mit Licht geflutet – mit blendendem, gleißendem Licht. Gaeta schaute auf ein schier endloses, strahlend weißes Feld: so weit das Auge reichte, war nichts außer glitzerndem, funkelndem Licht.

Es war wie der Blick auf einen mächtigen Gletscher oder ein Schneefeld, das sich bis in die Unendlichkeit erstreckte.

Nein, sagte er sich, es ist wie der Anblick einer ganzen Welt aus Diamanten: aus funkelnden Diamanten. Und sie sind nicht nur weiß; sie leuchten und schimmern wie Diamanten, wie Milliarden heller, wunderschöner Edelsteine, die von einem Ende des Universums bis zum anderen verstreut sind.

»Jesus Cristo«, murmelte er atemlos.

»Was war das?«, fragte Timoschenko.

»Ich steige aus«, sagte Gaeta.

»Das Flugbahn-Programm ist einsatzbereit?«

Gaeta rief das Flugbahn-Programm mit einem Sprachbefehl auf. Es projizierte die bunten Kurven aufs Innere des Helmvisiers.

»Einsatzbereit.«

»Fertig für Ausstieg in acht Sekunden. Sieben…«

Gaeta musste sich mit einer Willensanstrengung auf die vor ihm liegende Aufgabe konzentrieren. Sein Blick schweifte immer wieder übers endlose Feld aus gleißenden Edelsteinen, das sich vor ihm ausbreitete.

Das sind nur Eisflocken, sagte er sich. Nichts anderes als Staubflocken mit einem Eisüberzug.

Ja, sagte eine Stimme in seinem Kopf. Und Diamanten sind nichts anderes als Kohlenstoff. Und die Mona Lisa ist auch nichts anderes als ein paar Farbkleckse auf einem Stück Leinwand.

»…eins …null …Start«, sagte Timoschenko.

Der Mastercomputer des Anzugs zündete das Schubtriebwerk im Rückentornister, und Gaeta spürte, wie er sanft aus der Ladebucht geschoben wurde. Nun schaute er

nach unten aufs endlose Feld funkelnder Edelsteine und schwebte auf sie zu.

Wie schön, sagte er sich. Wie unglaublich schön!

»Sag etwas!«, ertönte Berkowitz Stimme, die per Relais-Schaltung aus dem Habitat übertragen wurde. »Sprich ein paar Worte für die Nachwelt.«

Gaeta leckte sich die Lippen. »Dies ist ein unglaublich schöner Anblick – der schönste, den ich jemals gesehen habe. Es ist… es ist… einfach unbeschreiblich. Mit Worten vermag man das überhaupt nicht auszudrücken.«

Für ein paar Minuten schwebte Gaeta über der Ringebene, wobei der Computer ihn automatisch auf der vorprogrammierten Flugbahn hielt. Er wusste, dass die Helm-Kameras alles aufnahmen, so dass er im Moment nicht viel zu tun hatte. Er staunte nur über den überwältigenden Glanz, der ihn umgab.

»Es ist wie im Märchen«, sagte er, wobei er sich kaum bewusst war, dass er laut sprach. »Ein Feld aus Diamanten. Eine ganze Welt aus Diamanten ist unter mir ausgebreitet. Ich fühle mich wie Sindbad der Seefahrer und Marco Polo und Ali Baba in einer Person.«

»Das ist großartig«, ertönte Berkowitz' Stimme. »Echt großartig.«

»Bist du schon von irgendwelchen Partikeln getroffen worden?«, fragte Fritz.

»Nein, jedenfalls von keinen, die die Sensoren erfasst hätten«, erwiderte Gaeta. »Ich stehe noch zu hoch über dem Ring.« Guter, alter Fritz, sagte er sich. Er versucht mich in die Wirklichkeit zurückzuholen.

Gaeta verspürte erneut einen sanften Schub im Rücken und

näherte sich weiter dem Ring. In ein paar Minuten würde er ihn durchfliegen. Das wäre der gefährliche Teil des Stunts: zwischen all diesen kleinen und großen Brocken hindurch zu fliegen, während sie in ihrem Orbit um den Planeten rasen.

Nun sah er auch, dass der Ring keine massive Schicht war. Er bestand eindeutig aus vielen einzelnen Ringen, die vor seinen Augen sich verflochten und wieder voneinander lösten. Er sah Sterne durch den Ring und die Wölbung des mächtigen Saturn mit seinen bunten Wolkenbändern.

»Wie ein Zyklon in den südlichen Breiten«, berichtete er.

»Das ist jetzt egal«, sagte Fritz. »Konzentriere dich auf die Ringe.«

»Ja, Massa.«

»Was ist mit den Speichen?« Das war Wunderly, deren Stimme vor lauter Überschwang vibrierte. »Ich sehe sie im Blickfeld deiner Kameras. Eine nähert sich dir.«

Gaeta erkannte dunklere Stellen im Ring, die sich kräuselten, wie wenn Fans im Stadion eine Welle machten.

»Ja, sie bewegt sich in meine Richtung«, sagte er.

Bei genauerem Hinsehen erkannte er, dass das Gebilde wie eine Wolke aus dunkleren Staubteilchen aussah, die von der Ringebene aufstieg und neben der helleren Materie des Hauptkörpers des Rings her flog. Und er näherte sich ihr mit einer recht hohen Geschwindigkeit.

»Ich werde in sie hinein fliegen«, sagte er.

»Warte«, sagte Fritz. »Wir wollen sie erst einmal untersuchen.«

»Sie fliegt an mir vorbei; ich werde sie verfehlen.«

»Es wird noch weitere geben.«

Gaeta wollte aber nicht warten, bis wieder eine Speiche

vorbeikam. Er zog den rechten Arm aus dem Anzugsärmel und gab einen Manöverbefehl für das Navigations-Programm ein.

»Auf geht's«, sagte er, als der Anzug in den Sturzflug ging und die sich annähernde Wolke anvisierte.

Fritz murmelte irgendetwas auf Deutsch.

»Es ist Staub«, sagte Gaeta. »Eine graue Substanz, aber die Partikel sind nicht mit Eis überzogen.«

»Korrigiere den Anflug-Vektor«, sagte Fritz schroff. »Stürz dich nicht kopfüber in die Wolke.«

»Ich will sie nur streifen«, sagte Gaeta. Er hatte nun richtig Spaß an der Sache. »Sie scheint nicht dick genug zu sein, um Probleme zu verursachen. Ich vermag sogar hindurch zu sehen.«

»Sag mir, ob sie…«, sagte Wunderly. Dann ging ihre Stimme in statischem Rauschen unter.

»Sag es noch mal«, rief Gaeta. »Ich habe dich nicht verstanden.«

Keine Antwort außer statischem Rauschen. Gaeta touchierte die am Ring entlang jagende Wolke. Er führte einen System-Check durch, und die Anzeigen auf dem Helmvisier zeigten, dass alles im grünen Bereich war – einschließlich des Funkgeräts.

Also keine Interferenzen, sagte er sich. Irgendetwas in der Staubwolke stört die Funkverbindung.

Die Wolke stob an ihm vorbei; sie umkreiste den Ring viel schneller als Gaeta mit seinem gemütlichen Tempo.

»…sprengt die Skala!«, rief Wunderly aufgeregt. »Das beweist, dass die Speichen durch elektromagnetische Wechselwirkung angetrieben werden.«

»Ich höre dich wieder«, sagte Gaeta. »Was auch immer den Funkverkehr gestört hat, es ist verschwunden.«

»Es sind die Speichen!«, sagte Wunderly. »Wir haben soeben bewiesen, dass sie von starken elektromagnetischen Feldern angetrieben werden!«

»Und dass sie die Funkverbindung stören«, fügte Fritz trocken hinzu.

»Die anderen Anzugssysteme sind nicht beeinträchtigt worden«, sagte Gaeta.

»Der Anzug ist auch stark abgeschirmt«, sagte Fritz.

»Ja.« Gaeta sah, dass er sich den Ring-Partikeln nun ziemlich schnell näherte. Als ob ich in ein Meer aus Diamanten eintauchte, sagte er sich mit einem glücklichen Lachen.

»Was ist denn so lustig?«, fragte Fritz unwirsch.

»Ich sagte mir gerade, ich hätte einen großen Eimer mitnehmen sollen, um ein paar von diesen Diamanten einzusammeln.«

»Das sind keine Diamanten. Das sind mit Eis überzogene Staubpartikel.«

»Die Partikel in den Speichen sehen aber nicht so aus, als ob sie mit Eis überzogen wären.«

»Das ist eine Nuss, die Dr. Wunderly knacken soll. Für dich geht es jetzt nur darum, den Geschwindigkeits-Vektor so zu justieren, dass er sich dem der Ring-Partikel möglichst weit annähert. Das wird Einschlags- und Abrieb-Probleme minimieren.«

Gaeta wusste zwar, dass das alles im automatisierten Navigationsprogramm gespeichert war. Dennoch glich er die Annäherungsgeschwindigkeit an die Fluggeschwindigkeit der Partikel an und sah, dass er den Anflug noch geringfügig zu

verlangsamen vermochte. Dadurch werde ich mehr Zeit im Ring selbst haben, sagte er sich. Gut.

Dann sah er einen größeren, funkelnden Eisbrocken langsam durch den Ring taumeln.

»He, siehst du diesen Brocken? Er ist so groß wie ein Haus.«

»Halte dich von ihm fern!«, wies Fritz ihn an.

»Kannst du nah genug herangehen, um seine genaue Größe zu messen?«, fragte Wunderly.

Gaeta lachte wieder. »Was denn nun. Wegbleiben oder näher heran. Entscheidet euch mal, Leute!«

Gefangennahme

Während Holly auf allen vieren durch die Pipeline kroch, patschte sie mit der rechten Hand in eine kleine Pfütze, und im gleichen Moment spürte sie in der linken Hand eine schwache Vibration, die sich an der gekrümmten Innenwand der Rohrleitung fortpflanzte.

Sie erstarrte und lauschte. Wenn ich das Rauschen von Wasser höre, ist es ohnehin zu spät, sagte sie sich dann.

Sie war vor ungefähr fünf Minuten an einer Luke vorbeigekommen. Das bedeutete, dass es bis zur nächsten Luke noch einmal knapp fünf Minuten wären. Aus welcher Richtung kommt das Wasser, fragte sie sich. Ist egal, gab sie sich die Antwort selbst. Du musst deinen Hintern hier raus bewegen. *Sofortl*

Sie kroch hastig weiter wie eine Maus in ihrem Bau, so schnell sie Hände und Füße trugen. Irgendwo hinter sich hörte sie ein Rumoren und hielt es zunächst für einen Streich, den

die Einbildung ihr spielte – bis sie das unverkennbare Beben von Wasser spürte, das durch die Rohrleitung rauschte. Als sie die Luke erreichte, hörte sie die Flut direkt hinter sich heranrasen. Mit zitternden Fingern öffnete sie die Luke, kroch aus der Rohrleitung und schlug die Luke zu. Die Flutwelle rauschte vorbei, und es spritzte noch Wasser durch die Luke, bevor sie sie richtig zu schließen vermochte.

Das war knapp!

Hollys Beine versagten den Dienst. Sie sank auf den Metallboden des Tunnels und setzte sich in die Pfütze unter der Luke.

Sie wussten, dass ich in der Röhre war, sagte sie sich. Sie wussten es und wollten mich ersäufen.

Der Scout lief mit schnellen Schritten neben der Pipeline durch den Tunnel. Er hörte, wie das Wasser hindurch floss, doch als der vorsichtige Mann, der er war, lief er weiter – in der Hoffnung, dass seine Beute rechtzeitig ausgestiegen war. Geh kein Risiko ein und gib der Beute keine Chance, zu entkommen.

Er war ein Äthiopier, der einmal davon geträumt hatte, olympisches Gold im Marathonlauf zu gewinnen, bis die olympischen Spiele auf unbestimmte Zeit ausgesetzt wurden. Er hielt sich, seine Eltern und seine jüngeren Geschwister mit dem dürftigen Gehalt eines Polizisten am Leben. Selbst das wurde ihm jedoch genommen, als ein Verwandter eines Politikers aus der Hauptstadt seine Stelle und sein Gehalt bekam. Mit der Aussicht zu verhungern, nahm er eine Stelle im Saturn-Habitat an: unter der Bedingung, dass sein Gehalt jeden Monat an seine Eltern ausgezahlt wurde. An Bord hatte

er sich dann mit Oberst Kananga angefreundet und einen ruhigen Posten in der Sicherheitsabteilung bekommen.

Diese Verfolgung was der erste wichtige Auftrag, den er für den Oberst ausführte, nachdem er monatelang nur routinemäßige Sicherheitspatrouillen in einem Habitat durchgeführt hatte, in dem es kein wirkliches Verbrechen gab – nur verzogene, eigenwillige Söhne und Töchter der Reichen, die sich wie Kinder aufführten, die partout nicht erwachsen werden wollten.

Er hatte nicht vor, bei diesem Auftrag zu versagen. Er wollte Oberst Kananga eine Freude machen.

»Ich gerate unter Beschuss«, sagte Gaeta.

Er stand noch immer ziemlich hoch über dem Ring, doch Staubteilchen trafen bereits den Anzug, wie die Sensoren an der Außenhülle meldeten. Kein Problem, sagte Gaeta sich. Noch nicht. In ein paar Minuten wird es schlimmer werden.

Es war schwierig, die Entfernung zu schätzen. Er schaute hinab auf ein weites Feld aus weißem, gleißendem Licht, als ob er in einem Ballon zu einem riesigen Gletscher absteigen würde. Aber der Ring war nicht massiv; er bestand aus Milliarden und Abermilliarden Teilchen, als ob alle funkelnden Murmeln des Universums sich dort versammelt hätten. Der häusergroße Eisbrocken war taumelnd an ihm vorbei geflogen und kollidierte nun mit den kleineren Partikeln, die ihn umschwärmten – sie stoben auseinander.

»Dein Geschwindigkeits-Vektor ist gut«, sagte Fritz mit ruhiger und zuversichtlich klingender Stimme. »Die Einschlag-Energie dürfte minimal sein.«

»Ja«, pflichtete Gaeta ihm bei und driftete immer tiefer zum

riesigen Meer aus funkelnden Teilchen. »Ich spüre auch noch nichts.«

»Wir erhalten gerade die Größenschätzungen für die Teilchen«, sagte Wunderly. »Sie scheinen im Moment nicht größer als ein paar Millimeter.« Sie klang enttäuscht.

»Soll ich nach größeren Brocken suchen?«

»Du hältst dich an die geplante Flugbahn«, sagte Fritz brüsk. »Kein Abenteuer, bitte.«

Gaeta lachte. Keine Abenteuer. Und, wie zum Teufel, nennst du das hier?

Wunderly meldete sich wieder. »Der neue Mond ist in einen permanenten Orbit gegangen.«

»Kann ich von hier aus nicht sehen.«

»Ja, er ist auf der anderen Seite des Planeten. Ich erhalte Bilder vom Minisat im polaren Orbit.«

Die Teilchen wurden nun wesentlich dicker. Gaeta hatte das Gefühl, als ob er langsam in einem Schneesturm versänke: Glitzernde Schneeflocken wirbelten um ihn herum und tanzten in einem unsichtbaren Wind. Sie schienen sich etwas von ihm zu entfernen und ihm Platz zu schaffen.

»Ich weiß, das ist verrückt«, sagte er, »aber es sieht so aus, als ob die Flocken sich von mir entfernen würden.«

Er spürte förmlich, wie Fritz den Kopf schüttelte. »Das sieht aus deiner Perspektive nur so aus. Sie bewegen sich auf eigenen Umlaufbahnen um den Saturn, wie du es auch tust.«

»Vielleicht, aber ich könnte schwören, dass sie Abstand zu mir halten.«

»Versuch doch mal, ein paar von ihnen zu schnappen«, sagte Wunderly.

Gaeta bearbeitete die Tastatur und schob die Arme wieder in

die Ärmel des Anzugs. »Ich habe die Probenbox geöffnet, aber ich glaube nicht, dass sie sich darin verirren.«

Er hörte Fritz' glucksendes Lachen. »Glaubst du etwa, sie würden dir aus dem Weg gehen? Vielleicht können sie dich nicht riechen.«

»Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, Kumpel. Es ist, als ob…« Gaeta verstummte, als plötzlich eine rote Warnlampe an der Innenseite des Helmvisiers aufleuchtete. Der Schreck fuhr ihm in die Glieder.

»Ich habe ein rotes Licht«, sagte er.

»Die Sensoren sind deaktiviert«, sagte Fritz. Seine Stimme war plötzlich brüchig und angespannt. »Kein akutes Problem.«

Gaeta überflog die Helm-Anzeigen und sah, dass etliche Sensoren an der Außenhaut des Anzugs sich abgeschaltet hatten. Zwei am Rückentornister und zwei weitere am linken Bein. Er wusste, dass es unmöglich war, die Beine aus dem Innern des Anzugs sehen, aber er versuchte es trotzdem.

Alles, was er durchs Visier zu sehen vermochte, waren die Stiefelspitzen. Sie schienen vereist zu sein.

Er hob beide Arme und sah, dass sie auch mit einer dünnen Eisschicht bedeckt waren. Und er sah, wie beide Arme immer mehr vereisten.

»He! Ich vereise. Sie packen mich in Eis.«

»Das sollte nicht passieren«, sagte Wunderly. Sie klang beinahe verärgert.

»Es interessiert mich einen Scheiß, was passieren *sollte.* Diese kleinen *cabróns* packen mich in Eis!«

Immer mehr rote Lampen leuchteten am Visier auf. Einer nach dem andern schalteten die Sensoren an der Außenhaut

des Anzugs sich ab. Schockgefrostet.

»Kannst du noch Arme und Beine bewegen?«, fragte Fritz.

Gaeta versuchte es. »Ja. Die Gelenke sind zwar etwas steif, aber sie… oh, oh.« Nun lagerten die Eispartikel sich auch schon am Helmvisier ab.

»Was ist los?«

»Sie sind auch schon auf dem Visier«, sagte Gaeta. Er starrte eher fasziniert als ängstlich auf die Partikel. Die kleinen *fregados* kriechen übers Visier, wurde er sich bewusst.

»Sie bewegen sich«, meldete er. »Sie kriechen über das Visier!«

»Wie sollen sie denn kriechen«, sagte Wunderly.

»Sag ihnen das mal!«, antwortete Gaeta. »Sie überziehen das Visier. Den ganzen Anzug! Sie packen mich in Eis!«

»Das ist unmöglich.«

»Ja, sicher.«

Was auch immer sie waren, die kleinen Partikel krochen übers Helmvisier. Er sah es. Es wurden immer mehr, und sie bedeckten einen immer größeren Abschnitt des Visiers. Nach wenigen Minuten vermochte Gaeta gar nichts mehr zu sehen. Der Anzug war vollständig mit einer Eisschicht überzogen.

Gefangene

Wunderly saß in ihrem winzigen Büro. Sie hatte zwei Bildschirme auf dem Schreibtisch stehen: Auf dem einen versuchte sie Gaeta zu beobachten, und den neuen Mond, der sich mit dem Hauptring vereinigt hatte, auf dem Monitor daneben.

Alles, was sie von Gaeta bekam, waren die Daten von den internen Sensoren des Anzugs und seine aufgeregte Meldung, dass die Eispartikel den Anzug umschlossen. Sie können sich doch gar nicht bewegen, sagte sie sich. Sie sind nicht lebendig, also auch nicht beweglich. Sie sind nur mit Eis überzogene Staubflocken.

Aber wie kommt es dann, dass sie Mannys Anzug überziehen? Elektromagnetische Anziehung? Temperatur-Differenzial?

Sie zog immer phantastischere Möglichkeiten in Erwägung, während sie abwesend zum spektrographischen Sensor des Minisatelliten schaltete, der den gerade erst angekommenen Mond auf der anderen Seite des Rings beobachtete. Wunderly schaute mit einem Stirnrunzeln auf die Anzeige. Da stimmt etwas nicht. Sie rief die früheren Daten des Spektrographen auf. Der kleine Mond bestand definitiv aus Eis, war aber von einer dunklen kohlenstoffartigen Substanz durchzogen. Dennoch zeigte das Echtzeit-Spektrogramm viel weniger Kohlenstoff an: Ihm zufolge bestand der Mond praktisch nur aus Eis. Was geschieht mit dem Kohlenstoff?

Neugierig geworden schaltete sie zur optischen Anzeige des Minisat zurück. Und ließ sich atemlos auf den Stuhl zurücksinken.

Der Mond befand sich in der Mitte dessen, was wie ein Mahlstrom aussah. Ein Whirlpool aus Eisflocken stob um den Mond wie eine große Familie, die ein lang vermisstes Familienmitglied umschwärmte.

»Allmächtiger Gott, sie sind lebendig!«, rief Wunderly und sprang vom Stuhl auf. »Sie sind lebendig!«

Gaeta wusste aus langer Erfahrung, dass Panik der schlimmste Feind war. Obwohl das Helmvisier nun mit einer so dicken Eisschicht überzogen war, dass er nichts mehr zu sehen vermochte, bewahrte er die Ruhe und kontrollierte die Anzugssysteme. Lebenserhaltung in Ordnung, Energie in Ordnung, Kommunikation im grünen Bereich, Antrieb funktionsfähig. Es besteht noch kein Anlass, auf den roten Knopf zu drücken.

»Versuch, das Eis vom Visier abzuwischen«, ertönte Fritz' Stimme genauso ruhig und methodisch.

»Das habe ich schon versucht«, sagte er und hob den linken Arm, um noch einmal übers Helmvisier zu wischen. Der Arm fühlte sich steifer an als noch vor ein paar Augenblicken. »Sie setzen sich sofort wieder fest.«

Während er sprach, fuhr Gaeta mit der Zange des linken Arms übers Helmvisier. Sie kratzte immerhin so viel Eis ab, dass er sah, wie weitere Partikel auf ihn zuflogen. Innerhalb von Sekunden war das Helmvisier wieder zugefroren.

»Das ist nicht lustig«, sagte er. »Sie fallen wie ein Heuschreckenschwarm ein. Es ist, als ob sie lebendig wären. Ich sehe sie übers Helmvisier kriechen.«

»Sie *sind* lebendig!«, rief Wunderly mit vor Aufregung schriller Stimme. »Steck ein paar in die Probenbox!«

»Vielleicht wollen sie mich in *ihre* Probenbox stecken«, erwiderte Gaeta trocken.

Er fragte sich, wie dick die Eisschicht noch werden musste, bis die Antennen blockierten und die Kommunikation unterbrochen wurde. Ich werde hier tiefgekühlt wie eine Weihnachtsgans, und ihr geht es nur darum, Proben zu Studienzwecken zu bekommen. Er überprüfte die Temperatur

im Anzug. Der Wert war normal, obwohl Gaeta das Gefühl hatte, dass es etwas kühler war als vorher. Alles nur Einbildung, sagte er sich. Klarer Fall.

»Ich glaube, ich sollte vielleicht die Düsen zünden und von hier verschwinden«, sagte er zu Fritz.

»Noch nicht!«, rief Wunderly. »Versuch erst noch ein paar Proben zu nehmen!«

»Die Anzugsfunktionen sind nicht beeinträchtigt«, sagte Fritz mit eisiger Ruhe.

»Noch nicht«, pflichtete Gaeta ihm bei. »Aber was für einen *chingado* Zweck hätte es, blind wie eine Fledermaus und mit einem Eisüberzug hier draußen rumzuhängen?«

»Könntest du nicht wenigstens warten, bis der Minisat auf deine Seite des Planeten kommt, damit ich spektrographische Messungen des Eises durchführen kann, von dem du überzogen bist?«, fragte Wunderly.

»Wie lang wird das dauern?«, fragte Fritz.

Es trat eine Pause ein. »Elf Stunden siebenundzwanzig Minuten«, antwortete Wunderly dann mit viel leiserer Stimme.

»Der Anzug ist für eine achtundvierzigstündige Exkursion ausgelegt«, sagte Fritz. »Wenn die Eisschicht aber dicker wird, werden vielleicht die Kommunikations- und Antriebsfunktion beeinträchtigt.«

»Bei mir ist im Moment noch alles klar, Fritz«, sagte Gaeta, bevor Wunderly etwas erwidern konnte. »Lassen wir uns überraschen.«

Berkowitz meldete sich. »Das ist der Wahnsinn, Leute, aber deine Anzugskameras sind vereist. Wir bekommen nur noch eine Tonübertragung von dir, Manny. Wenn wir Bilder vom

Minisat bekämen, wäre das der Hammer.«

Gaeta nickte im Helm. Und wenn ich getötet werde, werden die Einschaltquoten sogar noch mehr steigen, sagte er sich sardonisch.

Holly war reichlich mitgenommen, nachdem sie beinahe ertrunken wäre, und das Bewusstsein, dass Kanangas Leute sie irgendwie verfolgten, verbesserte ihre Befindlichkeit nicht gerade. Sie ging so schnell sie konnte zum Tunnel-Ende, erklomm die zur Oberfläche hinaufführende Metallleiter und stieß die Luke auf, die als ein kleiner Felsbrocken getarnt war. Sie befand sich am Habitat-Ende; sie hielt für einen Moment inne und sog tief die Luft ein. Sie roch frisch und würzig. Das ganze Habitat breitete sich vor ihr aus – grün, weit und offen.

Sie schloss die Luke, klappte den Plastikfelsen wieder herunter und ging durchs federnde grüne Gras auf das Wäldchen aus Ulmen und Ahornbäumen zu, die weiter oben in Richtung der Mittellinie wuchsen.

Es war schon jemand da, wie sie bei der Annäherung an den Wald erkannte. Er lag ausgestreckt auf dem mit Moos bewachsenen Boden zwischen den Bäumen.

Holly erstarrte und fühlte sich wie ein Reh, das einen Wolf erspähte. Aber der Mann – sie hatte jedenfalls den Eindruck, dass es ein Mann war – schien zu schlafen, bewusstlos zu sein oder sogar tot. Er trug auch nicht die schwarze Montur der Sicherheitsabteilung, sondern einen beigefarbenen Overall.

Vorsichtig näherte Holly sich dem Mann so weit, dass sie sein Gesicht erkannte. Das ist doch Raoul, sagte sie sich. Was tut er hier draußen? Ein Gedanke schoss ihr durch den Kopf. Arbeitet er etwa für Kananga? Gehört er womöglich zum

Suchtrupp?

Dann wurde sie sich bewusst, dass sie im Freien stand und eine perfekte Zielscheibe für jeden im Umkreis von einem Kilometer oder mehr abgab. Raoul würde doch nicht zu Kananga überlaufen, sagte sich. Er ist ein Freund.

Sie ging zu ihm hin und fühlte sich etwas sicherer, als sie im Schatten der Bäume war.

Tavalera regte sich, als sie sich ihm näherte, blinzelte und setzte sich so abrupt auf, dass Holly erschrak.

Er blinzelte wieder und rieb sich die Augen. »Holly? Bist du das, oder träume ich?«

Sie lächelte warmherzig. »Ich bin's, Raoul. Was machst du denn so weit hier draußen?«

»Ich habe dich gesucht«, sagte er und stand auf. »Ich muss wohl eingenickt sein. Ein schöner Späher, was?« Er grinste verlegen.

»Du bringst dich nur in Schwierigkeiten, Raoul. Kanangas Leute verfolgen mich. Ich versuche, ihnen immer eine Nasenlänge voraus zu sein.«

Tavalera holte tief Luft. »Ich weiß. Ich bin hier, um dir zu helfen.«

Holly sagte sich, wenn Raoul sie gut genug kannte, um hier am Habitat-Ende auf sie zu warten, dann mussten Kanangas Leute ihre Gewohnheiten auch ermittelt haben.

»Wir müssen uns ein Versteck suchen«, sagte sie. »Einen sicheren Ort.«

»Dafür ist es zu spät«, sagte eine Stimme.

Sie drehten sich um und sahen einen großen, schlanken Mann mit schokoladenbrauner Haut. In der Hand hatte er das kleine elektronische Spürgerät.

»Oberst Kananga möchte Sie sprechen, Miss Lane«, sagte er mit leiser Stimme, die überhaupt nicht bedrohlich wirkte.

»Ich möchte aber nicht Oberst Kananga sprechen«, sagte Holly.

»Das ist schlecht. Ich muss leider darauf bestehen, dass Sie mit mir kommen.«

Tavalera stellte sich vor Holly. »Lauf, Holly«, sagte er. »Ich werde ihn aufhalten.«

Der schwarze Mann lächelte. Er wies auf ein Trio schwarz gekleideter Leute, die hinter den Bäumen auf sie zukamen und sagte: »Es muss keine Gewalt ausgeübt werden. Und es gibt auch keine Fluchtmöglichkeit.«

Ring-Kreaturen

Wunderly vermochte kaum an sich zu halten. Sie zappelte auf dem Stuhl herum, als sie sah, wie die Ring-Partikel über den neuen Mond schwärmten.

Das ist Nahrung für sie, sagte sie sich, als sie von der optischen zur Infrarot- und dann zur spektrographischen Darstellung schaltete. Sie wünschte, der Minisat hätte noch Platz für Ultraviolett- und Gammastrahlen-Sensoren gehabt.

Was wir brauchten, ist eine Aktivlasersonde, sagte sie sich und widersprach sich dann sofort: Aber sie würde die Partikel vielleicht töten. Partikel? Nein, das sind lebendige Wesen. Eis-Kreaturen, die bei Temperaturen von minus zweihundert Grad Celsius und noch tiefer überleben. Extremophile, die in einer Niedertemperatur-Umgebung gedeihen.

Das Geheimnis der Saturn-Ringe ist gelöst, sagte sie sich. Die

Ringe sind nicht eine passive Ansammlung von Eisflocken. Sie bestehen aus aktiven, lebendigen Wesen! Sie fangen alles ein, was in ihren Bereich eindringt und nehmen es auseinander. Asteroiden und kleine Eisbrocken – das ist ihre Nahrung. Auf diese Art unterhält Saturn sein Ringsystem. Es ist lebendig.

Schau'n wir mal, sagte sie sich. Saturn hat zweiundvierzig uns bekannte Monde. Jedes Mal, wenn ein Asteroid oder ein Eisbrocken aus dem Kuiper-Gürtel ins Ringsystem eindringt, fressen diese Kreaturen ihn auf. Die Ringe verlieren ständig Partikel, die von den Saturnwolken angesaugt werden. Aber die Ringe erneuern sich ständig, indem sie die anfliegenden Monde verschlingen, die von ihnen angezogen werden.

Plötzlich schaute sie von den Bildschirmen auf. Manny! Sie werden auch versuchen, Mannys Anzug aufzufressen. Sie könnten ihn töten!

»Manny!«, schrie sie ins Funkgerät. »Verschwinde von dort! Sofort! Bevor sie sich durch den Anzug fressen!«

»Ich weiß nicht, ob er uns hört«, erwiderte Fritz mit eisiger Stimme. »Ich habe seit einer halben Stunde keinen Kontakt mehr mit ihm. Die Antennen müssen inzwischen so stark vereist sein, dass sie nicht mehr funktionieren.«

Holly sah, wie die drei schwarz gekleideten Gestalten sich über die mit Gras bewachsene Anhöhe dem Wäldchen näherten, wo sie und Tavalera mit dem äthiopischen Scout standen. Er hatte das Funkgerät am Ohr und nickte unbewusst, während er Befehle entgegennahm.

»Oberst Kananga ist unterwegs«, sagte er schließlich. »Er will Sie an der zentralen Luftschleuse am Habitat-Ende treffen.«

Tavalera warf sich plötzlich auf den Scout und schrie: »Lauf, Holly!« Dann kämpfte er mit dem Äthiopier.

Die beiden Männer gingen in einem Knäuel aus Armen und Beinen zu Boden. Holly zögerte für einen Moment – gerade lang genug, um zu sehen, dass Raoul kein Kämpfer war. Der Äthiopier überwand die Überraschung schnell, schüttelte Tavalera vom Rücken ab und stand wieder auf. Bevor er noch zu reagieren vermochte, versetzte Holly dem Scout einen Tritt in die Rippen, der ihn wieder zu Boden schickte. Tavalera stand auf und packte sie an der Hand.

Ein Laserstrahl warf Raoul um. Tavalera packte das Bein mit beiden Händen und wälzte sich schmerzerfüllt auf dem Boden. »Scheiße! Wieder ins selbe Bein!«

Holly blieb wie angewurzelt stehen. Raouls Bein blutete zwar nicht stark, aber mitten im Oberschenkel war ein kleines schwarzes Loch.

Der Äthiopier rappelte sich auf, während die drei anderen Sicherheitsleute über die Anhöhe auf sie zu gerannt kamen.

»Wie haben Sie denn die Waffen ins Habitat geschafft?«, fragte Holly und kniete neben dem sich windenden und fluchenden Tavalera nieder.

»Schneidwerkzeuge«, grunzte Tavalera mit schmerzverzerrtem Gesicht. »Sie müssen Laser-Werkzeuge zu Schusswaffen umfunktioniert haben.«

Der Anführer der drei Ankömmlinge verschaffte sich einen Überblick über die Lage. »Gute Arbeit«, sagte er zum Äthiopier. »Hebt den da auf und nehmt ihn mit«, bedeutete er den zwei Untergebenen.

Sie packten Tavalera unsanft und zogen ihn hoch.

»Kommen Sie«, sagte der Anführer zu Holly. »Oberst

Kananga will Sie an der zentralen Luftschleuse sprechen.«

Die größte Sorge bereitete Gaeta indes, dass er von der Kommunikation mit Fritz abgeschnitten war. Mit dem Anzug schien noch alles in Ordnung zu sein, obwohl die Innentemperatur um fast drei Grad gesunken war.

Gaeta dachte über mögliche Alternativen nach, während er in Eis gepackt wie eine tiefgekühlte Mumie durchs All trieb. Wunderly glaubt, die Eispartikel seien lebendig. Vielleicht hat sie Recht. Sie haben auf jeden Fall den Eindruck gemacht, als ob sie übers Helmvisier gekrochen wären. Dann versuchen sie vielleicht, mich und den Anzug aufzufressen. Ob Cermet und Organometalle überhaupt genießbar für sie sind? Meine Güte, ich hoffe nicht!

Und ich soll noch einmal elf Stunden warten, damit sie ein Video von mir bekommen? Bis dahin bin ich wahrscheinlich längst tot.

Wenn ich jetzt aber den Abflug mache, wird es überhaupt keine Bilder für die Netze geben.

Es ist schon komisch, wie das Bewusstsein arbeitet, sagte er sich. Auf was für Gedanken das Gehirn in dieser *mierda* kommt? *Derjenige, der kämpft und davonkommt, überlebt nur, um am nächsten Tag wieder zu kämpfen.* Diese Ringe existieren schon seit Tausenden von Jahren, oder, was wahrscheinlicher ist, seit Millionen Jahren. So schnell werden sie nicht verschwinden. Ich kann jederzeit zurückkommen. Mit einer besseren Vorbereitung und einer besseren Ausrüstung. Und einer besseren Bildübertragung.

Das gab für ihn den Ausschlag. Gaeta zog den rechten Arm aus dem Ärmel und programmierte die Schubdüsen. Ich

werde blind fliegen, wurde er sich bewusst. Er hatte jedes Gefühl dafür verloren, wo er sich relativ zum Habitat oder zu Timoschenko befand, der im Raumboot auf ihn wartete. Das Navigations-Programm des Anzugs war nun nutzlos. Lass es ganz ruhig angehen. Es kommt nun vor allem darauf an, aus diesem Blizzard zu verschwinden. Aber gib nicht so viel Stoff, dass es dich gleich bis nach Alpha Centauri verschlägt.

Er drückte die Taste, die die Schubdüsen aktivierte. Nichts geschah.

Eberly hatte Professor Wilmots altes Büro bezogen, wo er nun offiziell der Verwaltungschef des Habitats war. Seine erste Amtshandlung bestand darin, Wilmots altes, wuchtiges Mobiliar zum Sperrmüll zu geben und es durch filigranes, modernistisches Chrom und Kunststoff zu ersetzen, die so behandelt waren, dass sie wie Teakholz aussahen.

Er hatte kaum am glänzenden Schreibtisch Platz genommen, als Morgenthau die Tür zu seinem Büro aufschob und unaufgefordert eintrat. Sie war mit einem extravaganten Kaftan in allen Farben des Regenbogens bekleidet und ließ mit einem selbstgefälligen, selbstzufriedenen Lächeln, das fast schon ein Schmunzeln war, den Blick über die kahlen Wände des Büros schweifen.

»Sie brauchen noch ein paar Bilder an den Wänden«, sagte sie. »Ich werde dafür sorgen, dass Sie ein paar Holo-Fenster bekommen, die man programmieren kann…«

»Ich kann mein Büro selbst einrichten«, sagte Eberly schroff.

Sie verzog keine Miene. »Seien Sie doch nicht gleich so gereizt. Wo Sie nun die Macht haben, sollten Sie sich auch mit den Insignien der Macht umgeben. Symbole sind wichtig.

Fragen Sie Vyborg, der weiß alles über die Bedeutung des Symbolismus.«

»Ich habe zu tun«, blaffte Eberly.

»Sie müssen sich mit Kananga treffen.«

Eberly schüttelte den Kopf. »Das steht nicht in meinem Terminkalender.«

»Er erwartet Sie an der zentralen Luftschleuse draußen am Habitat-Ende.«

»Ich werde nicht…«

»Er hat Holly in Gewahrsam. Er will, dass Sie ihrer Verhandlung beiwohnen. Und ihrer Hinrichtung.«

Standgericht

Gaeta prüfte seine Optionen: Er sah nichts im vom Eis ummantelten Anzug, die Funkantennen waren blockiert und die Temperatur im Anzug fiel. Die Schubdüsen funktionieren nicht, sagte er sich, und ich weiß nicht warum. Die auf die Innenseite des Helmvisiers projizierte Diagnose-Anzeige meldete, dass das Antriebssystem voll einsatzbereit war.

»Zum Teufel mit den Ingenieuren«, murmelte er. »Sie haben alles durchgecheckt, aber es funktioniert trotzdem nichts.«

Auf die Anzugsdiagnostik konnte er also nichts geben. Gaeta wusste, dass Fritz den Fehler sicher finden würde. Er kennt alle Details. Er hat sogar die Positionsdaten, die im Navigationsprogramm gespeichert sind; und alles, was ich habe, ist eine nicht funktionierende Funkverbindung.

Gaeta hatte aber noch einen Trumpf. Wenn der nicht sticht, werde ich ein Tiefkühlgericht für diese *chingado* Eis-Wanzen

abgeben, sagte er sich. Das unter Federspannung stehende Kabel aus Buckminster-Fulleren durchstieß den Eispanzer und rollte sich wie eine Peitsche zur vollen Länge von hundert Metern aus. Gaeta spürte die Vibrationen im Anzug wie das leise Summen eines Elektrorasierers.

»Fritz! Hörst du mich?«, rief er.

»Manny!«, ertönte Fritz' Stimme. »Wie ist die Lage? Die Diagnosedaten hier sind uneinheitlich.«

»Anzugsantennen vereist«, erwiderte Gaeta, wobei er automatisch in den abgehackten, Zeit sparenden Slang der Piloten und Fluglotsen fiel. »Schubdüsen zünden nicht.«

»Lebenserhaltung?«

»Funktioniert noch. Die Schubdüsen, Mann. Ich muss von hier verschwinden.«

»Hast du es schon mit dem Notaggregat versucht?«

»Natürlich habe ich es mit dem Notaggregat versucht! Es sieht so aus, als ob alles eingefroren wäre.«

»Dreh die Anzugsheizung hoch«, ertönte Wunderlys Stimme.

»Die Heizung?«

»Dreh sie so hoch, dass du es gerade noch aushältst«, sagte sie. »Die Eis-Wanzen mögen wahrscheinlich keine hohen Temperaturen.«

»*Wahrscheinlich* ist mir auch keine große Hilfe«, sagte Gaeta.

»Versuch es wenigstens«, befahl Fritz ihm.

Gaeta wusste, dass die elektrische Energie des Anzugs aus einem thermionischen Konverter kam: Die Heizung hatte auf jeden Fall genug Saft.

»Okay«, sagte er widerstrebend. »Ich gehe in den Sauna-Modus.«

Holly machte sich mehr Sorgen um Tavaleras Bein als um ihre eigene Zukunft. Zwei schwarz gekleidete Sicherheits-Leute schleiften Raoul den Hang hinauf zur zentralen Luftschleuse. Er schien einen Schock zu haben; das Gesicht war kreidebleich, und er knirschte mit den Zähnen. Es war dumm gewesen von ihm, mir helfen zu wollen, sagte Holly sich. Dumm, aber mutig.

Mit dem Äthiopier an der Spitze erklommen sie die sanfte Steigung und spürten die eigentümliche Abnahme der Schwerkraft, als sie sich der Mittellinie des Habitats näherten. Holly fragte sich, ob sie den irritierenden Schwund der Schwerkraft vielleicht als Waffe einsetzen könnte, aber sie und der verwundete Tavalera hätten dann vier von Kanangas Leuten gegenüber gestanden. Sie durfte Raoul nicht in ihren Fängen lassen, egal was geschehen würde.

»Wieso bringt ihr uns dorthin?«, fragte Holly.

»Wir befolgen nur unsere Befehle«, sagte der stämmige Anführer des Sicherheits-Teams.

»Befehle? Wessen Befehle?«

»Oberst Kanangas. Er will sich in der zentralen Luftschleuse mit Ihnen unterhalten.«

Eberly war überhaupt nicht erfreut, aber er wusste, dass er keine andere Wahl hatte, als Morgenthau zu dieser Besprechung mit Kananga zu begleiten. Was soll ich sonst tun, fragte er sich. Ich bin doch nicht mehr als eine Galionsfigur. Sie hat die eigentliche Macht, sie und Kananga und diese Natter Vyborg. Ohne ihn und seinen krankhaften Ehrgeiz wäre das alles nicht passiert. Ich habe die Macht für sie

gewonnen, nicht für mich.

Widerwillig folgte er Morgenthau zum Fahrradständer vorm Verwaltungsgebäude und stieg auf eins der Zweiräder mit Elektroantrieb. Von hinten sah Morgenthau aus wie ein Nilpferd auf einem Fahrrad. Er bemerkte, dass sie nicht einmal auf ebener Strecke in die Pedale trat; stattdessen überließ sie es dem lautlosen kleinen Elektromotor, sie zu befördern. Ich hoffe nur, dass der Akku leer ist, wenn wir die Steigung erreichen, sagte Eberly sich boshafterweise.

Aber sie schaffte den ganzen Weg bis zum Habitat-Ende und zur Luke, die zur zentralen Luftschleuse führte.

Eberly folgte ihr brav. Sie ließen die Fahrräder im Ständer an der Luke stehen und betraten den kalten, trübe beleuchteten Stahltunnel.

Als die Luke sich hinter ihnen schloss, schaute Eberly über die Schulter zurück wie ein Häftling, der einen letzten Blick nach draußen wirft, bevor die Gefängnistore sich hinter ihm schließen. Er sah eine kleine Gruppe von Leuten, die die Steigung zur Luke erklommen. Drei von ihnen trugen die schwarzen Gewänder der Sicherheitskräfte. Die große, schlanke Gestalt in ihrer Mitte sah wie Holly aus. Den Mann in einer beigefarbenen Montur, der vor den anderen herhinkte, erkannte er aber nicht.

Dann schloss die Luke sich, und Eberly spürte, wie die Kälte des kühlen Stahltunnels ihm ins Gebein drang.

»Kommen Sie«, sagte Morgenthau. »Kananga wartet an der Schleuse auf uns. Vyborg ist auch da.«

Eberly folgte ihr wie ein widerspenstiger kleiner Junge, der zur Schule geschleppt wird, und fragte sich, was er zu tun vermochte.

Gaeta vertrieb mit einem Blinzeln den Schweiß aus den Augen. Er hatte die Notantenne eingeholt und sie noch zweimal ausgefahren. Jedes Mal hatte er etwa fünf Minuten einer klaren, deutlichen Kommunikation herausgeschunden, bevor die Eis-Kreaturen die Antenne wieder mit einer so dicken Eisschicht ummantelt hatten, dass die Verbindung abbrach.

Die Helmvisier-Anzeigen wurden mit Gelb gesprenkelt, als er elektrische Energie von den Anzugsensoren und sogar von den Servomotoren abzog, die Arme und Beine bewegten, und zur Heizung umleitete. Die Arme vermochte er selbst mit Hilfe der sich abmühenden Servomotoren kaum noch zu bewegen. Gott weiß, wie dick die Eisschicht schon ist.

Das Problem ist, dass die Anzugshaut eine zu gute Wärmeisolierung hat, sagte er sich. Der Anzug ist darauf ausgelegt, Wärme zu speichern und nicht etwa nach draußen abzugeben.

Das brachte ihn auf eine Idee. Es war zwar gewagt, aber es war eine Idee. Wie lang vermag ich im Vakuum zu atmen, fragte er sich. Das war eine Art Russisches Roulette, das Astronauten, Stuntmen und andere Verrückte hin und wieder spielten: Vakuum-Atmen. Man öffnet den Anzug und hält den Atem an. Der Trick dabei ist, den Anzug rechtzeitig wieder zu schließen, bevor man erstickt oder einem die Augen durch den Unterdruck aus den Höhlen quellen. Viele Leute hatten schon einen Rekordversuch unternommen; die meisten von ihnen waren tot. Er erinnerte sich, dass Pancho Lane gut in diesem Spiel gewesen war; damals, als sie noch Astronautin gewesen war.

Die eigentliche Frage lautet, sagte Gaeta sich: Wie viel Luft enthält der Anzug? Und wie schnell wird sie wohl entweichen, wenn ich eine Klappe öffne, zum Beispiel die im Ärmel?

Er wünschte, er hätte das mit Fritz abzuklären vermocht, doch nun funktionierte nicht einmal mehr die Notantenne; als er sie zuletzt benutzt hatte, war sie so stark vereist, dass er sie nicht mehr einzuholen vermochte.

Du bist auf dich allein gestellt, *muchacho.* Stell selbst Berechnungen an und handle auf eigene Faust. Es hilft dir niemand mehr.

Kananga wirkte ruhig und zufrieden; der große Mann stand lächelnd vor der inneren Luke der Luftschleuse. Es war eine übergroße Luke – breit und hoch genug, um sperrige Kisten mit Maschinen und andere Fracht aufzunehmen, aber auch Personen in Raumanzügen. Vyborg zappelte nervös herum. Er wollte die Sache offenbar möglichst schnell hinter sich bringen, sagte Eberly sich.

Auf der anderen Seite der stählernen Kammer stand Holly. Sie versuchte trotzig zu schauen, vermochte ihre Angst dennoch nicht zu verbergen. Ein junger Mann, den er als Raoul Tavalera identifizierte, lag mit schmerz- und wutverzerrtem Gesicht vor ihr. Eberly erinnerte sich, dass er der Astronaut war, den sie bei der Brennstoffaufnahme am Jupiter gerettet hatten. Der äthiopische Scout und die drei Sicherheitsleute standen etwas entfernt im Tunnel und versperrten den Fluchtweg.

»Ich freue mich«, sagte Kananga, »dass unser neuer Verwaltungschef sich für eine Weile von seinen vielen Pflichten freimachen konnte, um dieser Verhandlung

beizuwohnen.«

»Verhandlung?«, fragte Eberly barsch.

»Jawohl. Ich möchte, dass Sie als Vorsitzender Richter fungieren.«

Eberly schaute unbehaglich auf Holly und wandte den Blick schnell wieder ab.

»Gegen wen wird überhaupt verhandelt? Wie lautet die Anklage?«

»Holly Lane wird des Mordes an Diego Romero angeklagt«, sagte Kananga mit ausgestrecktem Finger.

»Das ist doch Bullshit!«, rief Tavalera.

Kananga ging auf den verwundeten jungen Mann zu und trat ihm in die Rippen. Die Luft wurde Tavalera mit einem schmerzlichen Grunzen aus der Lunge gepresst. Holly ballte die Fäuste; Kananga drehte sich zu ihr um und versetzte ihr einen fiesen Schlag mit dem Handrücken, sodass die Lippe aufplatzte. Sie taumelte ein paar Schritte zurück.

»Dieses Gericht duldet keine Ausbrüche«, sagte Kananga streng zu Tavalera, der nach Luft schnappte und sich krümmte. »Weil Sie der Angeklagten geholfen haben, werden Sie mit ihr angeklagt.«

»Wenn ich hier schon Richter sein soll«, sagte Eberly, »dann werde ich auch bestimmen, wer sprechen darf und wer nicht.«

»Natürlich«, sagte Kananga mit einer ironischen Verbeugung.

»Ich nehme an, dass Sie der Ankläger sind«, sagte Eberly zum Ruander.

Kananga nickte knapp.

»Und wer ist der Verteidiger?«

»Die Angeklagten werden sich selbst verteidigen«,

antwortete Morgenthau.

»Und die Geschworenen?«

»Morgenthau und ich werden als Geschworene fungieren«, sagte Vyborg.

Ein Militärgericht, sagte Eberly sich düster. Sie machen mich zu ihrem Komplizen. Ich würde mich nie darauf herausreden können, nicht an Hollys Exekution beteiligt gewesen zu sein; dafür haben sie schon gesorgt.

Ich kann höchstens darauf hinwirken, dass diese Farce von einer Gerichtsverhandlung nach gewissen Regeln abläuft. Das Urteil steht aber schon so fest wie die Angst in Hollys Augen.

Er seufzte tief und wünschte sich, er wäre woanders. Egal wo, sagte er sich, nur nicht wieder in meiner alten Gefängniszelle in Wien.

»Gut«, sagte er schließlich und wich Hollys Blick aus. »Die Verhandlung ist eröffnet.«

Exekution

Mit Hilfe des internen Anzugscomputers führte Gaeta ein paar überschlägige Berechnungen durch. Die Temperatur sank weiter, obwohl er die Heizung voll aufgedreht hatte. Du musst eine Lösung finden, solange es noch halbwegs warm im Anzug ist. Sonst ist es zu spät.

Er traf eine Entscheidung. Gaeta zog beide Arme aus den Anzugsärmeln. Die Beine aus den Anzugsbeinen zu ziehen war schon schwieriger. Hätte diesen Yogakurs mitmachen sollen, den sie letztes Jahr angeboten hatten, sagte er sich, während er versuchte, ein Bein herauszuziehen und es unter

dem Gesäß zu falten. Mit dem anderen Bein war es noch schwieriger; Gaeta japste vor Schmerz, als irgend etwas an der Rückseite des Schenkels riss. Er fluchte in einer Mischung aus Spanisch und Englisch, und schließlich gelang es ihm, auch das andere Bein in den Torso des Anzugs zu ziehen. Er schnaufte wegen der Anstrengung und verspürte einen pulsierenden Schmerz im Bein. Dann saß er in der Karikatur eines Lotussitzes im Torso des Anzugs.

»In Ordnung«, sagte er sich. Nun wollen wir mal sehen, wie lang du Vakuum atmen kannst.

»Ich habe Don Diego nicht getötet«, sagte Holly und wischte sich das Blut von der aufgeplatzten Lippe. Mit der anderen Hand wie sie auf Kananga. »Er hat es getan. Er hat es mir gegenüber sogar zugeben.«

»Haben Sie irgendwelche Zeugen dafür?«, fragte Eberly im Versuch, Zeit zu schinden. Er wusste aber nicht wieso. Er wusste schließlich, dass es hoffnungslos war. Kananga würde Holly des Mordes ›überführen‹ und sie zusammen mit Tavalera exekutieren. Luftschleusen-Justiz.

Holly schüttelte matt den Kopf.

»Sie lügt natürlich«, sagte Kananga. »Sie war nämlich die Letzte, die mit Romero zusammen war. Sie behauptet, sie habe die Leiche entdeckt. Ich sage, sie hat den alten Mann ermordet.«

»Aber wieso hätte ich das tun sollen?«, platzte Holly heraus. »Er war doch mein Freund. Ich hätte ihm doch nie etwas angetan.«

»Vielleicht ist er zudringlich geworden«, suggerierte Eberly. Das war ein Griff nach dem Strohhalm. »Vielleicht haben Sie

ihn in Notwehr getötet. Oder vielleicht war es sogar ein Unfall.«

»Unsinn«, murmelte Morgenthau, die neben Vyborg stand.

»Sie sind eine Geschworene«, sagte Eberly. »Sie dürfen keinen Kommentar abgeben.«

»Sie ist schuldig«, blaffte Vyborg. »Wir können uns die Beweisaufnahme sparen.«

Wenn ich die Wärme aus dem Anzug entweichen lasse, verjage ich sie vielleicht, sagte Gaeta sich. Und wenn nicht, bin ich sowieso tot. Was habe ich also zu verlieren?

Er nickte im vereisten Helm. Dann tu es auch. Worauf wartest du noch?

Er programmierte das Steuergerät in der Anzugsbrust um, damit es die Zugangsluken in den Anzugsärmeln und –beinen öffnete. Die vier Tasten glühten vor seinen Augen. Die vier Finger der rechten Hand schwebten über ihnen.

Tu es!, befahl er sich.

Gaeta schloss fest die Augen und atmete heftig aus, um die Lunge möglichst vollständig zu entleeren; dann stach er mit den Fingern auf die Tasten.

Und zählte: tausendeins, tausendzwei, tausenddrei…

Vorm geistigen Auge sah er, was geschah. Die warme Anzugsluft strömte aus den offenen Zugangsluken. Eine plötzliche Hitzewelle würde gegen die Eis-Kreaturen anbranden. Vielleicht würde sie sie töten. Auf jeden Fall müsste sie ihnen Unbehagen verursachen.

…tausendacht, tausendneun…

Gaeta verspürte ein Knacken in den Ohren. Er vermochte die Luft nicht viel länger anzuhalten. Er wagte es auch nicht, die

Augen wieder zu öffnen. Er erinnerte sich an Geschichten von Leuten, die durch die jähe Dekompression geplatzt waren. Das Blut und die Eingeweide werden im ganzen Anzug umherspritzen, sagte er sich.

…tausendzwölf, tausend…

Er hieb wieder auf die Tasten und hörte, wie die Zugangsluken zuschlugen. Er öffnete die Augen einen Spalt weit, aktivierte die Luftsteuerung und hörte, wie die Luft aus dem Reservetank in den Anzug zischte und ihn wieder auffüllte.

Doch das Helmvisier war immer noch vollständig vereist. Vor lauter Verzweiflung hieb er wieder auf die Taste für die Schubdüsen.

Es war, als ob ein Böller unter seinem Hintern gezündet worden wäre. Der Schub der Düsen setzte völlig unerwartet ein. Er jaulte in einer Mischung aus Überraschung, Freude und Schmerz auf, als der Anzug sich in Bewegung setzte. Er flog blind, aber wenigstens flog er.

Morgenthau und Vyborg mussten sich nicht einmal anschauen, um sich auf ein Urteil zu verständigen.

»Schuldig«, sagte Morgenthau.

»Schuldig im Sinne der Anklage«, sagte Vyborg. »Und Ihr Komplize auch.«

»Komplize«, platzte Tavalera heraus.

Kananga versetzte ihm wieder einen Tritt.

»Die Geschworenen haben Sie schuldig gesprochen«, sagte Eberly zu Holly. »Möchten Sie noch etwas sagen?«

»Jede Menge«, spie Holly förmlich aus. »Aber nichts, was euch gefallen würde.«

Morgenthau trat vor Holly. Sie zog einen Palmtop aus dem grellbunten Kaftan und sagte: »Es gäbe da noch etwas, das ich gern hören würde. Ich will ein Geständnis, dass Sie und Ihr Freund hier zusammen mit Dr. Cardenas an der Entwicklung von Killer-Nanobots gearbeitet haben.«

»Das ist nicht wahr!«, sagte Holly.

»Ich sage auch nicht, dass es wahr sein muss«, erwiderte Morgenthau mit einem verschlagenen Lächeln auf den Lippen. »Ich will es nur von Ihnen hören.«

»Da können Sie lange warten.«

»Das gilt auch für mich«, sagte Tavalera.

Kananga schaute auf den verwundeten und malträtierten Ingenieur hinab und drehte sich dann wieder zu Holly um. »Ich glaube, ich kann sie überzeugen«, sagte er mit einem wölfischen Grinsen.

Er trat Holly in den Leib, sodass sie sich krümmte. »Das ist für den Tritt ins Gesicht, den Sie mir versetzt haben«, sagte er und fasste sich ans Kinn. »Das war aber nur eine Anzahlung.«

Fritz hatte seit Stunden angespannt an der Haupt-Steuerkonsole gesessen, ohne etwas zu sagen oder sich auch nur zu rühren. Die anderen Techniker schlichen auf Zehenspitzen um ihn herum. Weil die Verbindung zu Gaeta unterbrochen war, vermochten sie nichts anderes zu tun als zu warten. Die Missionszeituhr auf Fritz' Konsole zeigte, dass Gaeta noch immer für über dreißig Stunden Luft hatte, aber sie hatten keine Ahnung, in welchem Zustand er war.

Nadia Wunderly kam in die Werkstatt und spürte sofort, dass eine Stimmung wie bei einem Begräbnis herrschte.

»Was ist mit ihm?«, fragte sie den nächsten Techniker

flüsternd.

Der Mann zuckte die Achseln.

Sie ging zu Fritz. »Haben Sie schon irgend etwas von ihm gehört?«

Fritz schaute mit verquollenen Augen zu ihr auf. »Seit zwei Stunden nicht mehr.«

»Oh.«

»Sind diese Eisflocken wirklich lebendig?«, fragte Fritz.

»Ich glaube schon«, sagte sie mit Betonung auf *ich.* »Wir werden aber noch ein paar Proben nehmen und ein paar Untersuchungen durchführen müssen, bis wir eine endgültige Bestätigung haben.«

»Sie fressen den neuen Mond wirklich auf?«

Wunderly nickte verdrießlich. »Sie schwärmen über die gesamte Oberfläche. Ich habe die Instrumente darauf programmiert, Messungen vorzunehmen, aber es wird einige Zeit dauern, bis wir eine Abnahme des Monddurchmessers feststellen werden.«

»Ich verstehe. Dann haben Sie also eine große Entdeckung gemacht.«

»Ich wünschte, ich hätte das gewusst, bevor Manny nach draußen gegangen ist…«

»He, Fritz!«, drang es knisternd aus dem Lautsprecher des Funkgeräts. »Hörst du mich?«

»Manny!« Fritz sprang auf. »Manny, du lebst!«

»Ja, aber ich weiß nicht, wie lang noch.«

Rückkehr

Timoschenko, der allein im Cockpit des Raumboots saß, hatte der Unterhaltung zwischen Gaeta und den Technikern gelauscht und war dann in Niedergeschlagenheit verfallen, als Gaeta verstummt war. Dann haben die Wissenschaftler also eine große Entdeckung gemacht, sagte er sich. Sie werden Preise einheimsen und mit Champagner anstoßen, und Gaeta wird schmählich vergessen.

Das ist der Lauf der Welt. Die Großkopfeten klopfen sich gegenseitig auf die Schultern, während der kleine Mann einsam stirbt, sagte er sich. Vielleicht wird man noch ein paar Video-Dokumentationen über Gaeta bringen: der tollkühne Stuntman, der in den Ringen des Saturns gestorben ist. Doch in ein paar Wochen wird kein Hahn mehr nach ihm krähen.

Timoschenko hatte das Raumboot so programmiert, dass es die Cassini-Teilung zwischen dem A- und B-Ring durchstoßen und in eine Position gehen würde, wo Gaeta gemäß der Programmierung unterhalb der Ringebene herauskommen sollte. Er wusste aber, dass der Stuntman nicht an dieser Stelle herauskommen würde – nicht nach dem, was mit ihm geschehen war. Wahrscheinlich würde Gaeta überhaupt nicht mehr herauskommen, doch Timoschenko wartete trotzdem an der vereinbarten Stelle.

»He, Fritz! Hörst du mich?«

»Manny!«, platzte Fritz heraus. »Du lebst!«

Der Klang von Gaetas Stimme elektrisierte Timoschenko. Er schaute durchs Cockpitfenster auf die schimmernde Weite der Saturnringe; sie waren so hell, dass es ihm schier die Tränen in die Augen trieb. Dann setzte der Verstand wieder ein, und er überprüfte die Radarbilder. Da war ein Objekt von der Größe eines Menschen, der wie eine Gewehrkugel aus den Ringen

herausgeschleudert wurde.

»Gaeta!«, schrie Timoschenko ins Mikrofon, »ich komme dich holen!«

Gaeta brauchte ein paar Sekunden, um sich vom Schock der plötzlichen Schubdüsen-Zündung zu erholen. Er hatte keine Kontrolle darüber; er hieb verzweifelt auf die Tasten, doch die Rakete feuerte einfach weiter, bis ihr der Brennstoff ausging und sie stotternd verstummte. Erst dann versuchte Gaeta, eine Verbindung herzustellen. Er hörte Fritz' Stimme im Lautsprecher. Dem Cheftechniker schien es vor Überraschung und Freude förmlich die Sprache verschlagen zu haben; ein so seltener Vorgang, dass Gaeta lachen musste. Der alte *cabrón* hat sich Sorgen um mich gemacht!

»In welcher Verfassung bist du?«, fragte Fritz wieder in seiner normalen professionellen Nüchternheit. »Die diagnostischen Daten, die wir erhalten, sind noch immer ziemlich uneinheitlich.«

Gaeta sah Eispartikel vom Helmvisier wegfliegen und sagte: »Ich bin in Ordnung, außer dass ich nicht weiß, wohin, zum Teufel, ich fliege. Wie sind meine Position und der Vektor?«

»Wir arbeiten daran. Dein Triebwerk ist anscheinend ausgebrannt.«

»Richtig. Ich habe keine Möglichkeit mehr, zu bremsen oder den Kurs zu ändern.«

»Keine Sorge«, ertönte Timoschenkos Stimme. »Ich habe dich auf dem Radar. Ich bin schon auf Rendezvous-Kurs.«

»Super«, sagte Gaeta. Das Helmvisier war nun wieder fast eisfrei. Er sah noch eine kleine Eisflocke, die umherirrte wie eine mit Amphetamin gedopte Ameise und schließlich

verschwand.

»Und tschüss, *amigito*«, sagte Gaeta zu dem Partikel. »Nichts für ungut. Ich hoffe, du kommst wohlbehalten wieder nach Hause, kleiner Freund.«

Schmerz! Holly hatte noch nie zuvor einen so fürchterlichen Schmerz verspürt. Hätte es nicht einmal im Traum für möglich gehalten. Kananga schlug sie wieder in die Nieren, und ein neuer Schmerz explodierte in ihr – ein brennender, unerträglicher Schmerz, der alle anderen Sinneseindrücke auslöschte.

»Eine einfache Aussage«, sagte Morgenthau und beugte sich über sie. »Nur einen einzigen Satz. Sagen Sie uns, dass Sie Cardenas geholfen haben, Killer-Nanobots zu entwickeln.« Sie hielt Holly den Palmtop unter die Nase. Holly vermochte kaum zu atmen. »Nein«, grunzte sie durch geschwollene und blutige Lippen.

Kananga drückte ihr das Knie in den Rücken und drehte ihr brutal den Arm um. Holly schrie auf.

»Es kann nur noch schlimmer werden«, zischte Kananga ihr ins Ohr. »Es wird immer schlimmer werden, bis du tust, was wir wollen.«

Holly hörte, wie Eberly mit kläglicher, flehender Stimme sagte: »Sie werden sie umbringen. Um Gottes willen, lassen Sie sie in Ruhe.«

»Sie rufen Gott an?«, sagte Morgenthau zornig. »Welche Blasphemie.«

»Sie bringen sie um!«

»Sie wird sowieso sterben«, sagte Kananga.

»Nehmen Sie sich doch den anderen vor«, flehte Eberly.

»Gönnen Sie ihr eine Pause.«

»Er ist schon wieder bewusstlos. Holly ist viel zäher, nicht wahr, Holly?« Kananga packte sie am Haar und riss Hollys Kopf so brutal zurück, dass sie glaubte, das Genick würde brechen.

»Wenn wir neuronale Controller hätten«, sagte Vyborg, »würde sie uns alles sagen, was wir hören wollen.«

»Wir haben aber nicht die entsprechende Ausrüstung«, sagte Morgenthau. Sie seufzte schwer. »Brechen Sie ihr die Finger, Einen nach dem andern.«

Timoschenko brachte das kleine Raumboot auf eine Flugbahn, auf der es sich dem herumwirbelnden Gaeta schnell näherte.

»Ich komme von dir aus gesehen aus vier Uhr auf dich zu«, rief er. »Wirst du es schaffen, in die Ladebucht zu klettern, wenn ich bis auf ein paar Meter an dich herangekommen bin?«

»Ich weiß nicht«, antworte Gaeta skeptisch. »Habe keinen Treibstoff für den Antrieb mehr. Nur noch die Kaltgas-Mikrosteuertriebwerke; damit kann ich mich höchstens noch um die Längsachse drehen.«

»Das ist nicht so gut.« Timoschenko schaute durchs Cockpitfenster. Er sah die winzigen Konturen eines Menschen vorm Hintergrund der großen, hell leuchtenden Saturnringe.

»Au«, rief Gaeta.

»Was ist denn los?« Das war Fritz' Stimme.

»Mir ist ein Muskel gerissen, als ich die Beine aus dem Anzugsbein gezogen habe«, antwortete Gaeta. »Nun will ich sie wieder hineinstecken, und es schmerzt höllisch.«

»Wenn das dein größtes Problem ist«, sagte Fritz, »dann hast du wirklich keinen Grund zur Klage.«

Bei dieser coolen Bemerkung des Technikers musste Timoschenko lachen. Wie ein Zahnarzt, der sagt, es würde gar nicht wehtun, sagte er sich. Der Zahnarzt selbst spürt keinen Schmerz.

»Ich werde es kaum schaffen, an Bord des Raumboots zu kommen«, sagte Gaeta. »Ich fliege durch die Gegend wie ein abgefuckter Meteor. Ich habe keinen Antrieb und keinen Brennstoff zum Manövrieren mehr.«

»Keine Sorge«, sagte Timoschenko. »Ich werde dich aufsammeln. Ich fange dich auf, wie ein Artist auf dem Hochtrapez seinen Partner mitten in der Luft auffängt. Wie ein Balletttänzer, der die Ballerina im Scheitelpunkt des Sprungs auffängt. So in der Art.« Er wünschte sich, dass er so zuversichtlich gewesen wäre, wie er sich anhörte.

Holly lag zusammengekrümmt auf dem Stahlboden der Luftschleusenkammer. Sie war wieder bewusstlos.

»Sie simuliert nur«, sagte Morgenthau.

»Um Gottes willen, lasst sie in Ruhe«, bettelte Eberly »Werft sie aus der Luftschleuse, wenn es unbedingt sein muss, aber hört endlich mit dieser Folter auf. Das ist ja widerlich!«

»Wir haben auch genug Aufzeichnungen von ihrer Stimme, um eine Aussage gegen Cardenas zu synthetisieren«, sagte Vyborg.

»Ich will aber sichergehen«, sagte Morgenthau. »Ich will es aus ihrem Mund hören.«

Kananga stupste Tavaleras reglosen Körper mit der Stiefelspitze an. »Ich fürchte, dass bei ihm ein paar Rippen gebrochen sind. Er hat wahrscheinlich starke innere Blutungen. Vielleicht ist auch ein Lungenflügel perforiert.«

Morgenthau stemmte die Fäuste in die breiten Hüften: Sie bot ein Bild finsterer Entschlossenheit in ihrem albernen, knallbunten Kaftan.

»Wecken Sie sie auf«, befahl Morgenthau. »Ich will sie die Worte sagen hören. Dann können Sie sie loswerden.«

»Hundert Meter und näher kommend.« Timoschenkos Stimme in Gaetas Kopfhörer klang ruhig und professionell.

Gaeta sah das anfliegende Raumboot nicht durchs Helmvisier; also verbrauchte er einen Spritzer Brennstoff für die Minidüse, um sich etwas zu drehen. Und da war es. Es näherte sich schnell, und die plumpe Form mutete Gaeta so schön an wie eine Rennjacht. Die Ladeluke stand einladend offen.

»Du siehst verdammt gut aus, *amigo*«, sagte Gaeta.

»Ich gleiche meinen Geschwindigkeits-Vektor mit deinem ab«, erwiderte Timoschenko.

»Dein Brennstoffvorrat ist im kritischen Bereich«, ertönte Fritz' Stimme. »Es wäre besser, wenn du die zentrale Luftschleuse am Habitat-Ende anfliegst, anstatt zur Haupt-Luftschleuse zurückzukehren.«

»Ist die auch groß genug, dass ich mich im Anzug durchquetschen kann?«, fragte Gaeta.

»Ja«, sagte Fritz. »Flieg die zentrale Luftschleuse an.«

»Lass mich doch erst mal an Bord gehen, Mann«, sagte Gaeta.

Timoschenko nickte zustimmend. Er soll erst sicher an Bord kommen. Dann werden wir die Luftschleuse ansteuern, die am leichtesten zu erreichen ist.

Routiniert gab er Steuerbefehle in den Computer ein und

manövrierte das Raumboot näher an Gaeta heran. Timoschenko wusste, wenn er die Zeit gehabt hätte, wäre er in der Lage gewesen, das Rendezvous-Problem in den Computer des Raumboots einzugeben und alles automatisch ablaufen zu lassen. Doch dafür war eben keine Zeit mehr. Er musste Gaeta manuell reinbringen. Er lächelte fast angesichts der Ironie des Vorgangs. Der Computer vermochte das Problem in einer Mikrosekunde zu lösen, aber es würde zu lang dauern, das Problem in den Computer einzugeben.

Es war unmöglich, die Geschwindigkeit der beiden Objekte exakt anzugleichen. Er musste die Entfernung zu Gaeta verringern und das Raumboot auf einer Flugbahn halten, die Gaetas Bahn in dem Punkt mit der kleinstmöglichen Geschwindigkeitsdifferenz schnitt. Timoschenko wischte sich den Schweiß aus den Augen, während er aufs Radarbild starrte. Zehn Meter trennten sie noch voneinander. Acht. Sechs.

Gaeta sah, wie die Ladeluke langsam näher kam. Komm schon, Kumpel, sagte er sich. Bring das Boot her. Bring es her. Er wünschte sich, er hätte noch einen Tropfen Brennstoff in der Antriebseinheit – selbst der winzige Schub-Impuls hätte die Lücke zwischen ihm und der Ladeluke geschlossen.

»Bin gleich da.« Timoschenkos Stimme klang angespannt und spröde.

Gaeta hob die Arme und versuchte den Rand der Luke zu fassen. Weniger als ein Meter trennten die Fingerspitzen von der Sicherheit.

»Mach dich bereit«, sagte Timoschenko.

»Ich bin bereit.«

Die Luke schoss plötzlich auf Gaeta zu und umfing ihn. Er

flog so schnell in die Ladebucht hinein, dass er mit dem Hinterkopf gegen die Innenseite des Helms schlug.

»Willkommen an Bord«, sagte Timoschenko. Gaeta spürte förmlich das breite Grinsen auf seinem Gesicht.

»War etwas ungemütlich, aber trotzdem danke, *amigo*.«

»Gott sei Dank«, hörten sie Fritz atemlos sagen.

Luftschleusen-Justiz

Fritz und drei andere Techniker eilten in Begleitung von Wunderly und Berkowitz zum Habitat-Ende, um Gaeta und Timoschenko in Empfang zu nehmen, wenn sie anlegten. Zu Fritz' Erstaunen hielt der pummelige Berkowitz mit ihm mit, während sie auf dem Weg zum Habitat-Ende wie verrückt in die Pedale traten. Auch Wunderly war nicht weit hinter ihm; die Techniker waren auf dem Fahrradweg jedoch deutlich zurückgefallen.

Er wartete ungeduldig an der Schleuse der zentralen Luftschleuse am Habitat-Ende auf sie und sagte sich: Ich werde dafür sorgen müssen, dass sie wesentlich mehr Sport treiben. Beim Anblick der schnaufenden und schwitzenden Figuren schüttelte er den Kopf. Sie haben sich in richtige Schlaffis verwandelt, seit wir an Bord des Habitats sind. Flankiert von Wunderly und dem schnaufenden Berkowitz und gefolgt von den Technikern marschierte Fritz durch den stählernen Tunnel, der zur Luftschleuse führte. Sie gelangten bis zur Kammer, die der inneren Luke der Luftschleuse vorgelagert war. Dort wurden sie von einem Trio schwarz gekleideter Sicherheitsleute angehalten.

»Dieser Bereich ist gesperrt«, sagte der Anführer der Wache.

»Gesperrt?«, blaffte Fritz. »Was soll das heißen? Ein Raumboot wird in ein paar Minuten an dieser Luftschleuse anlegen.«

Die Wache zückte den Schlagstock. »Sie können dort nicht hinein. Ich habe meine Anweisungen.«

Der Schrei einer Frau hallte von den Stahlwänden wider und ließ Fritz das Blut in den Adern gefrieren. »Was, zum Teufel, geht da drin vor?«, fragte er nachdrücklich.

Als Timoschenko das Raumboot zur Luftschleuse des Habitat-Endes steuerte, rief er Gaeta in der Ladebucht zu: »Willst aus dem Anzug steigen? Ich kann nach hinten kommen und dir helfen.«

»Das geht nicht«, sagte Gaeta. »Ich habe einen Muskelriss im Oberschenkel. Mir werden gleich ein paar Leute beim Aussteigen helfen müssen.«

Timoschenko zuckte die Achseln. »In Ordnung. Wir werden die Luftschleuse in weniger als zehn Minuten erreichen.«

Als sie das Habitat jedoch erreichten und Timoschenko mit der Ladeluke an der äußeren Luftschleusenluke andocken wollte, erschien die Meldung ZUGANG ZUR LUFTSCHLEUSE VERWEIGERT auf dem Monitor.

»Zugang verweigert?«, knurrte Timoschenko. »Welcher blöde Hund hat denn die Luftschleuse gesperrt?«

»Versuch es mit dem Notfall-Überrangbefehl«, riet Gaeta ihm.

Timoschenkos Finger huschten schon über die Tastatur. »Sehr gut, es funktioniert.«

Er erhob sich vom Cockpitsitz und schlüpfte durch die Luke

in die Ladebucht. Er schaute auf Gaeta im massiven Anzug und grinste. »Wenigstens kann ich das Habitat hemdsärmlig betreten.«

»Ehrlich gesagt, *amigo,* so wie mein *fregado* Bein sich anfühlt, könnte ich ohne diesen Anzug keinen Meter ohne fremde Hilfe gehen.«

In einem Nebel aus Höllenqualen zwang Holly sich, sich auf einen einzigen Gedanken zu konzentrieren. Gib ihnen nicht, was sie wollen. Du darfst ihnen Kris nicht ans Messer liefern. Ich bin schon tot, aber ich werde nicht zulassen, dass sie Kris auch noch töten.

Ein Auge war vollkommen zugeschwollen, das andere zu einem Schlitz. Sie spürte heißen Atem im Ohr. »Das ist noch gar nichts, Holly«, flüsterte Morgenthau mit schwerer Stimme. »Wenn du glaubst, du hättest Schmerzen verspürt, ist das noch gar nichts im Vergleich zu dem, was du jetzt gleich spüren wirst. Bisher haben wir dich nur geschlagen. Wenn du nicht redest, werden wir dir die Därme herausreißen.«

Holly konzentrierte sich auf den Schmerz und versuchte, mit ihm die Angst aus dem Bewusstsein zu verdrängen. Sie werden mich sowieso töten; was auch immer sie sagt, sie werden mich töten. Aller Schmerz der Welt wird daran nichts ändern.

»Die Luftschleuse öffnet sich!«, rief jemand.

»Unmöglich. Ich habe doch befohlen…«

»Schauen Sie doch auf die Anzeige.« Das hörte sich wie Eberlys Stimme an. »Die Außenluke öffnet sich.«

Im Innern des klobigen Anzugs sah Gaeta, wie die Lampen an

der Innenwand der Luftschleuse von Rot über Gelb auf Grün wechselten. Mein Gott, sagte er sich, was bin ich froh, wenn ich aus diesem Anzug rauskomme. Ich muss schon zum Himmel stinken.

Die innere Luke glitt langsam auf. Gaeta erwartete, Fritz und die Techniker zu sehen. Stattdessen erblickte er eine Gruppe von Fremden. Im ersten Moment war er verwirrt. Dann erkannte er Eberly. Und diese anderen…

Dann sah er zwei Gestalten auf dem Boden liegen. Blutig. Verletzt. Allmächtiger Gott! Das ist doch Holly!

»Was, zum Teufel, geht hier vor?«, fragte er empört.

Gaetas Stimme hallte wie ein Donnerschlag in der stählernen Kammer.

»Sie wollen Holly töten!«, platzte Eberly heraus.

Morgenthau wirbelte zu Eberly herum und zischte: »Verräter!«

Kananga trat vor den mächtigen Anzug – im Vergleich zu ihm wirkte er noch dünner als sonst. »Das geht Sie nichts an. Verschwinden Sie von hier.«

»Sie bringen Holly um!«, wiederholte Eberly noch verzweifelter.

»Wache! Schafft diesen Narren weg«, rief Kananga in den Tunnel hinein.

Die drei Sicherheitsleute kamen angerannt und blieben beim Anblick von Gaetas Anzug, der wie ein Ungeheuer vor ihnen dräute, wie angewurzelt stehen.

»Erschießt ihn!«, befahl Kananga. »Tötet ihn!«

Gaeta sah, wie die drei Wachen Laser-Schneidwerkzeuge aus dem Gürtel zogen. Hinter ihnen näherten sich Fritz und die anderen. Er richtete den Blick auf Holly, die rücklings auf dem

Boden lag; ihr Gesicht war blutig geschlagen und angeschwollen, ein Arm stand in einem grotesken Winkel vom Körper ab und die Finger der einen Hand waren blutverkrustet.

Die Wachen feuerten mit den Lasern auf ihn. Sie wollen mich umbringen, wurde Gaeta sich bewusst, den die ganze Szene total irreal anmutete. Diese Hundesöhne!

Die drei dünnen roten Laserstrahlen trafen auf die Brustpanzerung des Anzugs und wurden dort aufgefächert. Mit einem Knurren, das der Anzug wie Artilleriefeuer verstärkte, wischte Gaeta Kananga beiseite und stapfte auf die drei Wachen zu. Einer von ihnen hatte noch die Nerven, aufs Helmvisier zu zielen, doch das stark getönte Visier absorbierte den Laserimpuls zum größten Teil; Gaeta verspürte ein brennendes Stechen in der rechten Wange wie die Verbrennung durch einen Stromschlag.

Er prallte auf die Sicherheitsleute, erwischte einen der Männer mit dem Handrücken des durch Servomotoren verstärkten Arms und schleuderte ihn gegen die Wand. Dann schlug er der Frau den Laser aus der Hand und zerquetschte ihn mit der Zange der rechten Hand. Sie wandten sich zur Flucht und rannten an Fritz und seinen Begleitern vorbei, die mit offenem Mund dastanden. Die Wache, die Gaeta erwischt hatte, lag verkrümmt auf dem Boden. Sie war bewusstlos oder tot, doch das interessierte ihn nicht.

Er wandte sich Kananga zu, der ihn mit großen Augen anstarrte.

»Du wolltest Holly töten«, sagte Gaeta mit grollender Stimme. »Du wolltest sie totschlagen.«

»Warte!«, rief Kananga und wich zurück, wobei er beide

Hände hochhielt. »Ich wollte sie nicht…«

Gaeta packte ihn, hob ihn hoch und trug ihn durch die offene Luke der Luftschleuse. Mit dem anderen Arm hieb er auf die Luftschleusen-Steuerung. Die Luke glitt zu. Kananga wand sich im erbarmungslosen Griff der Zange; er rang nach Luft und zerrte vergeblich mit beiden Händen an den Cermet-Klauen.

»Wir werden ein Spielchen spielen«, knurrte Gaeta ihn an. »Wir wollen mal sehen, wie lang du Vakuum atmen kannst.«

Die Luftschleuse wurde evakuiert. Gaeta hielt die Zange der linken Hand fest gegen die Steuerung gedrückt, sodass man die Luke von außen nicht öffnen konnte. Er hielt Kananga so hoch, dass er sein Gesicht sah, als die Augen des Ruanders entsetzt aus den Höhlen quollen und in einem Schauer aus Blut explodierten.

Epilog:

Neun Tage nach der Ankunft

Professor Wilmot saß mit strengem Gesichtsausdruck am Schreibtisch und wünschte sich sehnlich, ein Whiskyglas in der Hand zu halten. Ein ordentlicher Drink war genau das, was er nun gebraucht hätte. Aber er musste die Rolle einer Autoritätsperson spielen, und das erforderte absolute Nüchternheit.

Vor dem Schreibtisch saßen Eberly, Morgenthau, Vyborg, Gaeta und Dr. Cardenas.

»Sie haben mich dazu gezwungen«, winselte Eberly. »Kananga hat den alten Mann ermordet, und sie haben mich gezwungen, Stillschweigen darüber zu bewahren.«

Morgenthau warf ihm einen ebenso hochmütigen wie angewiderten Blick zu. Vyborg machte einen lethargischen, beinahe katatonischen Eindruck.

»Sie hat damit gedroht, mich wieder ins Gefängnis zu stecken, wenn ich nicht täte, was sie wollte«, fuhr Eberly fort und wies auf Morgenthau.

»Das Gefängnis wäre noch viel zu gut für dich«, sagte Morgenthau gehässig.

Über eine Stunde lang hatte Wilmot versucht, sich ein Bild von den Vorkommnissen in der Luftschleuse zu machen. Zum Teil war der Hintergrund ihm schon bekannt. Gaeta hatte unumwunden zugegeben, Kananga getötet zu haben; Cardenas bezeichnete das als Hinrichtung. Wilmot war zum

Hospital gegangen und von Holly Lanes Anblick entsetzt gewesen: Ihr Gesicht war fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, der Arm ausgekugelt und die Finger methodisch gebrochen. Und Ta-valera war in einer noch schlimmeren Verfassung – die gebrochenen Rippen hatten beide Lungenflügel perforiert. Dr. Cardenas hatte die Initiative ergriffen: Nachdem sie erfahren hatte, was ihnen zugestoßen war, war sie sofort ins Hospital geeilt und pumpte beide mit therapeutischen Nano-Maschinen voll – mit Assemblern, wie sie sie nannte. Die Maschinen, die sie aus ihrem eigenen Körper abzog, waren darauf programmiert, beschädigtes Gewebe, gebrochene Knochen und gerissene Blutgefäße zu reparieren.

Wilmot ging mit Cardenas konform. Die Tötung des Ruanders war eine Hinrichtung.

»Oberst Kananga hat Diego Romero ermordet?«, fragte Wilmot.

Eberly nickte. »Er hat Kananga damit beauftragt«, sagte er und wies mit dem Daumen auf Vyborg. »Er wollte unbedingt die Kommunikationsabteilung leiten.«

Vyborg sagte nichts; seine Augen flackerten nur kurz bei Eberlys Anklage. Wilmot erinnerte sich, dass Eberly darauf bestanden hatte, Berkowitz aus der Abteilung zu entfernen.

»Und das alles war Teil Ihres Plans, die Kontrolle über die Regierung des Habitats zu übernehmen«, fragte er. Er vermochte es noch immer kaum zu glauben.

»Das war mein Plan«, stellte Morgenthau richtig. »Dieser Wurm war lediglich Mittel zum Zweck.«

»Aber er ist doch ins Amt des Verwaltungschefs gewählt worden«, sagte Wilmot mit einem ungläubigen Kopfschütteln. »Sie sind in einer freien Wahl an die Macht gelangt. Wozu

dann die Gewalt?«

»Wir wollten keine demokratische Regierung haben«, antworte Morgenthau, bevor Eberly etwas sagen konnte. »Das war nur Taktik, ein erster Schritt zur Erlangung der absoluten Macht.«

»Absolute Macht.« Wilmot sank auf dem Stuhl zusammen. »Begreifen Sie nicht, wie instabil eine solche Regierung wäre? Sie hätten sie wenige Stunden nach Amtsantritt selbst zerstört.«

»Wegen seiner Schwäche«, sagte Morgenthau und deutete wieder auf Eberly.

»Und diese barbarische Folter von Miss Lane? Was wollten Sie damit erreichen?«

»Wir mussten alle Spuren von Nanotechnik im Habitat beseitigen«, sagte Morgenthau heftig. »Nanomaschinen sind Teufelswerk. Wir dürfen sie hier nicht dulden!«

»Das ist doch idiotisch«, sagte Cardenas zornig. »Wenn Sie das wirklich glauben, müssen Sie einen Sprung in der Schüssel haben.«

»Nanotechnik ist böse«, bekräftigte Morgenthau. »*Sie* sind böse!«

Cardenas schaute die Frau finster an. »Wie kann jemand nur so verblödet sein? So selbstgerecht und verbohrt, dass er bereit ist, Menschen zu quälen und zu töten?«

Morgenthau erwiderte ihren Blick. »Nanotechnik ist böse«, wiederholte sie. »Sie werden früher oder später für Ihre Sünden bezahlen.«

Wilmot hatte selbst Vorbehalte gegen Nanotechnik, aber diese Morgenthau war wirklich eine Fanatikerin, sagte er sich.

Er wandte sich wieder an Eberly. »Und Sie haben einfach

dabeigestanden und zugelassen, dass sie das arme Mädchen folterten.«

»Ich habe versucht, sie davon abzuhalten«, blökte Eberly. »Was hätte ich denn tun sollen?«

Wilmot atmete tief durch. Er sehnte sich mehr denn je nach einem Whisky. Schwieriges Fahrwasser. Sie haben noch immer diese blöden Unterhaltungsvideos, mit denen sie mir an den Karren fahren können.

»In Ordnung«, sagte er. »Ich werde Folgendes tun: Ms. Morgenthau und Dr. Vyborg werden mit dem Schiff, das die Wissenschaftler herbringt, zur Erde zurückkehren.«

»Wir werden aber nicht zur Erde zurückkehren«, sagte Morgenthau.

»Doch, genau das werden Sie tun. Sie beide werden aus dem Habitat verbannt. Auf Lebenszeit.«

»Verbannt?« Zum ersten Mal schaute Morgenthau besorgt. »Das können Sie nicht tun. Dazu sind Sie überhaupt nicht autorisiert.«

»Aber ich«, sagte Eberly mit einem Lächeln. »Ich finde, dass Exil die perfekte Lösung ist. Gehen Sie zu ihren Freunden bei den Heiligen Jüngern zurück. Dann werden Sie schon sehen, wie sie einen Misserfolg belohnen.«

Morgenthaus Augen schleuderten Blitze. »Das können Sie mir doch nicht antun!«

»Ich bin der rechtmäßig gewählte Verwaltungschef dieser Gemeinschaft«, sagte Eberly. Er genoss den Moment sichtlich. »Es liegt durchaus in meinem Ermessen, Sie beide zu verbannen.«

Vyborg erwachte schließlich aus der Trance; plötzlich schaute er entsetzt und ängstlich. Wilmot konzentrierte sich

jedoch auf Eberly. Kann ich ein Bündnis mit diesem Mann eingehen?, fragte er sich. Kann ich darauf vertrauen, dass er die Regierung ordnungsgemäß führt?

»Ja, Sie sind offiziell der Regierungschef«, pflichtete Wilmot ihm zögerlich bei. »Aber wir werden trotzdem einen Weg finden müssen, die gesamte Bevölkerung an der Regierungsverantwortung zu beteiligen.«

»Allgemeine Dienstpflicht«, sagte Cardenas. »Das wird in Selene und manchen Ländern auf der Erde so gehandhabt und scheint auch recht gut zu funktionieren.«

Wilmot kannte das Konzept. »Es wird von jedem Bürger verlangt, dass er mindestens für ein Jahr Dienst an der Allgemeinheit verrichtet?«, fragte er voller Skepsis. »Glauben Sie auch nur für einen Moment, dass ein solches Konzept hier funktionieren würde?«

»Einen Versuch wäre es wert«, erwiderte Cardenas.

»Die Leute hier werden sich nie darauf einlassen«, sagte Wilmot. »Man wird Sie auslachen.«

»Ich wäre auch dafür«, sagte Gaeta. »Mir erscheint es durchaus sinnvoll, jeden einzubeziehen.«

Wilmot hob eine Augenbraue. »Was spielt das denn für Sie für eine Rolle? Sie werden doch mit dem Schiff abfliegen, das die Wissenschaftler herbringt.«

»Nein, das werde ich nicht«, sagte Gaeta mit Nachdruck. Er drehte sich zu Cardenas um und wirkte plötzlich schüchtern, geradezu kleinlaut. »Ich meine, ich – äh… ich will nicht gehen. Ich will hier bleiben. Ein Bürger werden.«

»Und den Stuntman an den Nagel hängen?«, fragte Cardenas offensichtlich überrascht.

Er nickte feierlich. »Es wird Zeit, dass ich Schluss damit

mache. Außerdem kann ich Wunderly bei der Erforschung der Ringe helfen. Und vielleicht irgendwann auf der Oberfläche von Titan landen und Urbain und den anderen Wissenschaftlern helfen.«

Cardenas warf sich ihm an den Hals und gab ihm einen dicken Kuss. Wilmot wollte schon die Stirn runzeln, musste stattdessen aber lächeln.

Urbain und Wunderly saßen im Büro des Chef-Wissenschaftlers und schauten sich die Aufzeichnung von der Ankunft des neuen Mondes im Hauptring an. Sie sahen, wie die hellen Eis-Partikel des Rings den Neuankömmling umschwärmten und die dunkle unregelmäßige Form mit glitzerndem Eis überzogen.

»Bemerkenswert«, murmelte Urbain. Diesen Begriff hatte er bisher jedes Mal verwendet, wenn er sich das Video angeschaut hatte. »Sie verhalten sich wie Lebewesen.«

»Sie *sind* Lebewesen«, sagte Wunderly. »Davon bin ich überzeugt.«

Urbain nickte und fuhr sich automatisch übers Haar. »Das ist ein zu großer Sprung, Nadia. Es stimmt wohl, dass die Partikel dynamisch sind; das ist offensichtlich. Aber lebendig? Es liegt noch viel Arbeit vor uns, bevor wir zweifelsfrei behaupten können, dass es sich um Lebewesen handelt.«

Wunderly grinste ihn an. Er hat *wir* gesagt, sagte sie sich. Er ist nun auf meiner Seite.

»Es haben sich schon viele Wissenschaftler gegen Ihre Interpretation ausgesprochen«, sagte Urbain. »Sie wollen einfach nicht glauben, dass die Ring-Partikel lebendig sind.«

»Dann werden wir ihnen eben stichhaltige Beweise vorlegen

müssen«, sagte Wunderly.

»Das wird dann Ihre Aufgabe sein«, sagte Urbain. »Was mich betrifft, so werde ich mit dem Schiff zur Erde zurückkehren, das die anderen Wissenschaftler herbringt.«

Wunderly war geschockt. »Zur Erde zurückkehren! Aber…«

»Ich habe mir das sehr gründlich überlegt«, sagte Urbain mit erhobenem Finger. »Sie brauchen einen Mentor auf der Erde – jemanden, der Ihre Beweise präsentiert und Ihre Sache gegenüber den Skeptikern vertritt.«

»Aber ich dachte, Sie würden hier bleiben.«

»Und bei den Neuen die zweite Geige spielen?« Urbain rang sich ein Lächeln ab, und sie erkannte den Schmerz dahinter. »Nein, ich kehre zur Erde zurück. Es ist mir nie gelungen, meine eigene Karriere zu befördern, aber ich glaube, dass ich um so mehr für Sie tun kann. Für Sie und Ihre Ring-Lebewesen werde ich sogar zum Löwen!«

Wunderly wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie wusste aber, dass jeder junge Wissenschaftler mit unorthodoxen neuen Ideen einen Mentor brauchte. Selbst Darwin brauchte Huxley.

»Zumal mein Lebensmittelpunkt auf der Erde ist«, fuhr Urbain fort. »In Paris. Vielleicht… vielleicht vermag ich sie so zu beeindrucken, dass sie zu mir zurückkommt.«

»Ich bin sicher, dass Ihnen das gelingen wird«, sagte Wunderly sanft.

»Dann steht mein Entschluss also fest. Ich kehre zur Erde zurück. Sie werden die Arbeit an den Ringen leiten.«

»Ich soll sie leiten…?«

Er grinste breit. »Ich habe Sie befördert. Im Team, das von der Erde kommt, sind nur drei Forscher, die sich für die Ringe interessieren – und sie haben gerade erst ihr Diplom gemacht.

Ich habe Sie zur Leiterin der Ringdynamik-Studien ernannt. Die Neuen werden für Sie arbeiten.«

Wunderly musste an sich halten, um den Mann nicht zu umarmen.

Holly setzte sich im Krankenhausbett auf. Sie krümmte die Finger der rechten Hand und hielt die Hand vors Gesicht.

»Fast so gut wie neu«, sagte sie.

Cardenas nickte zufrieden. »Warten Sie noch ein paar Tage. Nano-Maschinen können auch nicht zaubern.«

Gaeta saß neben Cardenas; die beiden hockten auf kleinen Plastikstühlen fast in Tuchfühlung.

»Ich werde auch Nanos benutzen, wenn ich das nächste Mal in die Ringe gehe«, sagte er.

»Sogar Urbain verliert die Angst vor Nanomaschinen«, sagte Cardenas. »Er ist heute Morgen ins Labor gekommen und kein einziges Mal zusammengezuckt!«

Alle drei lachten.

Dann wurde Holly ernst. »Manny, ich möchte dir danken, dass du mir das Leben gerettet hast. Kananga hätte mich sonst getötet.«

Sein Gesicht verhärtete sich. »Ich habe es ihm zu leicht gemacht. Damals im *barrio* hätten wir mit ihm das Gleiche gemacht, was er dir und Raoul angetan hat. Und dann hätten wir ihn von einer Autobahnbrücke geworfen.«

»Ihr sprecht von mir?«

Tavalera fuhr im Rollstuhl in Hollys Zimmer und blieb an der anderen Seite des Bettes stehen.

»Ich wollte gerade zu Ihnen rüberkommen«, sagte Cardenas. »Was macht die Lunge?«

»Sie macht sich. Die Ärzte haben mich heute Morgen untersucht. Sie waren überrascht, dass ich solche Fortschritte mache.«

»Die Regeneration des Lungengewebes wird noch ein paar Tage dauern«, sagte Cardenas. »Bei den Rippen war es einfacher.«

Tavalera nickte. »Es ist schon komisch. Ich scheine fast zu spüren, wie diese kleinen Roboter in mir werkeln.«

»Das ist reine Einbildung.«

»Dann muss ich aber eine lebhafte Phantasie haben«, sagte er.

»Raoul«, sagte Holly, »ich rechne es dir hoch an, dass du mich beschützen wolltest.«

Er wurde rot. »Leider war ich dir keine sehr große Hilfe.«

»Du hast es immerhin versucht«, sagte Holly. »Als ich wirklich Hilfe brauchte, warst du da und hast mir helfen wollen.«

»Und ich habe eine Ladung Nanobots im Körper, die als Beweis dienen.«

Cardenas begriff, was er damit sagen wollte. »Keine Sorge, in ein paar Tagen werde ich sie wieder aus Ihnen entfernen, und Sie können nach Hause zurückkehren. Sie werden keine einzige Nano-Maschine mehr im Leib haben, wenn Sie die Erde erreichen.«

»Du wirst aber allein zurückkehren müssen, *amigo*«, sagte Gaeta. »Ich werde für immer hier bleiben.« Und er legte Cardenas den Arm um die Schulter.

Holly sah das Leuchten in Cardenas' Augen. »Und was ist mit den Technikern?«, fragte sie. »Werden sie auch hier bleiben?«

»Nee«, sagte Gaeta mit einem Kopfschütteln. »Fritz will zur Erde zurückkehren und einen neuen *pendejo* suchen, den er zu einem Medienstar aufbauen kann. Aber den Anzug werde ich behalten. Dieses Baby gehört mir.«

Tavalera schaute angespannt. »Darüber habe ich auch schon nachgedacht.«

»Worüber?«, fragte Holly.

»Hier zu bleiben.«

»Wirklich?«, fragte Holly und machte große Augen.

»Ja. Irgendwie. Ich meine… so schlecht ist es hier gar nicht. In diesem Habitat, meine ich. Ich frage mich, Dr. Cardenas, ob ich weiter in Ihrem Labor arbeiten könnte? Als Ihr Assistent?«

»Ich brauche Ihre Hilfe, Raoul«, antwortete Cardenas wie aus der Pistole geschossen. »Ich hatte mich schon gefragt, was ich ohne Sie anfangen soll.«

»Dann bleibe ich«, sagte Tavalera und schaute Holly an.

Sie streckte ihm die Hand entgegen. »Nicht zu fest, Raoul«, sagte sie, als er sie ergriff. »Sie ist noch ziemlich empfindlich.«

Er grinste und ließ ihre Hand in seiner liegen.

Cardenas stand auf. »Ich habe zu arbeiten. Ich werde heute Nachmittag noch mal bei euch beiden vorbeischauen. Komm, Manny.«

Gaeta lehnte sich auf dem knarrenden Stuhl zurück. »Wohin soll ich denn gehen? Ich bin doch im Ruhestand, nicht wahr?«

Cardenas packte ihn am Kragen. »Komm endlich, Manny. Ich werde schon noch etwas für dich finden.«

Er ließ sich von ihr hochziehen. »Na, wenn du es sagst…«

Sie gingen. Holly legte sich wieder hin. Tavalera hielt noch immer sanft ihre Hand.

»Du bleibst doch nicht etwa wegen mir, oder«, fragte sie ihn.

»Nein, nicht…« Er hielt inne. »Doch. Ich bleibe wegen dir«, sagte er fast trotzig. »Das ist die Wahrheit.«

Holly lächelte ihn an. »Gut. Das wollte ich nur hören.«

Er erwiderte ihr Lächeln.

»Telefon!«, rief Holly. »Verbinde mich mit Pancho Lane im Hauptquartier der Astro Corporation in Selene.«

Tavalera ließ ihre Hand los und wollte vom Bett wegrollen.

»Geh nicht, Raoul«, sagte Holly. »Ich möchte, dass du meine Schwester kennen lernst.«

Professor Wilmot saß in seinem Lieblingssessel und schwenkte vorsichtig das Whiskyglas, das er in der rechten Hand hielt. Obwohl sein Blick auf den Bericht gerichtet war, den der diktierte, ging er in Wirklichkeit weit über die Worte hinaus, die vor ihm in der Luft hingen. Er ließ die Ereignisse der letzten Tage Revue passieren und versuchte den weiteren Gang der Ereignisse vorherzusehen.

Er saß lange Zeit allein da, schwenkte langsam den Whisky und fragte sich, was er seinen Vorgesetzten auf der Erde sagen sollte – wie er ihnen erklären sollte, was mit dem großen Experiment schief gelaufen war.

»Im Grunde ist überhaupt nichts schief gelaufen«, sagte er dann. »Mit dem Experiment sollte die Überlebensfähigkeit einer geschlossenen Gesellschaft getestet werden sowie die Fähigkeit, ein funktionsfähiges Gesellschaftssystem zu entwickeln. Leider entsprach das Gesellschaftssystem, das sich herauskristallisierte, nicht unseren Erwartungen und Wünschen. Es basierte vielmehr auf Gewalt und Täuschung und hätte in ein strenges, restriktives und autoritäres Regime gemündet. Auf der anderen Seite sind solche Systeme von

Natur aus instabil, wie die Ereignisse der letzten Tage gezeigt haben.«

Er saß für eine Weile in Gedanken versunken da. Dann trank er einen Schluck Whisky und fuhr fort: »Wir treten in eine neue Phase des Experiments ein, den Versuch, eine funktionsfähige demokratische Regierung zu etablieren. Die Frage lautet nun, sind die Leute dieser Gemeinschaft zu faul oder zu selbstsüchtig, um sich die Mühe zu machen, sich selbst zu regieren? Sind sie nicht mehr als verzogene Kinder, die letztlich eine autoritäre Regierung *brauchen,* die die Dinge für sie regelt? Die Zeit wird es weisen.«

Er dachte an Cardenas' Vorschlag einer allgemeinen Dienstpflicht: dass von jedem Bürger verlangt wurde, eine gewisse Zeit lang einen Dienst an der Allgemeinheit abzuleisten. Anderenorts hat das schon funktioniert, sagte Wilmot sich. Vielleicht wird es auch hier funktionieren. Aber er hatte seine Zweifel.

Er nahm einen größeren Schluck Whisky und diktierte dann den letzten Abschnitt seines Berichts an die Leiter der Neuen Moralität in Atlanta.

»Sie haben den größten Teil der Finanzierung für diese Expedition übernommen, mit der erforscht werden sollte, ob eine ähnliche Auswahl von Personen als Population einer Mission zu einem anderen Stern dienen könnte – auf einer Mission, die viele Generationen dauern würde. Aufgrund der Ergebnisse der ersten zwei Jahre dieses Experiment muss ich schließen, dass wir einfach noch nicht genug wissen, wie menschliche Gesellschaften sich unter einer solchen Belastung verhalten, um ein definitives Urteil abgeben zu können.

Meine persönliche Meinung ist jedoch, dass wir noch nicht

so weit sind, eine interstellare Mission zu planen. Wir verfügen noch nicht einmal ansatzweise über das Verständnis, das wir brauchten, um eine genetisch lebensfähige menschliche Population auf einen Weltraumflug zu schicken, der viele Generationen dauern wird.

Das ist sicher ein enttäuschender Befund, aber er kommt wohl kaum überraschend. Dies ist schließlich das erste Mal, dass eine künstlich erzeugte menschliche Gesellschaft so weit von der Erde entfernt auf sich allein gestellt ist. Wir müssen noch viel lernen.«

Er leerte das Whiskyglas und machte dann noch eine optimistische Anmerkung: »Auf der anderen Seite hat diese Gruppe zänkischer, unruhiger und dabei sehr intelligenter Männer und Frauen ein paar signifikante Erfolge erzielt. Wir haben es bis zum Saturn geschafft. Wir haben es vermieden, einer autoritären Regierung in die Falle zu gehen. Wir haben möglicherweise eine neue Lebensform in den Ringen des Saturns gefunden. Wir schicken uns an, den Titan mit Oberflächen-Sonden zu erforschen und es später eventuell mit einer menschlichen Präsenz auf der Oberfläche dieser Welt zu versuchen.

Ihnen von der Neuen Moralität wird vielleicht nicht alles gefallen, was wir erreicht haben, und Sie werden vielleicht auch nicht mit allem einverstanden sein, was wir noch vorhaben – einschließlich des Einsatzes von Nanotechnik, wo immer es sinnvoll ist. Aber Sie können sich damit trösten, dass Ihre großzügige Finanzierung dabei geholfen hat, einen neuen menschlichen Außenposten zu etablieren, der doppelt so weit von der Erde entfernt ist wie die Jupiterstation: ein Außenposten, der als Ausgangspunkt für die Erforschung des

Saturn, seiner Ringe und seiner Monde dienen wird.«

Wilmot lächelte angesichts der Ironie der ganzen Sache. »Sie haben dem Rest der menschlichen Rasse sehr konkret und anschaulich gezeigt, wie man die Grenzen der Erde überwindet. Aus diesem Grund wird Ihnen, ungeachtet dessen, was Sie denken oder was Sie glauben mögen, der ewige Dank kommender Generationen gewiss sein.«